Benjamin.

Erſter Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatischer Spiele von A. v. Kotzebue, fortgesetzt von C. Lebrün, für das J. 1827, 1828, 1829, 1830 u. 1831 à 1 Rthl. 16 Gr.

Börne, L., gesammelte Schriften. 8. 8 Th. 5 Rthl.

Buek, Dr. F. G., Handbuch der Hamburgischen Verfassung und Verwaltung. gr. 8. 2 Rthl. 8 Gr. Auf Velinpapier 3 Rthl.

Everett, Amerika, oder allgemeine Uebersicht des politischen Zustandes des westlichen Festlandes, nebst Vermuthungen über dessen wahrscheinliche Zukunft. 2 Th. 2 Rthl. 12 Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthl. Velinpap. 1 Rthl. 12 Gr.

Immermann, C., das Trauerspiel in Tyrol. Dramatisches Gedicht. 8. 20 Gr. Auf feinem Velinpap. 1 Rthl. 6 Gr.

— — die Verkleidungen. Lustspiel. 8. 20 Gr.

— — Kaiser Friedrich der Zweyte. Trauersp. 8. 1 Rthl.

— — der in der Metrik herumtaumelnde Cavalier. 8. 6 G.

Ironie des Lebens, in zwanglosen Heften von zwanglosen Leuten. Erster Theil. 1 Rthl. 20 Gr.

Ismar, F., Don Pedro Trauerspiel. 8. 20 Gr.

Maltitz, Freiherr G. A. von, der alte Student. Schauspiel. 8. 12 Gr.

Pustkuchen, Dr. F., Maria, oder die Frömmigkeit des Weibes. 8. 1 Rthl. Auf fein. Velinp. 1 Rthl. 8 Gr.

Raupach, Dr. C., dramatische Werke komischer Gattung. 1r Theil. 8. 2 Rthl.

— — Laßt die Todten ruhen! Lustspiel. 8. 20 Gr.

Weech, F. v., Brasiliens gegenwärtiger Zustand und Colonialsystem. gr. 8. 1 Rthl. 16 Gr.

Zimmermann, Prof. F. G., neue dramaturgische Blätter. 2 Theile. gr. 8. 4 Rthl.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Benjamin.

Ein Roman.

Aus der Mappe eines tauben Malers.

Erſter Theil,

mit zwölf Charakterbildern,

erfunden und radirt

vom

Herausgeber.

Motto.

Er war ein Kind der Zeit.
Sie hob ihn,
Sie trug ihn,
Sie ließ ihn fallen.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1830.

BERL

Zueignung.

Dem

Herrn Doctor

Ludwig Börne

iſt dieſer Verſuch eines Verſuches in freudigſter Verehrung gewidmet

von dem Verſucher.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Vorwort

an

Dr. L. Börne.

„Und wenn ſonſt Niemand mich loben will, ſo lobe ich mich ſelbſt," läßt der große Erasmus ſeine Narrheit ſagen. Es iſt dieſes auch meiner langen Vorrede kurzer Sinn, und Sie werden daraus erſehen: daß ich meine tüchtige Portion Narrheit aus der ſegnenden Hand der Vorſehung erhalten habe — aber deſſen ungeachtet bin ich doch keiner von den Großen; denn ich weiß es, daß ich ein Narr bin, und würde ſchamhaft erröthen, wenn man mir die Ehre anthun wollte; mich für einen Weiſen zu halten — wahrlich, was die

Beſcheidenheit betrifft, ſo kann ich mich nicht nur mit den ſieben Weiſen Griechenlands, ſondern ſelbſt mit den Weiſen des Morgenlandes meſſen; dafür haben aber letztere auch wieder die Heiligkeit vor mir voraus. Sie behaupten, Herr Doctor, wir Deutſche könnten keinen Roman ſchreiben, wenn wir uns auch noch ſo ſehr abmarterten, und ich eigne Ihnen ein Buch zu, welches den Namen Roman auf dem Titelblatte führt — aber ſeyn Sie ruhig: ich weiß beſſer, wie jenes baieriſche Schenkmädchen, die Ironie von Dünn- und Schmalbier zu unterſcheiden — und ich verſichere feierlichſt: daß dieſer Titel nichts als Ironie iſt; denn ich will ſterben, wenn ich weiß, was Alles dazu gehört, um einen guten, oder auch nur ſchlechten Roman zu ſchreiben — wie wäre es mir alſo möglich geweſen, Etwas dergleichen zu liefern? —

Aber einen Titel mußte mein Buch doch einmal haben, obgleich ich ſelbſt keinen habe — keinen, Herr Doctor! — nicht einmal einen philoſophiſchen. — Ich geſtehe es: das Unglück iſt nicht ſo groß, daß ich mein Bißchen Geiſt deßhalb aufgeben müßte — aber mein Buch! mein Buch! — ? Weiß ich denn, ob auch nur ein Fünkchen Geiſt d'rin iſt? und hat doch der Bundestag einen herrlichen Titel — warum denn mein Buch nicht? und ein Buch habe ich doch nun einmal geſchrieben. — O, Herr Doctor, wie mich dieſer Gedanke erhebt — ein Buch, ein Buch!

Ich will Ihnen erzählen wie es kam, und warum ich grade mein Buch einen Roman nannte.

Ich ſtand im verfloſſenen Sommer in der Vorhalle der Hoffmann und Campeſchen Buchhandlung — betrachten Sie ge-

fälligſt das erſte Blatt meiner Umriſſe, und ich bin gewiß: ſchöne Erinnerungen werden in Ihrer Seele auftauchen. Sie werden auf den erſten Blick unſern Herrn Verleger erkennen, ſo wie ſeine Comtoirgehülfen, beſonders den kleinen freundlichen, etwas fetten (ich neme ihn nur immer meinen Gevatter, weil er nie unterläßt, ſo oft ich komme, mir ſeine Tabacksdoſe zu offeriren). Auch der kleine Lieblingshund des Herrn Campe wird Ihnen noch erinnerlich ſein, ſo wie endlich der kleine Laufburſche und Lampenanzünder, der von den ſechs Lampengläſern in der Regel immer drei zerbrach, weßhalb er ſeit einiger Zeit zu ſeiner nicht geringen Kränkung, ſeine Ehrencharge als Aufklärer und Verbreiter des Lichts in der Hoffmann und Campeſchen Officin verloren hat, und nur noch ein ſimpler Laufburſche iſt; — warum ging er auch ſo ungeſchickt

mit dem Aufklärungsgeſchäfte zu Werke? — Aber ich ſehe im Geiſte Ihren Blick fragend auf die ſchlanke Geſtalt eines jungen, liebenswürdigen Mannes geheftet, der, auf den Fußſpitzen ſich erhebend, mit heraufgerecktem Halſe vor dem Bücherrepoſitorium rechts, ſteht; und etwas zu ſuchen ſcheint — Sie kennen ihn nicht? — ich glaub's! denn Sie ſahen ihn noch nie.

„Dieſer holde Mann bin ich!"

Ja, Herr Doctor! ſo — gerade ſo ſtand ich im vorigen Sommer vor dem Bücherrepoſitorium, und ich ſah die Bücher — die prächtig eingebundenen Bücher mit den ſchönen goldenen Titeln auf dem Rücken der Einbände: „Hoffmann's Werke" — 10 Bände — „Heine's Buch der Lieder" — „Heine's Reiſebilder" 2 Bände — „Heine's Tragödien" — jetzt folgten die „Gedichte des Grafen Platen," aber boshaft

genug, in der nämlichen schlechten Ausstattung, wie Cotta sie in die Welt geschickt hat, dann kamen „Hauff's Memoiren des Satans" 2 Bände, und endlich „Börne's gesammelte Schriften" 7 Theile. — Noch war für etliche Bände Platz in der Reihe, und mir ging das Herz auf, wenn ich dachte: wie herrlich müßte sich's nicht machen: wenn jetzt etwas von deinen Geistes-erzeugnissen folgte, „J. P. T. Lyser's" — — — und so weiter. Ich theilte diesen Gedanken Herrn Campe schüchtern mit, und spielte auf eine Gesammtausgabe meiner bis jetzt noch nicht gedruckten Schriften an. Ich gab ihm mein Manuscript, er las es, und meinte: es sei Alles recht hübsch, nur müsse ich bemerken, woher ich es gest — — geschöpft habe.

Als er meine Betroffenheit bemerkte, fuhr er fort: warum gehen Sie nicht Ihren

eigenen Weg? Verſuchen Sie ſich einmal an einem ordentlichen Ganzen — etwa einem humoriſtiſchen Roman — wir haben wenig Aechtes der Art aufzuweiſen.

Ein weiſer Mann würde davor zurückgebebt ſein; denn er hätte alle Schwierigkeiten ſogleich überſchaut — ich aber — ein Narr, ergriff mit Feuer dieſe Idee, und machte mich an's Werk. Ich griff „hinein in's bunte Menſchenleben," und in mein eigenes — und ſo entſtand mein Benjamin. Mein Buch enthält nur Wahres, und dennoch iſt Alles erdichtet — aber nichts erfunden; — ach, und hier ſehe ich, wie ſchlimm es um meinen literariſchen Ruhm ſtehen wird, wenn man auf das Kapitel von der Originalität kommt — allen meinen Leſern möchte ich Ihre Worte zurufen — „vergeſſet, was Ihr bisher laſet und lerntet" — und hinzufügen — „was Ihr

erlebtet," ehe Ihr mein Buch leſet; dann nur kann es Euch als „originell" erſcheinen; — was aber dann fehlen würde, wenn's Euch möglich wäre, ſo zu thun — das weiß ich nicht. — Nun, ich ergebe mich in mein Schickſal, falte, wie der Stadtſchreiber Fürchtegott Dünnbein in Dummburg, die Hände, mache einen Diener, und ſpreche: „Wie Gott will!"

Ich bin doch kein gar ſo großer Narr! oder iſt es etwa ein Narrenſtreich, Ihnen mein Buch zuzueignen? — wahrhaftig: nein! — Wenn Sie mein Buch leſen, ſo werden Sie keine einzige ſchwache Stelle unbelacht und ungegeißelt durchſchlüpfen laſſen, aber wo ſich eine gute Stelle findet — — — Herr Julius Campe! ich wünſche meinen Benjamin in rothem Maroquin mit Goldſchnitt eingebunden zu ſehen.

Vorwort

an

die übrige Leſewelt.

Du erhältſt hier, liebe Leſewelt, keinen gewöhnlichen Romanhelden — ſondern nur einen gewöhnlichen Menſchen dargeſtellt unter ungewöhnlichen Verhältniſſen. — Du kannſt aber dieſen Satz auch umkehren, ſo daß ein ungewöhnlicher Menſch und gewöhnliche Verhältniſſe herauskommen — es läuft Alles auf eins hinaus. Größe iſt da, gleichviel wo.

Damen will ich wohlmeinend ersucht haben, dieses Buch nicht auf ihrem Putztische zur Schau liegen zu lassen, und auch nicht davon zu sprechen — allein können sie es gerne lesen; denn obzwar ich oft gezwungen war, „die tiefste Baßsaite der Gemeinheit" anzustreichen — so ist es doch noch lange nicht so arg geworden, wie die Memoiren Casanova's, Vieles von Clauren und Einiges von der Lady Morgan.

Der Verfasser.

Erſtes Buch.

Benjamin in Dummburg.

Die Gegenwart von einem braven Knaben
Iſt, dächt' ich, immer auch ſchon was.
(Luſtige Perſon.)

Erſtes Kapitel.

Von einem morgenländiſchen Weiſen und einem Dummburger Stadtſchreiber. Der Held der Geſchichte erſcheint. Die Carrikatur und das Chriſtusbild. Ausflug.

Es lebte einmal ein weiſer Mann im Morgenlande, ſeinen Namen habe ich leider vergeſſen, doch thut der Name hier nichts zur Sache, genug: der Mann war ein weiſer Mann! Wenn dieſer weiſe Mann in ſeinem Garten luſtwandelte, ſo geſchah es oft, daß er über allerlei vernünftige und unvernünftige Dinge meditirte, als da ſind: Gott und Welt und Menſchen und Vieh. —

Darüber gerieth er denn oft in eine ſolche überirdiſche Entzückung, daß er Alles um ſich vergaß, und ſteif und ſtarr da ſtand, ohne ein Glied zu rühren, ſo daß die Vögelein aus der Luft herabkamen, und ſich auf ihn niederließen, weil

ſie glaubten, er wäre eine Statue oder gar ein Zaunpfahl.

In dem Hauſe des Herrn Stadtſchreibers Fürchtegott Dünnbein zu Dummburg, und zwar in einem Zimmer der Belletage, ſtand ein kleiner, hagerer, etwa funfzigjähriger Mann, im tiefſten Negligé, und ſchaute ſelig verzückt durch die blanken Fenſterſcheiben zum ſchönen blauen Maihimmel hinauf: Ueber den linken, ſchlaff am Leibe herabhängenden Arm hatte der Mann einen halbgewichſten Stiefel gezogen, und in der rechten, gleichfalls herabhängenden Hand hielt er eine Stiefelbürſte. — Hätteſt Du, lieber Leſer, beſagten Mann nur eine Minute lang geſehen, wie er daſtand — ſteif und regungslos — bei meiner Treue! Du hätteſt ihn entweder für den leibhaftigen morgenländiſchen Weiſen in flanellnen Unterhoſen und froſchgrünem Frack, oder für einen Strohmann gehalten. Aber länger als eine Minute wärſt du ſchwerlich in deinem Irrthum geblieben, indem gedachter Mann alle Minuten regelmäßig einen kurzen Diener machte, worauf er dann mit wunderlicher Haſtigkeit was weniges an ſeinem Stiefel bürſtete, bis er plötzlich wieder ſeine ſtarre Stellung annahm — und ſo fortfuhr mit Starrſtehn, Dienermachen, Stiefelputzen, bis ihn die gellende Stimme ſeiner

Hausehre, oder ſonſt ein Zufall in ſeiner Andacht ſtörte.

Dieſer Mann war nämlich Niemand anders, als der Herr Fürchtegott Dünnbein, wohlbeſtallter Stadtſchreiber zu Dummburg, und wirklich hielt er ſeine Morgen-, Mittags-, Nachmittags- und Abendandachten ſtets auf eben beſchriebene Weiſe. — Die Veranlaſſung dazu war folgende:

Herr Fürchtegott Dünnbein beſaß das beſte Herz, aber einen ſehr mittelmäßigen Kopf.

In ſeiner Jugend liebte er ein Mädchen, und das betrog ihn. Herr Fürchtegott, der bis dahin noch kein einziges Mal in den Harniſch gerathen war, gerieth jetzt hinein, und zwar, wie das bei ſolchen Menſchen gewöhnlich der Fall iſt, um ſo ärger, je weniger er vorher Anlage dazu gezeigt hatte.

Tauſend verrückte Streiche, wie ſie ein unglücklicher Verliebter nur immer begehen kann, beging er. Der Letzte aber ſetzte allen Uebrigen die Krone auf, und entſchied über ſein ganzes nachheriges Leben: Er hatte nie eine Fliege tödten können, und jetzt ging er unter die Soldaten, und zwar wider den ausdrücklichen Willen ſeines Vaters. Der Alte ärgerte ſich, bekam das Gallenfieber und

ſtarb nach vierzehn Tagen, ohne ſich vorher mit ſeinem Sohne verſöhnt zu haben.

Das war ein Donnerſchlag für unſern armen Freund! — Sein Liebesraptus war verſchwunden; der Gedanke: Schuld an dem Tode ſeines ſtrengen, aber geliebten Vaters zu ſein, marterte ihn unaufhörlich — er machte ſich ſelbſt die heftigſten Vorwürfe und wenig fehlte, daß er in ſeiner melancholiſch-choleriſchen Stimmung nicht Hand an ſich legte. Endlich gelang es zwar ſeinen Freunden, ihn wieder etwas zur Vernunft zu bringen — mit ſeiner kriegeriſchen Laufbahn war es aber natürlicher Weiſe vorbei. Er nahm ſeinen Abſchied, wurde, was ſein Vater geweſen war: Stadtſchreiber in Dummburg, und heirathete nach Jahresfriſt eine Couſine, die er nicht leiden konnte; aber er heirathete ſie, weil ſein Vater ſie ihm beſtimmt hatte, und behandelte ſie nur zu gut.

Wäre ſeine Frau mit der gehörigen Vernunft begabt geweſen, welche erforderlich iſt, einen ſolchen Mann zu behandeln, und hätte ſie ihn nur ein ganz klein wenig geliebt — kein Zweifel: daß es ihr alsbald gelungen wäre, ihm den Kopf wieder zurecht zu rücken; aber Frau Lucie war, wenn auch nicht gar ſo böſe, doch ohne alle Bildung, und liebte ihn eben ſo wenig, als er ſie. — Sie hatte ihn genommen, weil ſie ſchon fünfundzwanzig

Jahre eingeſtehen mußte, und bis dato noch kein andrer Freier erſchienen war (Fürchtegott zählte zu jener Zeit erſt 22). — Sie war ordentlich, arbeitſam, aber im Uebrigen konnte ſie füglich für eine Xantippe von der beſten Sorte gelten. Von Geſtalt war ſie hager, knöchern, und um einen guten Kopf größer als Fürchtegott.

Jetzt waren fünfundzwanzig Jahre vergangen ſeit dem Tage der Hochzeit, und kein Tag verging, an welchem Frau Lucie ihren Pantoffel nicht mit Macht handhabte. Fürchtegott ertrug ſeine Leiden mit wahrhaft lammmäßiger Geduld: Er war, wie geſagt, ruhiger geworden, aber mit ſeinem Gewiſſen immer nicht ſo ganz im Reinen. Seine von Jugend auf ſorgſam genährte Gottesfurcht war endlich in eine wirklich krankhafte Bigotterie ausgeartet. Bei Allem, was er that, betete er. Bei Allem, was ihm widerfuhr, betete er, ſogar wenn ſich zu Zeiten der alte Adam in ihm regte, betete er; und entfuhr ihm, was als Folge ſeines leidigen Soldatenlebens nicht eben allzuſelten vorkam, ein Fluchwort, ſo vergaß er nie ein: „Gott verzeih' mir die Sünde!“ — hinzuzuſetzen.

Im Verfolge der Geſchichte wirſt Du, lieber Leſer, dieſen wunderlichen Mann noch näher kennen lernen; ich nehme daher den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Der Herr Stadtſchreiber hatte, ſeit er ſein diesmaliges Nachmittagsgebet begonnen, ſo eben den dritten Diener gemacht (in der Regel kamen deren Neun in jeder Betſtunde vor), als die Thür geöffnet wurde, und ein junger Menſch von etwa ſiebenzehn Jahren hereintrat.

Es war der Held dieſer Geſchichte: Benjamin.

„Liebſter Onkel!" — rief er —

„Den Augenblick!" entgegnete der Herr Stadtſchreiber, ohne ſeine Stellung zu verändern, betete noch eine Minute fort, machte ſeinen vierten Diener, und wandte ſich dann zu dem geduldig harrenden Neffen mit der gutmüthigen Frage: „Was willſt Du, mein Sohn?"

„Ich wollte Ihnen nur ſagen, lieber Onkel, daß ich wieder auf einige Tage nach Liebenau hinausgehe."

„Haſt Du Dich wieder mit der Tante gezankt?"

„Nicht doch, Onkel, es iſt nur wieder eine dumme Geſchichte. Der alte Kirchenrath Wackelbauch hat, Gott weiß wie? eine Skizze von mir erwiſcht, und bezieht ſie auf ſich und ſeine beiden dicken Töchter — und die Tante —"

„Ich wollte," platzte der Onkel höchſt ärgerlich heraus, „ich wollte, daß der Teufel (Gott vergieb mir die Sünde!) den dicken Kirchenrath und

ſeine dicken Töchter holte, und Deine Carrikaturen dazu! daß Du auch das heilloſe Satyriſiren nicht laſſen kannſt — die ganze Stadt haſt Du Dir ſchon damit zu Feinden gemacht.“

„Onkel! darauf bin ich ſtolz.“

„Ein Narr biſt Du, ein Erznarr! Du ſchadeſt Dir ſelbſt am meiſten damit, und ich habe immer niederträchtigen Aerger davon. Kannſt Du denn nichts Beſſeres malen?“

„Nun ja doch!“ lachte Benjamin, ſprang zur Thür hinaus, und kehrte ſogleich mit einem verhüllten Bilde zurück. Nachdem er es in's rechte Licht geſtellt hatte, riß er das Tuch hinweg, und im friſchen, lebendigen Farbenglanz ſtrahlte dem Onkel das Bildniß des Erlöſers entgegen. Es war ein lebensgroßes Kniestück, und ſowohl im Ausdruck des Geſichts als auch der Stellung der Hände errieth der Beſchauer leichtlich, daß der Moment zum Vorwurfe gewählt worden, wo der große Weiſe die liebevollen Worte ſprach: „Kommet her zu mir, die Ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will Euch erquicken.“

Kaum erſchaute Onkel Fürchtegott das Bild, ſo machte er auch ſogleich drei raſche kurze Diener, faltete andächtig die Hände, und wechſelweis bald ſeinen Neffen, bald die Schilderei betrachtend, fragte er gerührt: „alſo das haſt Du gemacht?“

„Freilich," verſetzte Benjamin, „meinem guten Liebenauer Paſtor zum Andenken, es ſoll in der dortigen Kirche aufgehangen werden, und deshalb vorzüglich will ich heute hinaus, und es hinbringen. Mit der Carrikaturgeſchichte hat es ſoviel nicht zu bedeuten." — Der Onkel wurde immer freundlicher: „Alſo in der Kirche ſoll es hängen? Da will ich doch auch einmal hinaus, und ſehen, wie ſich's dort ausnimmt. Geh' nur jetzt, mein Junge! und bleibe morgen dort, es iſt gerade Sonntag, das trifft ſich gut, ich denke, mit Gott" (Diener), „bis zum Montag meine Frau wieder mit Dir ausgeſöhnt zu haben — aber laſſ' es dann auch das letzte Mal geweſen ſein. — Grüße den Herrn Paſtor — haſt Du Geld?"

„Nein Onkel!"

„Du hältſt ſchlecht Haus, Benjamin! — warte! da haſt Du" — (der gute Onkel durchſuchte alle ſeine Taſchen, aber die waren eben ſo ſchwindſüchtig wie die ſeines Neffen, und höchſt ärgerlich rief er:) „So ſchlage das Donnerwetter drein, Gott verzeih mir die Sünde! ich habe auch nicht einen rothen Heller bei mir! meiner Frau darf ich jetzt nicht kommen" —

„Ich brauche kein Geld, Onkel."

„Nein! nein! man darf ſich doch nicht lumpen laſſen! Du mußt — weißt Du was? Gehe

hin zum Vetter Hans, und laſſ' Dir einen halben Gulden geben, ich wollt' es ſchon wieder richtig machen."

„Guter Onkel!"

„Schon recht! mach nur, daß Du fort kommſt, ich höre meine Frau." — Wie der Blitz war Benjamin aus dem Zimmer, aus dem Hauſe, aus der Stadt. —

Der Onkel aber begann ein neues Gebet, worin er dem lieben Gott ſeinen Dank dafür darbrachte, daß ſein lieber Neffe glücklich aus dem Hauſe gekommen, ohne mit der Tante zuſammen zu treffen.

Extrablatt.

Und alſo hätte ich Dir, lieber Leſer! meinen Helden ſonder Zwang und Angſt vorgeführt; zwar auch ohne die üblichen Knalleffecte, womit insgemein die Romanhelden auftreten, aber ich habe Dir ja auch ſchon im Voraus geſagt: daß mein Benjamin kein gewöhnlicher Romanenheld iſt, der nur auf dem Papier lebt, und oft auch da nicht einmal. — Mein Held aber lebt, Gott ſei Dank! in der wirklichen, ſchönen Welt, und ich prophezeihe Dir, daß, wenn er nur erſt ſo recht mitten drin ſich herumtummelt, und alle Luſt, und aller Schmerz, wie ſie das Daſein giebt, einziehen in ſeine Bruſt — und welchem wirklich Lebenden widerführe das nicht? — ich prophezeihe Dir: Du wirſt ihn dann nicht ſo leicht für einen andern Romanhelden hingeben.

Uebrigens kann ich mich gar nicht genug über den Namen meines Helden freuen! —

„Benjamin!“

Wie ſo traulich, herzlich und beſchwichtigend lautet er! Wie ſo klar, heiter und lebenskräftig!

— Ich bin gewiß, daß keiner meiner Leſer, wenn er mein Büchlein zur Hand nimmt, und den Titel lieſet:

„Benjamin.

Ein Roman aus der Mappe eines tauben Malers.

Erſter Theil,

mit 12 Charakterbildern,

erfunden und gezeichnet von J. P. T. Lyſer."

Hamburg,

bei Hoffmann und Campe.

1830.

auch nur einen Augenblick daran denkt, mein Held könne ein Spitzbube ſein, oder ein Narr. Mit dem Namen Benjamin ſind ſolche Begriffe durchaus nicht zu vereinigen! Jeder ſieht's dem Namen ſogleich an, daß mein Held ein ſo ehrlicher, heiterer Junge ſein muß, wie er es in der That iſt.

O wie lieb iſt es mir jetzt, daß ich ſchon von frühſter Jugend an gewohnt war, jedes Ding bei ſeinem rechten Namen zu nennen! — Es hat mir freilich ſchon manche Ungelegenheit zugezogen, mancher ſogenannte Freund kündigte mir deshalb ſeine ewige Freundſchaft auf; und mancher ſchöne Mund, welchen ich ſonſt küſſen durfte, ſchilt mich jetzt einen Erzgrobian! kein Jude will mir mehr bor-

gen, und kein Diplomat würde mich je mehr für einen Anhänger der Ariſtokratie gelten laſſen, wollte ich mich auch herablaſſen, den Fürſten Metternich und den großen Rothſchild bis in Mahom's ſiebenten Himmel zu erheben.

Aber der Lohn der Tugend bleibt nicht aus! All mein Herzeleid iſt mir vergolten! ich brauche mir keine Sorgen zu machen über den Anfang meiner Geſchichte — ich ſchreibe nur den Namen meines Helden:

„Benjamin!"

hin; und der ſchönſte Anfang iſt gemacht. Geſegnet ſei der Gevatter, der meinem Helden ſeinen Namen gab! geſegnet der Paſtor, der ihn taufte! wüßte ich ihre Namen, ich wollte ihnen zwei köſtliche Denkreden halten, trotz einem Börne! — und Herr Julius Campe ſollte ſie mir doppelt honoriren.

Hieße mein Held Joſeph, ſo könnte der geneigte Leſer leicht in Verſuchung gerathen, ihn für ſehr keuſch, oder für einen Kornwucherer zu halten, welches Beides er doch eben ſo wenig iſt, wie ich ſelbſt.

Hieße er Martin, oder Peter, ſo könnte man dabei an einen großen Reformator in religiöſer oder politiſcher Hinſicht denken, welches aber ebenfalls fehlgeſchoſſen wäre.

Ferdinand, Fritz, Carl, Theodor, Ludwig,

August! ꝛc. sind zwar recht hübsch klingende Namen — aber sie klingen auch nur, und sagen dir Wenig oder Nichts! aber „Benjamin!“ — welch ein Zauber liegt in diesem Namen! —

Wie freue ich mich auf den Moment, wo er zum ersten Mal seiner Geliebten — (ich wollte, sie hieße Hedwig!) sagte: „Ich liebe dich!“ — und nun sie dasteht, und ihn anschaut mit einem Blick, in welchem tausend Himmel voll unendlicher Lust und unendlicher Wehmuth wiederstrahlen — und sie dann endlich „Himmel aufjauchzend, zum Tode betrübt“

„Benjamin!“

ausruft, und in seine Arme stürzt — — — — — — — — — — — — — — — —

O! hätte ich nur meinen eignen, einfältigen Namen nicht schon drucken lassen, auf der Stelle nähm' ich den Namen Benjamin an, und eilte durch die Straßen meines lieben alten Hamburgs, von Haus zu Haus;

Und wo aus einem Fenster
Ein schönes Kind schaute,
Mit schmachtenden Augen,
Rosigen Wangen,
Und küssigen Lippen;
Wie sie nur immer zu finden in Hamburg;
Da kehrte ich ein,
Und machte einer Jeden

Die göttlichſte Liebeserklärung;
Und ſagte am Schluß: „Ich heiße:
Benjamin!“
Und alle die ſüßen, herzigen Mädchen
Fielen mir um den Hals,
Und flüſterten, lispelten, ſchnatterten, jauchzten:
„Benjamin!“
Und ich verginge vor Entzücken.

Ende des Extrablatts.

Zweites Kapitel.

Der Held auf dem Wege nach dem Dörfchen Liebenau. Der geneigte Leſer erfährt unterdeſſen, wer und was beſagter Held eigentlich iſt. — Ankunft des Helden in Liebenau. Leonore! — Der Leibarzt — höchſt wichtige Unterhandlungen, Benjamins Gedanken darüber — der Entſchluß.

Freiauf athmete Benjamin, als er die Stadt im Rücken hatte, und trotz dem, daß er an ſeinem Bilde ſchwer tragen mußte, fühlte er ſich doch federleicht. — Es war ein wunderſchöner Mais-Nachmittag; der liebe Himmel ſchaute ſo freundlichklar auf die neugrünende Erde herab, als wolle er es den Menſchen recht zu verſtehen geben, wie lieb er ſie noch immer habe, trotz der vielen Dummheiten, die ſie nun ſchon 6000 Jahre lang begehen.

Das Städtchen — oder wenn man lieber will: die Stadt Dummburg iſt zwar an ſich ein

heilloſes Neſt, und eigentlich keinen Schuß Pulver werth, wollte man auch die drei Juſtizräthe, welche dort leben, ſammt ihrer ganzen Hochwohlgebornen Sippſchaft mit auf die Rechnung ſetzen — aber der Wahrheit die Ehre: die Umgebung der Stadt iſt ſehr hübſch! — Sie liegt in einem reizenden Thale, wie es nur immer der Norden Deutſchlands aufzuweiſen hat; rings umgeben von Buſch und Wald, und wenn man ſo von einer Anhöhe auf ſie herabblickt, könnte man wunder glauben, wie gut ſich's allda leben ließe, beſonders wenn der Frühling das Seinige thut, ihr einen romantiſchen Anſtrich zu geben, welchen ſie außerdem nicht hat — und es war Mai! und heute gar Sonnabend; ach! der Sonnabend iſt und bleibt doch ein gar lieber Tag! mir faſt noch lieber wie der Sonntag ſelbſt. Wenn man ſich eine ganze Woche abgemartert hat — dann tönt endlich die Vesperglocke — und es ruhen plötzlich alle lärmenden Gewerke — und die Menſchen begrüßen einander mit ſtillen, freundlichen Geſichtern — und die Kinder jauchzen und hüpfen vor Luſt, weil heute keine Schule mehr iſt, und Morgen den ganzen Tag nicht!

O du lieber Gott! indem ich dieſes niederſchreibe, taucht die ganze glückliche Knabenzeit wieder vor meinen Blicken auf — und vor Allem

der Sonnabend, der liebe, liebe Sonnabend! — Wahrhaftig! ich erinnere mich keines Sonnabends, wo ich nicht einen Anflug von ächter Poesie verspürt hätte! — und selbst in jener Schreckenszeit, als meine guten Freunde, denen der Sonnabend „Schabbes" ist, mir auf die prosaischeste Art von der Welt mit Wechselarrest — Pfändung — Beschlag — und der Himmel weiß, was sonst noch zusetzten — — selbst da, sag' ich: behielt der Sonnabend bei mir sein Recht. —

Aber zu unserm Benjamin zurück!

Als er die Anhöhe vor der Stadt erreicht hatte — begann so eben das Vespergeläute — und sein Herz schauerte zusammen in wunderbarer Empfindung! — Die Töne erinnerten ihn an seine gesegnete Heimath, an das herrliche Land, wo der Rhein rauscht und die Traube glüht, und wo er so viele frohe, gute, glückliche Menschen gekannt — wo er selbst die glücklichen Jahre seiner Kindheit verlebt hatte. — Ach, wie lebendig erinnerte er sich an Alles — und vor Allem an seine Mutter, an seine liebe Mutter — die so gut war, und doch nicht glücklich! — Der Vater war gestorben, als Benjamin noch in der Wiege lag — die Mutter war seit der Zeit nie wieder froh geworden, und kränkelte, bis sie starb; — aber engelgut und freundlich war sie immer gewe-

ſen, und obgleich Benjamin erſt neun Jahre alt war, als er auch ſie verlor, ſo hat es doch wohl ſelten ein Sohn ſo gleich und ſo tief empfunden, was es heißt, eine gute Mutter zu verlieren; und wer weiß, ob er nicht in dieſem Augenblick auf's Neue von ſeiner Wehmuth wäre überwältigt worden, wenn die ſieben, im Hauſe ſeines Onkels verlebten, böſen Jahre ihn — nicht abgeſtumpft und erkältet — aber gekräftigt hätten.

Als nämlich die Mutter geſtorben war, kam der Onkel Fürchtegott mit Extrapoſt, und führte ſeinen Neffen nach Dummburg in ſein Haus.

Benjamin war ein ehrlicher, geſcheidter Junge, aber er wollte auf eigne Weiſe behandelt ſein, um ſo mehr, als er plötzlich aus dem ſüdlichen Theile Deutſchlands in den nördlichſten Winkel deſſelben war verſchlagen worden. Von ſolch einer Behandlung konnte aber ſowohl in Dummburg überhaupt, als auch im Hauſe ſeines Onkels gar nicht die Rede ſein. — Zwar wurde er drei Jahre in die Dummburger Stadtſchule geſchickt, aber er lernte dort nicht nur Nichts, ſondern vergaß noch ſogar das Wenige, was er bisher hatte lernen können. Leſen und Schreiben konnte er, aber mit dem Rechnen ſah es traurig aus, und vom Lateiniſchen behielt er nur die Prügel, die er — wie alle,

welche dieſe verzweifelte Sprache lernen — dabei bekommen hatte. —

Nur Eines lernte er, ohne daß es ihm gelehrt worden wäre, Zeichnen, und endlich auch Malen — und zwar waren ſeine Anlagen der Art, daß ſchon ſeine erſten Verſuche, ſelbſt bei den Dummburgern, Aufmerkſamkeit erregten, wenn freilich — wie Alles, was ihm in Dummburg widerfuhr — keineswegs zu ſeinem Beſten.

Bisher war ſeine Lage im Hauſe des Onkels ſo ziemlich geweſen, aber als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, begann ſeine Leidens- und Lehrzeit. —

„Der Junge hat nun genug gelernt," ſprach Tante Lucie eines Tages zu ihrem Sponſen; „Jetzt ſoll er uns mit zur Hand gehen, damit er nicht mehr umſonſt das Gnadenbrot ißt." — Onkel Fürchtegott that ſeinen Mund auf und antwortete, was er immer antwortete, wenn ſeine Frau eine neue Willensmeinung declarirte: „Wie Gott will!" — Und alſo wurde Benjamin von der Tante in den folgenden Aemtern förmlich inſtallirt, als:

1) Subſtitut des Onkels.
2) Tafeldecker (wozu das Wetzen der Meſſer und Gabeln gehörte).

3) Holzhacker.
4) Wasserträger.
5) Laufbursche; und endlich:
6) (als Ehrencharge) Rechnungsführer der Tante;

welches letztere Amt ihm die meiste Noth machte, indem es ihm reichliche Ohrfeigen-Ernten einbrachte, wenn die Rechnungsfehler ein wenig gar zu genial geriethen.

Man sieht, unserm Helden fehlte es nicht an Gelegenheit, das Muster eines vortrefflichen Familiencsels abzugeben, wenn er nur die gehörige Anlage dazu gehabt hätte — aber die hatte er nun einmal nicht, und so behielt er den Kopf oben, so viele Mühe man sich auch gab, ihn unterzuducken.

Anfangs freilich war seine Lage schrecklich, um so mehr, als gerade jetzt der Funke, der bis dahin in seinem Innern glühte, zur Flamme emporloderte. Im strengsten Sinne des Worts konnte er jene Klage auf sich anwenden, welche Göthe seinem gewaltigen Faust in den Mund legt:

„Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf!
„Ich möchte blut'ge Thränen weinen,
„Den Tag zu seh'n, der mir in seinem Lauf'
„Auch nicht den kleinsten Wunsch gewährt —
nicht einen."

Lache nicht, lieber Leſer, wenn ich meinen ſiebenzehnjährigen Benjamin mit Fauſt vergleiche, jede Empfindung, jedes Fach des Wiſſens und der Kunſt hat einen Fauſt aufzuweiſen! und vielleicht warſt Du ſelbſt ſchon nahe daran, ſolchergeſtalt überzuſchnappen.

So arg wurde es nun freilich mit meinem Helden nicht — im Gegentheil! war es wahr, daß er oft auf dem Punkte ſtand, des Teufels zu werden — ſo war es auch eben ſo gewiß, daß er es nicht wurde, ſondern, indem er das Niedrigſte duldete, ſammelte er Kraft, ſich aufzuraffen, und zu erheben über momentane Jämmerlichkeit — und als er es erſt ſoweit gebracht hatte, ging es ihm wie dem überluſtigen Figaro, und wie dieſer, hätte er auf die Frage — „Was gab dir deinen Frohſinn?“ — antworten können: „Mein Unglück!“ — Wahrhaftig: daß uns der ächte Frohſinn als Grund- und Leitton durch's Leben erſt dann ſo recht zu Theil wird, wenn wir eine Zeitlang in der Walkmühle alles erdenklichen Unglücks tüchtig durchgewalkt worden — das iſt eine große Wahrheit, und an unſerm Freunde beſtätigte ſie ſich auf die entſchiedenſte Weiſe; denn er war zur Zeit, wo meine Geſchichte beginnt, vielleicht der luſtigſte Burſche im lieben Vaterlande. —

Daß aber dem feurigen Jünglinge dann und wann trotz allen Frohsinns und angeborner Gutmüthigkeit — doch die Galle überlief, wenn ihn (im Hause, so wie in der Stadt) jeder Dummkopf per Hund behandelte, war wohl sehr natürlich. Er war zu stolz, um mit solchen Menschen sich herumzubeißen — aber er rächte sich nur um so empfindlicher, indem er seiner Laune freien Lauf ließ, und seine Gegner abschrieb und abzeichnete, wie sie waren. —

Seit Benjamins Confirmation hatte die Tante ihre Ohrenfeigenspende freilich eingestellt; aber das Zünglein war dafür nur um so geläufiger geworden; man wird sich daher vorstellen können, was für ein Ungewitter über unsern Helden hereinbrach, wenn bald eine Kaffee- und Klatschschwester, bald ein Mitglied eines E. E. Raths der Stadt Dummburg, schwere Anklage bei Frau Lucien erhoben: ob der Keckheit und Gottlosigkeit ihres Neffen. — Benjamin, der sich's bewußt war, der Tante selbst nie die schuldige Ehrfurcht und Achtung versagt zu haben, war sehr ruhig dabei, und schrieb und zeichnete nach wie vor, was ihm ein- und auffiel. Da ihm aber solche Streitigkeiten keineswegs erfreulich sein konnten, so wußte er es zuletzt immer so einzurichten, daß er, so oft wieder dergleichen vorfallen konnte, den ersten Zorn der

Tante in einiger Entfernung ruhig abwartete. Einen trefflichen Hafen für ſolche Stürme fand er in dem Hauſe des Pfarrers Redlich zu Liebenau, einem Kirchdörfchen, etwa eine Stunde von Dummsburg entfernt. Dahin pilgerte er, ſo oft er konnte; denn der Geiſtliche, der Benjamins Herz kannte, liebte ihn, wie ein Vater nur immer ſeinen Sohn lieben kann, und Benjamin war nicht undankbar, ſein Herz und ſein Kopf bildeten ſich hier aus.

Die Gemeinde zu Liebenau war ein armer, aber ehrlicher Menſchenſchlag, und ihr Pfarrer arbeitete aus allen Kräften dahin, ſie ein wenig mehr zu cultiviren, als es ſeinen Vorgängern gelungen war. Das hielt jedoch ein Bißchen ſchwer, und daran war vorzüglich der Umſtand ſchuld, daß die Liebenauer Bauern lieber in's Wirthshaus als in die Kirche gingen; hieran waren aber wiederum die langweiligen, unverſtändlichen Predigten des vorigen Pfarrers ſchuld geweſen.

„Ich bringe ſie nicht in die Kirche," ſprach einſt Redlich in komiſcher Verzweiflung zu unſerm Freund: „Ich bringe ſie nicht in die Kirche, wenn ich nicht zu einem außerordentlichen Mittel meine Zuflucht nehme. Was meinſt Du, wenn ich zu Pfingſten die Kirche neu ausweißen, und mit Blumen verzieren ließe? Wüßt' ich nur irgendwo ein Bild aufzutreiben, könnteſt Du mir nicht

einen Chriſtuskopf oder ſonſt etwas Schickliches malen?"

„Topp!" rief Benjamin, „ich will's verſuchen!" Und er verſuchte es, und wir wiſſen, daß es ihm gelang, und daß er jetzt mit ſeinem Bilde auf dem Wege nach Liebenau iſt.

Eben ſank die Sonne unter, als unſer Maler à la Correggio, mit ſeinem Conterfei auf dem Rücken, in Liebenau einzog. Die Bauern gafften ihm mit offnen Mäulern nach, und als er bei der Schenke vorbeikam, rief der verſoffne Schenkwirth (ein ehemaliger herumziehender Komödiant) ihm zu: „Kehr' ein, o Kunſtgenoſſe! ſüßer Freund! ich labe gratis Dich mit blauem Zwirn!" aber Benjamin ging vorbei, und ſchlich hinter dem Pfarrhauſe herum an die Gartenhecke.

Vorſichtig ließ er ſein Bild hinübergleiten, und ſtand dann ſelbſt mit einem Sprunge im Garten.

„Mein Gott!" rief eine liebliche Mädchenſtimme, „wer ſpringt denn da über die Hecke?"

Extrablatt.

Lieber Leſer! ich ſehe mit Schrecken, daß das gegenwärtige Kapitel ſchon jetzt faſt eben ſo ſtark, wie das vorige iſt, mithin, wollte ich Dir Alles darin erzählen, was ich in dem Programm verſprochen, es über alles Verhältniß lang, und vielleicht auch langweilig werden würde — (wenn das nicht ſchon der Fall iſt). Thu mir alſo die Liebe, und habe nur ein ganz klein wenig Geduld. Auf der folgenden Seite findeſt Du —

Das dritte Kapitel.

In welchem der geneigte Leser erhält, was in der Ueberschrift des vorigen Kapitels versprochen wurde.

Also: „Mein Gott!“ rief eine liebliche Mädchenstimme, „wer springt denn da über die Hecke?“ —

Schon von frühster Kindheit an gehörte es zu den hervorstechendsten Eigenheiten unsers Helden, daß, wenn er irgendwo den Ton einer hübschen Mädchenstimme hörte, er nicht unterlassen konnte, flugs sich umzuschauen nach dem Mädchen, um zu untersuchen, ob Stimme und Mädchen zusammenpaßten; i. e. ob das Mädchen ebenfalls hübsch; und fand er das, so fühlte er immer eine herzinnige Freude darüber. Er hatte dies mit mehreren ausgezeichneten Männern gemein, z. B. mit mir. Kaum hörte er daher die lieblich klingende Frage, als er sich rasch um-

wandte, und die jüngste Tochter des Pfarrers, die funfzehn und ein halbjährige Leonore erblickte. (Ich gebe ihr Alter deshalb mit aller mir mögʼlichen Genauigkeit an, damit der geneigte Leſer ſich ſelbſt ihr Bild, ſo hübſch wie es ihm gefälʼlig, ausführen kann, als wozu ich keine Luſt habe. — Daß Leonore übrigens nicht häßlich, ſonʼdern im Gegentheil, ganz verdammt hübſch war, kann ich auf Autorparole verſichern.)

„Ich binʼs!“ entgegnete er (nämlich Benʼjamin), und freundlich hüpfte Leonore auf ihn zu, indem ſie ſprach: „Willkommen, lieber Freund! aber warum kommen Sie auf Schleifwegen? und was haben Sie da für ein Bild?“ Benjamin drehte das Bild um, und mit einem lauten „Ah!“ ſchlug ſie die Hände zuſammen, plötzlich aber, nachdem ſie es eine Weile mit leuchtenden Blicken betrachtet, wandte ſie ſich zu ihm, freuʼdig ſprechend: „Trefflich! herrlich! und wie ſchön ſich das trifft! Ja, nun iſt kein Zweifel mehr, nun iſt Ihr Glück gemacht!“

„Wie ſo, Leonore?“

„Kommen Sie nur mit inʼs Haus, es iſt ein fremder Doctor da, ein vornehmer Mann, er hat in Göttingen mit dem Vater ſtudirt, — der Vater hat ihm von Ihnen erzählt; und — ich

auch!“ fügte sie lächelnd, mit niedergeschlagenen Augen hinzu.

„Sie auch? O weh! da wird er eine schöne Meinung von mir bekommen haben.“

„Warum nicht gar!“ versetzte Leonore halb ärgerlich, fuhr dann aber wieder freundlich fort: „Von Ihren tollen Streichen hab' ich ihm freilich nichts gesagt, sondern nur von dem, was mir an Ihnen gefällt.“

„So? also gefällt Ihnen doch Etwas an mir?“

„O ja, Benjamin!“ rief das liebliche Mädchen, mit einem eignen herzlichen Ton, und schaute den Fragenden ernst, doch milde, mit ihren großen blauen Augen an; — „O ja! wenn Sie nicht Ihren bösen Tag haben, so kann man Ihnen recht gut sein, und als Sie am vorigen Sonnabend-Abend von Ihrer Mutter erzählten, und dem schönen Lande, wo Sie geboren sind, Benjamin! da war es mir, als müßte ich—“ —

„Nun?!“

„Ja! Sie wollen wieder spotten!“

„Wahrlich, Nein!“

„Kommen Sie in's Haus!“

„Und Sie wollen mir nicht sagen, was Sie von mir denken?“

„O, das wohl! Sie müssen noch viel,

viel beſſer werden, wie Sie ſind; aber jetzt kommen Sie!" ſie zog ihn in's Haus.

Der wackere Pfarrer bewillkommte unſern Helden, wie immer mit der ihm eignen Herzlichkeit. — Er ſtaunte freudig, als er das Bild ſah, und geſtand, daß er ſo etwas nicht von Benjamin erwartet hätte. „Meine Bauern," ſo ſchloß er, „werden Dir immer verpflichtet bleiben, und meinen herzlichen Dank haſt Du ebenfalls; das, mein lieber Freund, wäre aber auch Alles, was Du mit Deiner Anſtrengung erworben hätteſt, wäre nicht glücklicherweiſe ein Dritter dazwiſchen gekommen, der ganz der Mann iſt, Dir eine angemeſſene Laufbahn zu eröffnen, wozu er auch ſchon, nach dem, was ich ihm von Dir erzählt habe, ſehr geneigt iſt."

Eben trat der Fremde in's Zimmer. Der Pfarrer ſtellte ihn unſerm Helden als den Leibarzt Schandau aus **** vor.

Der Leibarzt war ein Mann zwiſchen 50 und 55 Jahren, lang und ausgetrocknet; in der Phyſiognomie lag etwas Mopsmäßiges; im übrigen ſehr viel Feinheit in Sprache und Bewegungen; der gewandte Hofmann gab ſich auf den erſten Blick zu erkennen, vielleicht zum Nachtheil des Arztes. Er trat dicht vor unſern Helden hin, fixirte ihn ſcharf, und reichte ihm dann, vornehm

lächelnd die Hand, ihn als Einen, welchen sein ältester Freund ihm empfohlen, begrüßend.

Der Pfarrer zeigte ihm jetzt das Bild, er betrachtete es genau und mit einer Kennermiene, lobte die Idee, und tadelte die Ausführung, doch so, daß es für Benjamin nichts Niederschlagendes hatte. — „Sie haben viel Anlage," sprach er, „aber Sie müssen auch Ausbildung zu gewinnen suchen — hier wäre das nicht möglich! ich habe unserm beiderseitigen Freund einen Vorschlag Ihretwegen gethan, von welchem ich hoffe, daß die Realisirung desselben Ihnen für Ihr ganzes künftiges Leben nützen soll. Wir werden Ihnen denselben diesen Abend mittheilen, und dann kommt es nur auf Ihren Willen an, etwas Tüchtiges zu werden."

Benjamin glühte vor Freude, aber wie immer, wenn ihn etwas erfreute oder betrübte, vermochte er nicht ein Wort hervorzubringen, doch seine Blicke sprachen, und der Leibarzt schien diese Sprache zu verstehen; denn er lächelte sehr wohlwollend, und wiederholte: „Wie gesagt, diesen Abend." Darauf wandte er sich zum Pfarrer, und setzte mit ihm das Gespräch leise fort. Unsern Benjamin aber nahmen die Mädchen (der Pfarrer hatte drei Töchter, von denen Leonore, wie schon bemerkt, die jüngste war) in's Gebet, und

wollten von ihm wissen, um wie viel Tausend neue Sünden sein Sündenregister in der verflossenen Woche bereichert worden; und als sie ihn genug geneckt hatten, was er heute mit besonderer Geduld ertrug, nahmen sie sein Bild, bekränzten es mit Blumen, und trugen es in Prozession in's Gastzimmer, wo sie es für's Erste feierlich aufhingen.

Der Abend war da, der Pfarrer winkte unserm Helden, und führte ihn nebst dem Leibarzt in sein Studirzimmer. Dort angelangt begann er, wie folgt: „Ich kenne Dich, lieber Benjamin, jetzt seit einem Jahr, und ich darf Dir das Zeugniß geben, daß Du ein guter Mensch bist. Du hast Fehler, große, häßliche Fehler, aber ich glaube, daß diese mehr aus Deinen hiesigen, ungünstig von außen auf Dich einwirkenden Verhältnissen, als aus Deinem Charakter entsprangen, und daß sie unter andern Verhältnissen sich verlieren werden; wo Du dann als Mensch und — Künstler dereinst eine nicht unbedeutende Stufe einnehmen könntest; den Willen dazu setze ich bei Dir, als sich von selbst verstehend, voraus. Mein Universitäts-Freund hier lebt in einem Kreise, wo es ihm möglich ist, viel für Dich zu thun. Er kennt viele ausgezeichnete Gelehrte und Künstler persönlich, und hat mir

verſprochen, Dir auf alle Weiſe zu Deinem Fortkommen behülflich zu ſein, wenn Du Dich entſchließen könnteſt, ihn an ſeinen Wohnort zu begleiten. Er wird dort wie ein Vater für alle Deine Bedürfniſſe ſorgen, bis Du ſelbſt im Stande biſt, Dir fortzuhelfen."

„Ueberlege Dir die Sache! mit Deinem Onkel will ich ſprechen, und ich glaube nicht, daß er etwas dawider haben wird; wenn Du alſo nur Luſt haſt — —"

„O! ich?" jauchzte Benjamin und drückte dem Leibarzt und dem Pfarrer wechſelsweiſe die Hände, der Pfarrer ſchloß ihn gerührt in ſeine Arme; der Hofmedicus lächelte.

„Es kommt nur noch darauf an," ſprach er, „wozu Benjamin eigentlich am meiſten Luſt hat; ob zum Maler oder zum Schriftſteller, unſer Freund (zu Benjamin ſich wendend) hat mir erzählt, daß Sie auch dichten." — Der Leibarzt dehnte das letzte Wort abſichtlich etwas, um zu ſehen, wie Benjamin das Prädicat: dichten, aufnehmen würde — der verſetzte aber, ohne die Falle zu merken, ganz naiv: „Das iſt wahr! — So oft mich etwas mehr als gewöhnlich bewegt, treibt es mich an, daß ich mich hinſetze, und dichte oder zeichne; und ich kann nicht ſagen: ob ich lieber Maler oder Dichter wäre."

„Benjamin hat dieſe Frage ſchon poetiſch entſchieden," ſprach der Pfarrer, ging an ſein Pult, und holte ein beſchriebenes Blatt, welches er dem Leibarzt hinreichte, dieſer las:

Töne und Farben.

Zu ſingen und zu malen,
Iſt meines Lebens Luſt!
Die Töne und die Farben
Sind Eins in meiner Bruſt. —
Und ſollt' ich Eines laſſen,
Ging's mit dem Andern nicht!
Es findet ſich zum Bilde
Mir immer das Gedicht.

Der Blumen ſüßes Leben,
Des Maienhimmels Pracht;
Der Mädchen Roſenwangen,
Der Liebe Wonnenacht,
Und Himmels-Luſt und Wehe,
Im Buſen mir erglüh'n! —
Drum, was ich nicht kann malen,
Das mag im Liede blüh'n!

„Recht artig!" rief der Leibarzt, nachdem er das Gedicht geleſen, „alſo ein zweiter Maler Müller. Aber was haben Sie, mein junger Freund, ſchon mit der Liebe Wonnenacht zu ſchaffen?"

Benjamin wurde feuerroth über das Platte dieſer Frage, die er von dem feinen Hofmann nicht erwartet hatte. — „Ich ſprach nur als Dichter," meinte er, „dem Dichter aber erſcheint (wie jedem Künſtler) ein Gedicht, nur als Gedicht, ein Kunſtwerk nur als Kunſtwerk, erhaben über alle Verhältniſſe des Alltaglebens, und ſo betrachtet, ſtets rein."

„Nun ja doch," lachte der Leibarzt! „mit Euch Künſtlern darf man's nicht ſo genau nehmen? aber demungeachtet hoffe ich, daß wir uns vertragen werden! Es bleibt mithin bei unſerer Verabredung. In *** ſind zwei geſchickte Maler: der Profeſſor und Hofmaler Dickkurz, und der Gallerie-Director Wimmer. Beide ſind mir befreundet. Ebenſo ſtehe ich mit einer Menge Gelehrten in freundſchaftlichen Verhältniſſen, da haben Sie unter den Lehrern ſelbſt das Ausſuchen. Verabreden ſie alſo mit unſerm Paſtor das Nähere, und Du," wandte er ſich zu Redlich, „thu, wie Du ſagteſt: und bringe mit den Verwandten unſers jungen Freundes Alles in Richtigkeit."

Benjamin und der Pfarrer ſchlugen ein, und alle Drei begaben ſich wieder zur Familie.

Unſern Helden nahmen die drei Mädchen ſogleich wieder in Beſchlag; ſie wollten wiſſen, was

verhandelt worden? Benjamin erzählte, ſie freü-ten ſich einmüthig über ſein Glück, forderten aber eben ſo einmüthig das heilige Verſprechen von ihm, ſie nicht zu vergeſſen, und ihnen poſttäglich recht viel Neues aus der Reſidenz zu ſchreiben. Zum Schluß hielten ſie ihm einen moraliſchen Sermon, wozu jede ihren Senf gab, des Inhalts: „er ſolle ſich vor böſer Geſellſchaft hüten, und vor allen Dingen, er ſolle ſo gut, oder auch noch ein Bißchen beſſer zurückkehren, wie er jetzt wäre.“ Benjamin verſprach es: — Ach Gott! Verſprechen iſt leicht. —

Nach dem Abendeſſen, als die Mädchen mit dem Abräumen beſchäftigt waren, und der Pfarrer und der Leibarzt über frühere und gegenwärtige Verhältniſſe ſchwatzten, ſchlich Benjamin in den Garten, in deſſen verwirrteſten Partien er herumſchlenderte. Ihm war wunderlich zu Sinn! Er ſollte aus ſeinem Kerker erlöſt werden; er ſollte ſeiner geliebten Heimath wieder näher kommen. (**** liegt bedeutend weiter gegen Süden, wie Dummburg.) — Ihm ſollte Gelegenheit werden, ſeine Anlagen und Kräfte ungehindert entfalten zu können, zu ſchaffen und zu wirken für ſeine herrliche Kunſt, und dennoch war es ihm, als läge eine centnerſchwere Laſt auf ſeinem Herzen! — Es war nicht das wehmüthige Gefühl,

das ihn beſchlich, wenn er an die Trennung von ſeinem alten Onkel (der einzigen Seele in Dummburg, die ihn geliebt hatte) dachte; es war nicht die Vorſtellung, daß er auch von ſeinem lieben Dörfchen ſcheiden müſſe, wo er immer Muth und Troſt gefunden hatte in trüber Zeit: es war endlich nicht die Aengſtlichkeit, die ein junger Menſch von 17 Jahren wohl empfinden mag, wenn er zum erſten Mal hinaus ſoll in die weite Welt (hätte er auch früher noch ſo ſehr danach geſtrebt), dieſe Aengſtlichkeit war ihm fremd, und mußte es zum Theil ſein; denn er ſollte ja nicht allein hinaus, er ſollte ja in dem Hauſe eines Freundes ſeines wackern Pfarrers leben, aber eben dieſer Freund, ja, das war der Punkt! — —

Unmöglich war es dem ſonſt ſo unbefangenen Benjamin, ganz offen gegen dieſen Mann zu ſein, ſich ihm ſo hinzugeben, wie er es bisher (oft nur zu rückſichtslos) gethan, wenn ſich ihm Jemand freundlich nahte. Das Ungewiſſe in den Urtheilen des Leibarztes war ihm in tiefſter Seele verhaßt, dann, daß er über ſeine (Benjamins) offenbare Fehler ſo abſichtlich ſchonend hinwegging, und nun vollends ſein ewiges ſüßes Lächeln, es mochte geſchehen was da wollte, und das beſonders, als er fragte: „Was haben Sie ſchon mit der Liebe Wonnenacht zu ſchaffen?“ ganz

abscheulich gewesen war, und endlich das verdammte faunisch-höhnische Gesicht, was er schnitt, als Benjamin ihn einmal unerwartet anblickte, — dieses heillose Gesicht rief ihm Hamlets Worte in's Gedächtniß, und unwillkürlich sprach er halb laut: „Man kann lächeln, und immer lächeln, und doch ein Schuft sein!" aber er erschrak, als er die Worte gesagt hatte, und schalt sich selbst einen Undankbaren. „Was ist's denn weiter," sprach er. „Er ist ein Hofmann, die müssen immer freundlich aussehen, wenn ihnen auch noch so unfreundlich zu Muthe ist. Vielleicht ist es von dem armen Medicus nichts weiter als Angewohnheit, daß er immer süß aussehen will; und vielleicht ist er noch zu ehrlich, um sich ganz verstellen zu können, und sieht daher meist süß-sauer oder sauersüß aus. Und ich dummer Teufel bürde ihm, der Himmel weiß, was für Sünden auf! aber ich will wieder gut machen! ich will jetzt desto freundlicher und aufrichtiger gegen ihn sein; und mit ihm, ja! ich will mit ihm gehen; und ich muß es! denn in Dummburg gehe ich zu Grunde! Mein liebes Liebenau werde ich freilich vermissen, und meinen Redlich und seine Töchter, und wer weiß, ob ich sie je wieder sehe, und komme ich auch wieder, Minna, Adele und die

kleine Leonore sind dann schon längst verheirathet, ach — — "

Ein lautes Gelächter unterbrach ihn in seinen Fantasien, erschrocken blickte er sich um, die drei Mädchen standen vor ihm noch immer lachend. „Vielen Dank, lieber Benjamin!" rief Minna, „daß Sie uns so gut bedenken, aber warum wollen Sie uns deshalb nicht wiedersehen? — Sie werden uns immer willkommen sein, wenn wir auch lange schon ehrbare Pastorenfrauen sind, und wenn Sie nicht gar zu spät wiederkommen, so entschließt sich vielleicht noch eine von uns Dreien, Sie zum glücklichsten Sterblichen zu machen, etwa Leonore! wo ist sie?"

Leonore war davon gelaufen.

„Sie will nicht heirathen," sprach Benjamin, „aber sie wird heirathen, so gut wie Ihr. Ich werde nicht heirathen."

„Willst Du nicht, Hartherziger?"

„Ich werde nicht!" seufzte er, und in dem Ton, womit er es seufzte, lag viel Weichherziges.

„Du bist ein Närrchen!" riefen die Mädchen, und führten ihn schäkernd in's Haus.

Das vierte Kapitel.

Wie Benjamin wieder nach Dummburg zurückkehrt, aber ſehr übel empfangen wird. — Neue Anklagen. — Scenen aus Dummburg. — Auf was für Art die Tante wieder beſänftigt wurde. — Einwilligung. — Gerüchte — die Tante macht unſern Helden zum Hofmaler, der Onkel zum Profeſſor der Philoſophie. — Vorbereitungen zur Abreiſe.

Früh am andern Morgen wanderte Benjamin nach Dummburg zurück, der Verabredung gemäß, ſeinen Verwandten den Beſuch des Leibarztes und des Pfarrers anzuſagen.

Unterwegs ſeufzte er aus innerſtem Herzen: „Gebe der Himmel nur, daß der Tante die dumme Geſchichte mit dem Kirchenrath nicht mehr im Kopfe herumgeht!“ und als er die Stadt erreicht hatte, ſeufzt' er es noch einmal; und als er in's Haus trat, ſeufzt' er es zum dritten Mal, und erſchrak gewaltig; denn die erſte Perſon,

welche ihm aufſtieß, war Frau Lucie — und ihr Ausſehn war nicht erfreulich — und kaum ward ſie ſeiner anſichtig, ſo fuhr ſie kreiſchend, ſchreiend und ſcheltend auf ihn ein.

„Und Du wagſt es noch, Du ehrvergeßner Burſche!“ rief ſie, „Du wagſt es noch, mein Haus wieder zu betreten? Wunder, daß die Polizei ihn nicht auf der Straße aufgegriffen und gleich in's Zuchthaus transportirt hat, wohin er gehört, der ungerathene Bengel!“

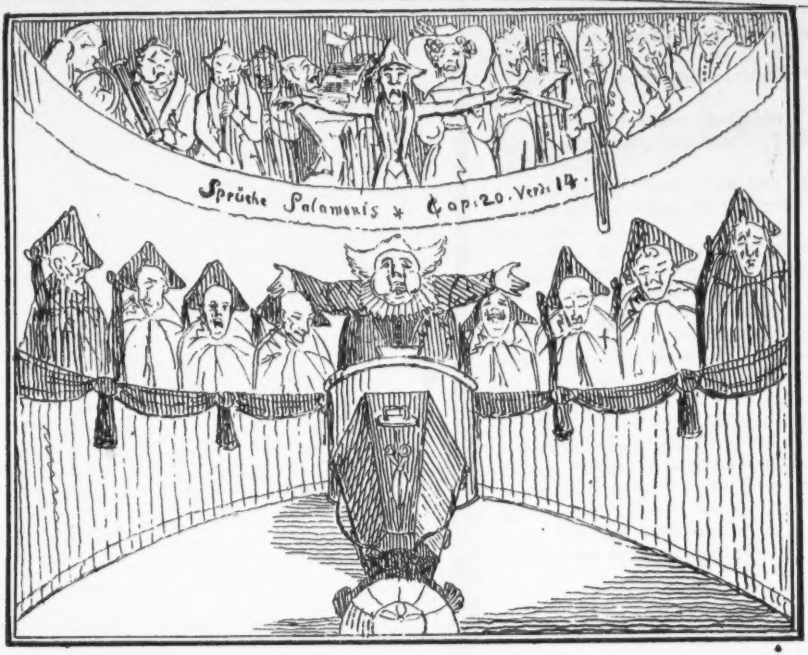
Eben kam Herr Fürchtegott die Treppe herab; ſeine Ehehälfte eilte auf ihn zu, ſchleppte ihn beim Aermel herbei, und pflanzte ihn dicht vor ſeinen Neffen hin. „Jetzt ſag' ihm Deine Meinung!“ herrſchte ſie, „den Augenblick ſag' ſie ihm! und derb, damit er ſieht, daß Du Herr im Hauſe biſt!“

Onkel und Neffe ſahen einander mit wahren Jammergeſichtern an. „Lieber Neffe,“ nahm endlich jener das Wort — „Dummerjan!“ ſchrie Frau Lucie dazwiſchen, „heißt das ihm Deine Meinung ſagen?“

„Aber du großer Gott!“ begütigte Fürchtegott, „man muß es doch erſt in Güte verſuchen.“

„In Güte?“ höhnte die Tante, „in Güte?! hilft denn Güte bei ſolch einem Taugenichts? — Habe ich ſie nicht verſucht? — Habe ich nicht

Königl.
Bibl.
Berlin.


Sprüche Salomonis * Cap. 20. Vers. 14.

Engelsgeduld mit ihm gehabt ſieben lange Jahre? Aber jetzt iſt ſie am Ende! und willſt Du ein alter Eſel, ein Schafskopf, ein Pottenkieker, ein Trillmichel ſein, ſo ſei's! aber ich will meinen Willen haben, meinen Willen! meinen Willen! das will ich!"

Der Hausherr faltete die Hände, machte einen kurzen Diener, und ſprach: „Wie Gott will!"

„Aber beſte Tante, was habe ich denn eigentlich gethan?" fragte der zerknirrſchte Benjamin, mezza voce.

„Was Er gethan hat?! Herr du mein Schöpfer! Kann man ſich ſolche Frechheit vorſtellen?! Was Er gethan hat!? Alſo weiß Er's noch nicht, Muſje? Nun wart' Er, ich will's Ihm ſagen! Seh' Er her! das, das hat Er gethan!" und bei dieſen Worten zog Frau Lucie ein Papier hervor, faltete es aus einander, und hielt es ihrem Neffen dicht vor's Geſicht. Auf dem Papiere aber befand ſich eine Zeichnung, von welcher Du, geliebter Leſer, auf dem nebenſtehenden Blättchen eine getreue Copie erblickſt.

Verblüfft heftete Benjamin ſeine Blicke auf das vorgehaltene Corpus delicti — aber indem er es, um ſeiner Beſtürzung Meiſter zu werden, wirklich genau betrachtete, fuhr ihm die drollige

Geſchichte, welche die Veranlaſſung zur fraglichen Carrikatur gegeben hatte, wieder durch den Kopf, und jetzt war es um ihn geſchehen; denn hätte er ſterben ſollen, er hätte lachen müſſen, und er lachte (ungezogen genug, der ergrimmten Tante in's Geſicht). — Wie geſagt, es war um ihn geſchehen, denn Nichts half es, daß er gleich ſich wieder zu faſſen ſuchte, indem er ſich die Zunge faſt abbiß. — Nichts half es! er hatte einmal gelacht, und was bis dahin noch nie geſchehen war, geſchah jetzt: Tante Lucie konnte keine Worte finden, ihrem Zorne Luft zu machen, aber ihre Mimik ſprach mehr als zehntauſend Worte ſagen könnten! Einige Augenblicke ſtand ſie wie verſteinert da, dann aber kehrte ihr das Leben wieder, ſie warf das Unglücksblatt unſerm Helden mitten in's Geſicht, und fuhr ab und von dannen zur Thür hinaus, welche ſie donnernd und krachend hinter ſich zuwarf.

Der Onkel wäre faſt umgefallen vor Schrecken, und jammerte unter beſtändigem Dienermachen: „Gerechter Gott! womit hab' ich es verdient, daß du mich ſo hart ſtrafſt?“ — Benjamin aber, wohl wiſſend, daß jetzt bittrer Ernſt vorhanden, ſäumte nicht, dem Onkel Alles zu erzählen, und ihn aufzufordern, den Frieden wieder herzuſtellen.

Wir, geliebter Leſer, wollen indeſſen das Unglücksblättchen ein wenig näher betrachten, und ich will Dir erzählen, ſo gut ich's weiß (d. h. ſehr gut), was für eine Bewandtniß es mit der ganzen Geſchichte hatte.

Extrablatt.

Kleine Städte sind groß im Kleinlichen, was in großen Städten (Berlin nehme ich aus, welches in dieser Hinsicht ein wahres Abdera ist) kaum, oder gar nicht bemerkt wird, darüber ist in kleinen Städten des Geschreies kein Ende. — Kleinstädter haben keinen Begriff davon, daß etwas Geringfügiges existiren könne, Alles ist ihnen wichtig, und, meinen sie: Alles was ihnen als wichtig erscheint (hauptsächlich wenn es sie selbst betrifft), müsse der ganzen Welt (geringer thun sie's nicht) wichtig erscheinen.

Dieses Wichtige, dieses Welt-Wichtige ist es, was die Kleinstädter zu einem ganz eignen Menschenschlag stempelt, so, daß die Kleinstädter der verschiedensten Länder weit mehr Racenähnlichkeit unter einander haben, wie die Großstädter eines Landes; Krähwinkel, Schilda, Sonderburg, Dummburg bestätigen einerseits meine Behauptung unwiderleglich, so wie andrerseits Wien und Prag, München und Nürnberg ꝛc.

Wie also in Krähwinkel, Schilda und Son-

derburg, alſo in Dummburg geſchah, und geſchieht es noch jetzt, daß, begiebt ſich das Alltäglichſte, was ſich nur immer im Leben begiebt, alle Welt (i. e. Krähwinkel, Schilda, Sonderburg, Dummburg) in Bewegung geräth, das Maul aufſperrt, und „Wunder!“ ſchreit.

Es ſcheint faſt, als ob jener Philoſoph, der zuerſt den Satz aufſtellte: „das größte Wunder iſt, daß es keine Wunder giebt!“ ein arger Schalk geweſen, und ſich nur habe luſtig machen wollen über alle Kleinſtädter.

Ich wenigſtens muß immer laut auflachen, ſo oft mir der Satz durch den Kopf fährt, und ich kann nicht umhin, hier eine buchſtäblich wahre Wundergeſchichte der Art mitzutheilen, von welcher ich Augenzeuge war.

Während meines Aufenthalts in der Stadt Flensburg im Jahre 1827 kam in dem Hinterhauſe des dortigen Schullehrers Herrn Thomſon Feuer aus. Das war allerdings ein Unglück, und hätte ein noch größeres werden können, zum Glück aber wurde das Feuer bald gedämpft, und außer einigem alten, ſchwämmigen Gebälke ging Nichts zu Grunde. — Das war gut. — Acht Tage nach dieſem Vorfall erſchien in dem 10. Stücke des Flensburgiſchen Wochenblatts, Jahrgang 1827, eine Dankſagung des Schullehrers Herrn Thomſon

an ſeine Freunde, Gönner und ſämmtliche Mitbürger der Stadt Flensburg, für ihre, ihm, bei dieſem Unglück bewieſene Theilnahme und Hülfe. — Das war gut und billig — aber gütiger Himmel! mit welchem Aufwand von Bombaſt und Unſinn, mit welcher Welt- — was ſage ich? — mit welcher Schöpfungs-Wichtigkeit war jene Dankſagung abgefaßt!

Zuvörderſt machte Herr Thomſon der Welt und dem Flensburgiſchen Publicum bekannt: „Wie das Feuer eigentlich in einem Halbdache ausgebrochen ſei; dieſes „Halbdach" aber, wäre ſieben Ellen lang, drei und eine halbe Elle breit, und vier Ellen hoch geweſen.

(Fällt Dir, lieber Leſer, hierbei nicht unwillkürlich die Beſchreibung der Arche Noä, oder der moſaiſchen Stiftshütte ein?) aber es kommt noch beſſer; denn, jenes Halbdach, welches weder eine Arche, noch eine Stiftshütte war, ſondern der Schuljugend zur geheimen Verrichtung ihrer natürlichen Bedürfniſſe diente, nannte der Herr Thomſon in wahrhaft dichteriſcher Begeiſterung: „Ein den großen Kreislauf und die weiſe Sparſamkeit der Natur lehrendes Gebäude." — (Du ſiehſt, lieber Leſer, ein ſolcher Schulmann findet überall die ſchönſten Nutzanwendungen) und zum Schluſſe verſicherte er der Welt und dem Flensburgſchen Publi-

tum: „Ehrfurcht, Liebe, Vertrauen und Dank gegen die göttliche Majestät, seien durch den Brand dieses Halbdaches," wobei er Gottes Finger gesehen, „seiner Seele noch mehr, wie bisher, eigenthümlich geworden."

Lieber Leser, ich seh' es: Deine Augen sind naß vor Rührung, und vielleicht schluchzest Du sogar was weniges stärker als gerade vonnöthen; aber welch ein Kannibale müßte das auch sein, der ungerührt bliebe, wenn er so lieset, wie Gottes Finger doch bei Allem sichtbar ist? — fiat! und jetzt zur Erklärung meines Blättchens.

In der Stadt Dummburg ist es Sitte, daß, wird einem Mann von Wichtigkeit ein Kindlein geboren, oder verheirathet er sich, oder ist er endlich gezwungen, den Schauplatz dieses Narrentheaters zu verlassen, dann, sage ich, ist es Sitte: daß so ein Weltwunder nicht ohne die gehörigen Festivitäten, als da sind: Schmausen, Geträsch, Sang und Klang, und endlich: pflichtschuldiges Trauern vorübergehe.

Die Dummburger haben es weit gebracht, sowohl in der Anordnung, als auch in der Ausführung derlei Festlichkeiten; was auch schon ihre Organisation zu bedingen scheint. Mir wenigstens ist noch kein Dummburger vorgekommen, der nicht

einen großen Magen, ein großes Maul, eine tüchtige Kehle und tüchtige Ohren gehabt hätte.

Seltsam ist es aber, daß gerade bei dem pflichtschuldigen Trauern die Dummburger recht in floribus erscheinen.

Nie macht der Klepper des Stadtpoeten kühnere Sprünge, als wenn er zu einem Leichencarmen zugeritten wird! Nie erscheint der dicke Pastor frömmer, als wenn er eine Denkrede zu halten hat auf die Tugenden (die Untugenden werden mit dem Mantel christlicher Liebe bedeckt) eines dahingeschiedenen Dummburgers. Nie werden die Aeuglein sämmtlicher Gäste wackerer als beim Leichenschmause; und eine bessere Musik wirst Du, lieber Leser, in Dummburg nicht hören, als wenn im Sterbehause „die schwarzbemäntelten und trauerflorgeschmückten Currende-Knaben" (wie der Dummburger Stadtpoet singt) die Stimmen erheben und Chorus machen, daß alle Hunde und Katzen im Stadtviertel rebellisch werden. O Jesus! noch höre ich das Lied mir in den Ohren klingen, welches sich anfängt:

„Gerecht und billig sind die Thränen,
„Die unser Aug', mit bangem Sehnen,
„Am Grabe dieses Edlen weint:" —

Ja! noch hör' ich dieses Lied! und es erinnert mich an eine arge Anzahl Narren, Hallunken und

Spitzbuben, welche in Dummburg geſtorben, und bei deren Begräbniß das Lied geſungen wurde.

Was ſind die Menſchen doch für niederträchtige, kriechende Hunde-Naturen! Kein Einziger iſt blind und ohne Naſe für die Schurkerei eines Schurken! und wird ſolcher endlich vom Teufel geholt, ſo wird ſich wahrhaftig Niemand darum betrüben, ſondern ſich vielmehr recht chriſtlich darüber freuen: daß die Welt einen Spitzbuben weniger aufzuweiſen hat; aber, o Beſtien! das hindert Euch nicht Hut und Arm mit ſchwarzen Krepp-flören auszuputzen, und das Schnupftuch mit der Zwiebel zur Hand zu nehmen, und Euch hinzuſtellen an die Grube des verreckten Sünders, und zu ſingen:

„Uns wird ſein edles, frommes Leben
„Noch lange gute Lehren geben.“ —

Es iſt freilich ganz natürlich: denn der Kerl hatte Geld; aber dennoch ergrimmt es mich. Auch unſerm Benjamin waren dieſe Lügenapotheoſen nicht entgangen, und als einmal einem alten reichen Schneider, der im Leben manches Stück Tuch in ſeine Hölle fallen laſſen, und welchen der Teufel jetzt ſelbſt holte, eine ähnliche pompöſe Todtenfeier gehalten wurde, entwarf Benjamin ſein Blättchen, treu nach der Natur; nur daß er den Sarg mit Bügeleiſen und Scheere zierte, und vorn einen

Souffleurkaſten anbrachte, aus welchem der Teufel, als des Paſtors Einhelfer, hervorguckte. — Dies, lieber Leſer, war die Geſchichte des Blättchens, und daß ſein Bekanntwerden Lärm gemacht, haſt Du erfahren, und ſo ſei denn dies Extrablatt zu Ende; und ich fahre fort, Dir zu erzählen, wie es meinem Helden weiter erging.

Ende des Extrablatts.

Alſo: — — — — — — — —

Benjamin erzählte dem Onkel Alles, was er in Liebenau erlebt, und wie sich der Herr Leibarzt für ihn interessire, und daß er, so wie auch der Pfarrer, bald hier sein würden, sich mit dem Onkel und der Tante zu bereden. Der Onkel hörte aufmerksam zu, und dienerte nur dann und wann ein klein wenig, indem er vor sich hinmurmelte: „Guter Gott!" als aber Benjamin geendet hatte, vermaß er sich hoch und theuer: daß er seine Frau jetzt wohl wieder mit ihm aussöhnen wolle, und ging auch sogleich nach der Küche, von woher die helle Stimme seiner Liebsten so eben erklang; aber als er hineintreten wollte, flog ihm das Hausmädchen entgegen, hinter dem Hausmädchen kamen etliche Kochtöpfe, und hinter den Kochtöpfen Frau Lucie selbst, welche der flüchtenden Küchenzofe einige auserlesene Ehrentitel und Anständigkeiten nachschrie. Eben wollte Fürchtegott fragen: was denn wieder passirt sei, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr ihn an: „Was er hier auf ihrem Grund und Boden zu thun habe?"

„Sei ruhig, mein liebes Weib!" entgegnete Fürchtegott, „ich komme nur wegen unsers Neffen." — „Da kommt Er mir eben recht! ich will Nichts mehr von dem Burschen wissen! oder wie? hat Er endlich einmal einen vernünftigen Entschluß gefaßt, und weiß Er etwas mit dem Jungen anzufangen?"

„Ich denke mit Gott — ja!“

„Gut! ſo ſag Er's, was Er weiß!“

Fürchtegott ſagte, was er wußte, und Frau Lucie fiel aus den Wolken! „Hilf, Himmel!“ rief ſie ein übers andremal: „Hilf, Himmel! iſt es möglich, ſo ein vornehmer Mann den Benjamin ins Haus nehmen? J nun, ich hab' es ja immer geſagt: dumm iſt er nicht, und wenn er nur wollte, ſo könnte er ſich ſchon alle Welt zu Freunden machen, aber die verdammten Pasquille“ —

„Nun, nun, Lutſchchen! das wird ſich jetzt ändern,“ ſprach Herr Fürchtegott, ſeelenvergnügt über die eben ſo ungewöhnliche, als unerwartete Sanftmuth ſeiner Herrin, „geh' aber jetzt nur, liebes Kind, und mache, daß wir die Fremden ordentlich empfangen können.“

„Empfangen?! wann kommen ſie denn?“ — „Großer Gott! hab' ich Dir das noch nicht geſagt, — dieſen Nachmittag —“

„Ich bin des Todes!“ ſchrie Frau Lucie, „kein Wort haſt Du geſagt, das kommt von dem verdammten Beten“ (hier machte Fürchtegott erſchrocken drei raſche Diener); „ich muß nur laufen, daß wenigſtens noch reine Vorhänge aufgeſteckt werden;“ und ſo lief ſie davon. Fürchtegott nahm ſeine Lieblingsſtellung an, und ſeufzte: „Großer Gott! vergieb ihr die Sünde!“

Der Nachmittag kam, und mit ihm der Beſuch, die Tante empfing den Leibarzt als den vornehmſten Gaſt, und der Onkel, die gute Seele, den Seelenhirten.

Nachdem die unendlichen Bewillkommungskomplimente vorüber und der Kaffee aufgetragen war (welchen, beiläufig geſagt, der Schalk von Arzt ſehr lobte, worüber Frau Luciens Antlitz in ſeliger Wonne ſtrahlte) kam man zur Hauptſache.

Der Pfarrer ſprach herzlich, der Leibarzt vielverheißend, und ſchloß damit: daß es gar nicht unmöglich wäre, den Benjamin dereinſt als Hofmaler oder Profeſſor, nachdem ſich ſeine Neigung entwickeln würde, zu begrüßen.

Der Onkel dienerte unaufhörlich, wie ein chineſiſches Porzellanmännchen, und Frau Lucie glühte wie Zinnober, wenn ſie bedachte, wie ſie dereinſt in der Reſidenz ihren Herrn Neffen, den Herrn Hofmaler, oder den Herrn Profeſſor beſuchen würde, zum Aerger aller höher als ſie ſtehenden Dummburgerinnen; denn in dieſem Punkt (aber auch nur in dieſem) kannte ſie Benjamins Herz, daß ſie gewiß war: er würde ſie mit der größten Freude und allen erdenklichen Ehrenbezeugungen empfangen. Der Medicus forderte jetzt den Stadtſchreiber auf, ſeine Meinung zu ſagen, und der Stadtſchreiber wandte ſich an ſeine Ehehälfte, und ſprach: „Was

meinſt Du dazu, mein Schatz?" Frau Lucie ſtand auf, verneigte ſich zierlich vor dem Leibarzt, that ihren Mund auf, und ſprach: „Ich willige mit Freuden in Alles, was der Hof- und Leibarzt hinſichtlich meines geliebten Neffen Benjamin zu proponiren geruhten; denn der Junge iſt doch nun einmal meiner ſeligen Schwägerin leibliches Kind und gehört gewiſſermaßen zu meinem Fleiſch und Blut, und ſo müßte ich ja gewiſſermaßen an mir ſelbſt mich verſündigen, wenn ich ſeinem Glücke im Wege ſtehen wollte, und da ſei der barmherzige und allmächtige Gott für (hier machte Fürchtegott einen Extradiener); alſo, wie geſagt, ich willige in Alles, und hoffe, daß mein Mann mir in dieſem Stücke nicht zuwider ſein wird; denn er iſt ein vernünftiger Mann und Herr im Hauſe. — Nun, Stadtſchreiber" (ſo nannte ſie ihn immer, wenn Fremde zugegen waren), „ſage Deine Meinung!" und nochmals verneigte ſie ſich tief, und ſetzte ſich wieder auf ihren Platz.

Und der Stadtſchreiber erhob ſich, machte einen kurzen Diener, that ſeinen Mund auf, und ſprach: „Da meine liebe Frau Nichts dagegen hat, ſo willige ich auch mit Freuden darein, daß meinem lieben Benjamin durch Sie, hochgeehrteſter Herr Hof- und Leibarzt, eine, ich denke mit Gott" (Diener) „glückliche, neue Laufbahn eröffnet wird;

Sie sind ein Freund meines werthen Herrn Pfarrers, das ist mir genug zu meiner Beruhigung!“ „Gut!“ entgegnete der Leibarzt, „so wäre denn Alles in Richtigkeit gebracht; ich verspreche Ihnen, Benjamin soll einen zweiten Vater an mir haben. Wo ist er?“

Die Tante rief nach ihm; er kam.

„Halten Sie sich reisefertig,“ sprach der Leibarzt, „heute über acht Tage reisen wir.“

Benjamin umarmte Onkel und Tante, und dankte ihnen für ihre Einwilligung, und der Tante wurde es zum erstenmale klar: daß ihr Neffe sie liebe — und daß auch sie ihn liebe. —

Lieber Leser! ich weiß recht gut, daß ich mir viele Feinde durch dieses Buch machen werde, aber: wenn sie es nur bis zu dieser Stelle lesen, so bin ich ohne Sorgen, denn dann werden sie mich verstehen. —

Wer nicht zu hassen vermag, der vermag auch nicht zu lieben. Ich hasse! aber bei Gott! ich liebe auch, so gut wie irgend Einer, was liebenswerth ist.

„Nun, lieber Benjamin,“ sprach die Tante, „betrage Dich gut, damit die Familie keine Schande an Dir erlebt,“ und dann sich zum Hof- und Leibarzt wendend, versicherte sie: „daß sie als treue Verwandte an ihrem Neffen handeln, und daß sie

ihn mit Allem, was er zur Reiſe bedürfe, verſehen wolle. Es iſt nur gut," ſchloß ſie, ſich zum Stadtſchreiber wendend, „es iſt nur gut, daß wir gerade mit dem Wurſtmachen fertig ſind, und die Pfingſtkuchen kann er auch mit auf den Weg nehmen."

Der Pfarrer und der Medicus lächelten; und Letzterer bemerkte, daß, was den Unterhalt auf der Reiſe beträfe, er ſchon für alles Nöthige geſorgt habe, und daß er ſehr bäte: zur Vermeidung unnöthigen Gepäckes, ihrem Neffen nichts weiter, als die nothdürftigſten Kleidungsſtücke mitzugeben, da er in *** doch der Mode wegen neu equipirt werden müſſe, wofür er es ſich ausdrücklich vorbehalte, ſorgen zu dürfen.

Nach einigen Einwendungen war die Tante damit zufrieden; und, nachdem der Pfarrer ſie ſämmtlich auf den nächſten Sonntag zum Abſchiedsmale eingeladen hatte, kehrte er mit dem Leibarzte zurück nach Liebenau.

In Dumnburg aber ſetzte Frau Lucie alles in Bewegung, und unterließ nicht, allen ihren Freundinnen zu erzählen: Ihr Herr Neffe Benjamin ſei Hofmaler am *** Hofe geworden, und wenn man ſich an den Onkel wandte, ſo gab er zur Antwort: „Ja! und Profeſſor der Theologie oder Philoſophie obendrein."

Beide Gerüchte gingen einträchtig wie ein

Lauffeuer durch ganz Dummburg, und gaben Veranlassung zu — für unsern Helden — höchst komischen Auftritten. Man hatte ihn sonst als einen Narren behandelt — jetzt bat ihn der dicke Kirchenrath zum Thee, und der Stadtpoet, bisher sein ärgster Feind, stattete ihm einen Besuch auf seinem Dachstübchen ab, und überreichte ihm ein schöngebundenes Exemplar seiner Gedichte, wobei er nicht undeutlich zu verstehen gab: „Wie er darauf rechne, daß sein hoher Kunstverwandter nicht unterlassen werde, bei Hofe darauf hinzuarbeiten: seinen treusten Freund, und dessen — hier nicht nach Verdienst gewürdigte — schüchterne Muse wieder mit sich zu vereinigen.“ Um seiner Bitte noch mehr Nachdruck zu geben, drückte er ihm noch beim Abschiede eine Ode auf ihn selbst in die Hand, worin die Meister Raphael und Van Dyk als armselige Schächer gegen den genialen Jüngling Benjamin bezeichnet waren. Es war sein Glück, daß er sogleich nach Uebergabe des Gedichts sich rückwärts zur Thür hinauskrümmend empfahl — Benjamin möchte ihn sonst hinausgeworfen haben, so erboßte ihn die Niederträchtigkeit dieses Kerls. —

Sonst aber war Benjamin die acht Tage über, welche er noch in Dummburg verlebte, gegen alle Narren und Lumpen, mit denen er zusammentraf, äußerst tolerant. — Wo er lachen konnte, lachte

er, und wo er es nicht konnte, schwieg er; und wenn man ihn fragte: Warum er lache — oder: worüber er schweige? — so gab er zur Antwort: „über mich —," und er hatte Ruhe; denn wirklich ist es die beste Methode, mit Narren und Lumpen fertig zu werden — und — das Leben ist bald vorüber, währte es auch hundert Jahre; und acht Tage sind noch früher vorüber. — —

Zwölf Uhr ist vorüber — so versichert es der Nachtwächter unter meinem Fenster; und ich wüßte mich nicht zu erinnern: daß der Mann jemals die Stunden falsch abgerufen — nein wahrhaftig! auch heute hat er nicht gelogen; denn so eben brummt mein lieber alter Michaelisthurm 12¼!

In der Mattentwiete Nr. 12 in Hamburg wohnt der Maler, Dichter und Privatdoctor der Philosophie Jean Pierre Theodor Lyser. — Dieser ausgezeichnete, geniale, junge Maler, Dichter und Philosoph beendet so eben das vierte Kapitel seines vortrefflichen Romans: Benjamin ꝛc. — so eben öffnet er den Mund und gähnt — und ehe zwei Minuten vergehen, wird er im Bette liegen. — Der Himmel sende ihm einen sanften Schlummer, und behüte ihn, daß er nicht im Traume gequält werde von seinen Kreditoren. — „O, Ihr Götter! bewahrt mich davor! von meinen Kreditoren möchte ich nicht gerne träumen!"

— — ſie machen mir bei Tage genug zu ſchaffen —. — O Gott! ich bin ſehr melancholiſch! — Was iſt der Menſch, wenn er kein Geld hat?! — Geld oder kein Geld —? — es iſt gar keine Frage! — aber Kreditoren! — da, da liegt's! — — Sage mir, mein tiefſinniger Philoſoph: Wie geräth man in's Schuldenmachen? — Ha! Aaron Hirſch! — Iſaak Salomon! — — ſtill! — ſtill! — — decke das Schreibpult zu — ſo, ſo — Morgen Nacht wollen wir einen neuen Tag beginnen.

„Gute Nacht, lieber Leſer!"

Das fünfte Kapitel.

Abſchied von Dummburg — der letzte Tag in Liebenau. — Abend- und Nachtſtücke. — „Ich liebe Dich!“ — Ich liebe Dich! — Abreiſe.

„Im wunderholden Monat Mai,
„Als alle Knospen ſprangen,
„Da iſt in meinem Herzen
„Die Liebe aufgegangen.
(Heine.)

Ja, günſtiger Leſer! ja, geliebte Leſerin! — es iſt andem: die Liebe hält ihren Einzug in das Herz meines Helden ach! und welch' eine Liebe —! eine ſchöne, mährchenhafte, honnete Liebe. — Parblen! ich ſeh' es voraus: es wird die einzige honnete Liebe im Leben meines Helden ſein. — Aber eben deshalb will ich von ihr erzählen, ſo gut ich's vermag,

— als hätte ich ſie ſelbſt erlebt; und wahrhaftig: von wirklich erlebtem Liebesglück (oder Unglück) läßt ſich ſchon recht artig erzählen. — Von „erlogener" Liebe kommt in dieſer wahrhaftigen Geſchichte nichts vor, — alſo: freue Dich, günſtiger Leſer! — freue Dich, geliebte, geliebte, geliebte (wenn Du nämlich hübſch biſt) Leſerin!

Die acht Tage waren verfloſſen — der Sonntag — der liebe Pfingſtſonntag war da! — wie lachte der Morgen! — wie dufteten die Maienbüſche! — wie ſchauerte die Luft — ſo innig lind — Maienluft iſt das Athmen des Weltgeiſtes! O Mai, Mai! wunderholder Mai! Wär' ich doch ein ſo großer Dichter, wie mein geliebter Heine, nur um dich beſingen zu können, aber ach! ich bin ein armer Schächer, und du haſt ſchon gar zu ſchöne Muſikanten, die dir aufſpielen, und die ſchönſten Geſchichten von dir erzählen; horch! wie es in den Blüthen flüſtert! wie die Bäche murmeln, das Käfergeſindel ſchnurrt allerlei luſtig Zeug, hoch im reinen Himmelsblau trillirirt die Lerche, während auf allen Zweigen die Vöglein ihre Weiſen anſtimmen — aus dem Dunkel des Laubholzes tönt der neckiſche Kukuksruf, und wird es Abend, und verhallen alle andern Laute, dann beginnt die Nachtigall ihr göttliches Lied, und wir Menſchenkinder hören es, und es zaubert uns „Thränen in's Auge,

Wonne in's Herz," bis im Teich ein ſentimentaler Froſch-Jüngling ſeine Stimme erhebt, und ſeine Brüder Chorus machen, wo wir dann wieder auflachen in heller Maienluſt. O Mai! Mai! Mai!

Gerechter Himmel! wo bin ich hingerathen? Wo iſt mein Held, mein Benjamin? wahrhaftig! indeſſen ich da fantaſire, iſt er ſchon mit dem Onkel und der Tante, oder (um die beſtehende Ordnung nicht zu verletzen) mit der Tante und dem Onkel auf dem Wege nach Liebenau. Laß uns ihnen nacheilen, lieber Leſer, damit wir ihren Empfang nicht verſäumen! Ah! glücklich eingeholt! eben halten ſie vor dem Pfarrhauſe.

Sie hielten (um nicht gegen den Sprachgebrauch zu ſündigen; denn es iſt ja ſchon Alles paſſirt).

Der Pfarrer im Ornat, und der Leibarzt im Staat empfingen ſie freundlich; und die Mädchen halfen der Tante vom Wagen herab; es war noch früh am Morgen, und bis zum Gottesdienſt noch eine Stunde Zeit, welche unter Komplimenten und Frühſtücken verbracht wurde.

Da erklangen die Glocken, die geputzten Landleute, mit Blumen vor der Bruſt, wallten zur Kirche, und unſere Freunde, den Pfarrer an der Spitze, machten ſich gleichfalls auf den Weg.

Als ſie in die Kirche traten, faßte Leonore

unſern Helden beim Arm, um ihn zu führen, mit ihrer freien Hand aber bedeckte ſie ihm die Augen, indem ſie flüſterte: „Bitte, bitte, bis wir oben ſind!“ ſo führte ſie ihn hinauf aufs Chor, und ſtellte ihn hin, dem Altar gegenüber; plötzlich zog ſie die Hand von ſeinen Augen, und auf dem Altare erblickte Benjamin ſein Chriſtusbild im prächtigen Rahmen, mit Blumen bekränzt. Er hatte dieſen Augenblick erwarten können, und er hatte ihn auch wirklich erwartet; aber doch zuckte eine wunderbare Empfindung durch ſein Herz! Seine Bruſt hob ſich ſtärker, ſein Auge flammte begeiſtert, höher rötheten ſich ſeine Wangen; und indem er es erkannte, wie wenig es ſei, was er geleiſtet, erkannte er es auch, wie er dereinſt Beſſeres leiſten werde; und daß auch er ein Maler ſei.

Der Geſang der Gemeinde war geendet, und der Pfarrer beſtieg die Kanzel. Es war ein Prediger, wie ich ihn den größten Städten Deutſchlands wünſchen möchte: klar, heiter, ruhig, verſtändig, und vor allen Dingen herzlich und beſcheiden, wie es einem Diener des Herrn geziemt, ohne kriechend und ſüßlich zu ſein, und ſo ſeiner Würde ſich zu begeben.

Auf eine ſchöne Weiſe wußte er die Worte in den Text zu verweben, welche unſerm Benjamin zum Vorwurf ſeines Bildes gedient hatten,

und als die Predigt geendet, nannte er der Gemeinde den Namen des jungen Künstlers, dessen uneigennütziger Güte sie die schönste Zierde ihrer Kirche zu verdanken hätten. Damit war die Kirche aus.

Beim Nachhausegehn lächelte der Leibarzt, Gott weiß weshalb, ein wenig dumm; Fürchtegott betete, die Tante war gerührt, und weinte erklecklich, und blickte dennoch mit freudigem Stolz auf ihren Neffen, von dessen Talent sie bis dahin nicht die beste Meinung gehabt hatte. Die Mädchen waren sehr bewegt, und hatten viel untereinander zu sprechen; der Pfarrer und Benjamin waren wie immer ruhig und voll heiterer Unbefangenheit, von Letzterem ein guter Beweis: wie wenig Anlage zum eitlen, selbstgefälligen Narren in ihm war.

Lächelst Du, lieber Leser, und meinst: „das möchte wohl bei dem Verfasser dieses Buches nicht der Fall sein!?“ Nun! gedulde Dich nur bis zu Ende meines Buches, da sollst Du bekennen: daß Du mir Unrecht gethan. Wende mir nicht meine Selbstgefälligkeit bei der Mittelmäßigkeit dieses meines ersten Theils ein! Wahrhaftig: diese Selbstgefälligkeit ist Nichts als eine ergötzliche Ironie, mit der ich mein früheres Treiben persiflire;

denn früher war ich wirklich so ein Narr, zu glauben: ich sei entsetzlich Viel oder gar Nichts.

Ich bin Etwas, das weiß ich, ich lasse mich gehen, ich zwinge mich zu Nichts, und deshalb ist dieser erste Theil, so wie er nun eben ist; es müßte aber sehr arg zugehen, wenn demohngeachtet gar Nichts an ihm seyn sollte, das für Etwas, für etwas Gutes, Tüchtiges, Ergötzliches Dir, lieber Leser! gelten könnte, und zu gelten verdiente, — auf Ehre schon dieses Einschiebsel scheint mir werth, daß man es nicht überschlägt, aber da habe ich meinen Helden wieder laufen lassen!

„Benjamin! wo bist Du?"

„Hier!"

Diese Frage, lieber Leser, kam nicht vom Autor, als dem Schöpfer des Helden, sondern von der Tante, die ihren Neffen im Garten suchte. Und als er ihr geantwortet, und sie ihn gefunden hatte, führte sie ihn zu Tische, und bei Tische saßen sie so lange, bis der Kaffee fertig war —

— — — — — — — — — —

So eben komme ich von meinem Herrn Verleger, der mich mit ganz ausgezeichnet vortrefflichem Kaffee bewirthete. Herr Campe ist eine großer Menschenkenner, und hat es mir bald abgemerkt, daß ich eine auffallende Aehnlichkeit mit Voltaire und Fontenelle habe (hinsichtlich ihrer Passion für den

Kaffee nämlich). Du wirſt es wohl ſchon gemerkt haben, lieber Leſer, daß ich kein Freund von Abſchweifungen und Umſchweifen bin, und mir daher zutrauen, daß ich Dich nicht mit einer Abhandlung über Kaffee und Menſchenkenntniß langweilen werde. Nein! ohne weitere Ab- und Umſchweife will ich fortfahren, Dir zu erzählen, was ſich, nach dem Kaffee, mit unſerm Helden begab.

Nach dem Kaffee nämlich fuhr der Wagen vor, und der Stadtſchreiber und Frau Lucie rüſteten ſich zum Aufbruch; Benjamin näherte ſich ihnen, und der Abſchied begann.

Ich bin ein großer Feind vom Abſchiednehmen! und ſelbſt von meinem Todfeind würde ich nicht ohne eine gewiſſe Rührung ſcheiden, wenn ich wüßte, daß ich ihn nie wiederſehen würde, und von meinen Freunden Abſchied nehmen, würde mir vollends unmöglich ſein. So oft ich mich von einem Freunde trennen mußte, geſchah es immer nach irgend einem Hauptſpaß; und erſt nachher ſchrieb ich ihm „Lebewohl!“

Erlaſſ' es mir daher, lieber Leſer, Dir Benjamins Abſchied von ſeinen Verwandten zu ſchildern, genug, ſie nahmen Abſchied, und der Wagen rollte fort.

„So wär' ich denn frei!“ rief Benjamin, und wiſchte lächelnd eine Thräne aus dem Auge. „So

bin ich denn frei," wiederhplte er und erhob das Haupt, und der letzte Reſt ſeiner trüben Stimmung (denn trübe geſtimmt hatte ihn die Trennung allerdings) war entflohen! Friſcher Muth und friſche Laune kehrten wieder bei ihm ein, und trotz dem gewöhnlichſten Alltagsmenſchen baute er die herrlichſten Luftſchlöſſer, träumte eine Menge ſchöner Geſchichten, und in allen war er der Held, der Gebieter, in Summa: der Narr. Endlich aber fand er ſich doch wieder in die Wirklichkeit zurück; und als er dachte, daß er am nächſten Abend ſchon weit von Liebenau entfernt ſein würde, beſchloß er dieſen letzten recht zu verleben, und zum letztenmal! die Runde zu machen durch Wald und Feld und Dorf.

Wie gedacht, ſo gethan! Mit dem Walde machte er den Anfang, war doch ſtets ſein Lieblingsaufenthalt allda geweſen; und welches Herz fände nicht Beruhigung und Frieden in der ſchönen grünen Waldesnacht, wenn die Abendſonne die Wipfel und Stämme der Bäume beſtrahlt und die Blätter geheimnißvoll flüſtern? Und wenn der Abendwind rauſcht und aus der Ferne, leiſe verhallend, wunderbar ſehnſüchtige Töne erklingen, bald voll tiefer unendlicher Wehmuth, bald voll leichten, heitern Sinns. Hörſt Du das Waldhorn? O Waldesluſt! Waldesluſt!

„Im Walde will ich wohnen,
„Im Wald grabt mir ein Grab!"

Wahrhaftig! dieſer Wunſch meines herrlichen Wilhelm Müller iſt auch der meine, und Benjamin wünſchte das Nämliche, faſt mit Gewalt mußte er ſich aufraffen, den geliebten Wald zu verlaſſen, und nur die Gewißheit, daß es auch anderwärts Wälder gäbe, konnte ihn tröſten. Der Abſchied vom Felde ward ihm ſchon leichter! Von den Wieſen ſammelte er ſich Blumen, und wollte ſie in ſeiner Schreibtafel verwahren, aber, als er bedachte, wie ſie dort verwelken würden und einſchrumpfen, und farb- und duftlos werden, da änderte er ſeinen Entſchluß, und ſprach: „Nein, ihr armen Blumen! ſo ſchlecht ſoll es euch nicht werden, an dem Buſen ſchöner Mädchen da mögt Ihr vergehen!" und er band drei Sträuße, womit er die Pfarrerstöchter beſchenken wollte.

Minder ſentimental war ſein Abſchied, vom Gemeindeteich, wo alle Enten ihm, als ihrem Mäcen entgegenſchnatterten, da er nie vergeſſen hatte, ſo oft er vorbeigekommen, ſein Morgen- und Vesperbrot mit ihnen zu theilen. Er gab ihnen heute drei doppelte Portionen, und ſang dabei das alte Volkslied:

„Ich wünſche Euch zu guter Letzt:
„Einen Andern, der meine Stell' erſetzt!

„Ich muß mein Glück probiren:
„Marſchiren.“

Auf dem Kirchhofe betrachtete er mit einer komiſchen Rührung das Grab eines alten Thurmdeckers, der ſeit vier Wochen dort begraben lag. So lange war es her, ſeit er vom Thurm geſtürzt, und den Hals gebrochen hatte. Die liederliche Seele war alle Tage betrunken geweſen. Der Pfarrer und Benjamin hatten ihn oft gewarnt, und gebeten: er möge doch nur während der Arbeit ſich nüchtern erhalten; aber er hörte nicht, und am letzten Tage war er beſoffner als je. Benjamin wollte ihn mit Gewalt abhalten, den Thurm zu beſteigen, aber der kleine krumme Kerl ſtellte ſich weitbeinig vor ihn hin, und ſchnarrte patzig: „Du mußt Dich mir jar nich expliziren; da biſt Du mich ville zu dumm dazu!“ Und ſomit taumelte er hinauf und ſetzte ſich in den Dachſtuhl; aber es dauerte keine zwei Minuten, ſo ſtürzte er wieder kopfüber hinunter, brach den Hals und blieb ſehr ernſthaft liegen; denn er war todt.

„Armer Teufel!“ ſeufzte Benjamin, indem er das Grab betrachtete, aber in demſelben Augenblicke mußte er auch laut auflachen; denn er erinnerte ſich der drolligen Geſchichte, welche paſſirt war, als man den Vorfall nach Dummburg an den Hardesvogt berichtet, und dieſer erſt dreißig

Stunden nachher mit dem Kreisphyſikus herausgekommen war, um Rettungsverſuche anzuſtellen. Benjamin hatte ein Blättchen entworfen (hier iſt's), die Leichenbeſchauung vorſtellend, nebſt einer verſificirten Erklärung, hier iſt ſie:

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Extrablatt.

Wie, nachdem ein betrunkener Dachdecker vom Thurm geſtürzt war, und darob den Geiſt aufgegeben hatte, der Dummburger Hardesvogt und der dito Kreisphyſikus ein Protokoll über den wirklichen Tod des Todten aufnahmen.

Dreißig Stunden war er todt,
Endlich kam der Arzt gefahren
Und der Hardesvogt. — Sie ſahen
Stumm und trüb den armen Teufel.

Endlich fand der Arzt die Sprache;
Sprach: „daß Hülfe hier vergeblich,
„Sintemal ſo Hals- als Beinbruch
„Abſolut — erweislich tödtlich.“
Schwur's ſogar, der Vogt bezeugt' es,
Nahm es drauf zu Protokoll.
So empfahlen ſich die Herren,
Juſt ſo klug, wie ſie gekommen,
Ließen todt den Todten liegen,
Und der Todt'. iſt todt geblieben.

Ende des Extrablatts.

Benjamin wandte ſich und ging dem Pfarrhauſe zu; denn die Sonne war geſunken, und die Dämmerung hereingebrochen. Als er bei der Schenke ankam, ſcholl ihm ein verwirrtes Getöſe entgegen. Da gäb es einen luſtigen Abſchied, dachte er, und kehrte ein.

Ein entſetzlicher Tabacksdampf quoll ihm entgegen, und verhüllte Alles, was im Zimmer war dergeſtalt, daß er es erſt nach und nach erkennen konnte. Es waren köſtliche Figuren, lauter ehrliche Saufbrüder ohne Falſch und Hinterliſt. — Der Wirth (wie ich ſchon bemerkte, ein verdorbener Heldenſpieler bei einer banquerotten wandernden Bühne) ragte über alle hervor, wie der weiland König Saul über die Juden. Der Geiſt hatte ihn dieſen Abend beſonders aufgeregt, die kleinen Aeuglein leuchteten wie Glühwürmer, und ſeine Naſe ſchimmerte wie Phosphorus. Er ſchwankte majeſtätiſch im Zimmer umher — mit der Kanne und dem Paßglaſe — „jeder Zoll ein Schnaps!“

Nach ihm kam der Dorfmuſikant Männeken Schaper, ſein Körper ſchien jeden Augenblick ſich in Dunſt auflöſen zu wollen, und Benjamin wäre ſchier ohnmächtig geworden, als er den Dunſtkreis dieſes neuen Orpheus ſpürte. Der Dritte in dieſem Bunde war der Dorfſchulz, als hohe Obrig-

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

Fuser

keit. Wie er ſagte, war er blos hier, um gute Ordnung zu halten; das mußte aber ſehr ſchwer ſein! denn der arme Mann war ſchon ſo matt dabei geworden, daß er ſich ſelbſt nicht mehr auf den Beinen erhalten konnte. Er verſucht' es jedoch noch immer fort, und that alles Mögliche, indem er ſich an die Wand lehnte, während er trank. In ergötzlichen Gruppen ſaßen die übrigen Bauern um den Tiſch herum und ſangen: „Brüder, wir ſind Alle gleich" und: „das ganze Dorf verſammelt ſich im Wirthshaus, um zu trinken," während der Wirth dann und wann den erſten Vers des Schillerſchen Liedes: „an die Freude!" declamirte, wo er beſonders die Worte: „Wir betreten Freudetrunken, himmliſche dein Heiligthum," mit einer wahren Stentorſtimme brüllte, dazwiſchen kratzte Männeken Schaper auf ſeiner Geige: „Hier im ird'ſchen Jammerthal," und zur Abwechſelung einen Murki, oder: „das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los!" — kurz, es war eine göttlich-liederliche Wirthſchaft, und Benjamin entwarf ſogleich in Gedanken die nebenſtehende Skizze als vieltheures Andenken.

Als die Verſammlung ihn gewahrte, tummelte ſie in corpore auf, ihn zu begrüßen. Der Wirth aber trat dicht vor ihn hin, und lallte, indem die hellen Thränen ihm über die Wangen

liefen: „Du willſt von uns ſcheiden, o, Benjamin? theurer Freund! willſt Du wirklich von uns ſcheiden? — Ja? — nun es ſei? Hat mich ja auch mein Pylades, der Dachdecker verlaſſen, indem er den Hals brach, dort ſteht ſein Glas beſtäubt und blind, Niemand ſoll hinfort mehr Troſt und Erheit'rung für's düſtre Leben daraus ſchöpfen, ein heiliges Andenken ſei es mir an Dich, verklärter Freund!"

„O, ſie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr." —

„O, Benjamin, mir ahnet es, Du wirſt nicht der letzte ſein, der von mir ſcheidet, Männeken Schaper hat auch den Rappel bekommen zu wandern;" —

„Da ſteh' ich jetzt, ein ganz entlaubter Baum,
Doch meiner Kraft im Innern mir bewußt!" —

„Willſt Du trinken, Benjamin?"

Benjamin verneinte es.

„Ich kann Dir's nicht verdenken!" ſprach der Wirth, indem er ein ungeheures Glas auf einen Zug austrank, „denn dieſer Kümmel iſt matt, wie meine Seele! es gibt hier zu Lande gar kein ordentliches Getränk! ich ſollte es zwar als Wirth nicht ſagen, aber im Schnapſe (ſelbſt

im ſchlechteſten!) iſt Wahrheit; und meine Kunden bleiben mir doch nicht aus.“

„Ne, wahrhaftig nich!“ krähte Männeken Schaper, und begann zu ſpielen: „Ich will einſt bei Ja und Nein vor dem Zapfen ſterben!“ und die Bauern machten Chorus, daß unſerm Helden die Ohren gellten. Er wollte ſich aus dem Staube machen, aber der Wirth ſchob ihn hinter den Tiſch, indem er ſchrie: „Halt! ſo haben wir nicht gewettet; Du willſt morgen früh abreiſen, und vielleicht kehrſt Du nie wieder; darum, o Du, mit ſüßtönender Rede begabter! ſprich zu uns, zum Abſchied, wir wollen uns in's Gedächtniß prägen Deine Worte, und Deiner gedenken, ſo oft wir hier verſammelt ſind.“ —

„O!“ rief Benjamin, „dazu bedarf es keiner Abſchiedsrede! Ihr werdet mich nicht vergeſſen, am wenigſten Du, mein edler Schenkwirth; denn wo fändeſt Du hier wohl ein ſo gleichgeſtimmtes Subject, das Deine Fata und Leiden, die Du erduldet, eh' Du hier ein freundliches Aſyl fandeſt, ſo zu würdigen wüßte, wie ich? Oder wäre es möglich, daß unter dieſen „guten Bauern und ſchlechten Chriſten“ Einer ſich fände, der es vermöchte mit Dir zu empfinden, wie es thut, wenn man als König Lear ausgepfiffen wird?“

„O Lear! Lear! Lear!“ schob hier der Schenkwirth langsam declamirend ein, und schlug sich dreimal vor die Stirn, daß es krachte. Benjamin fuhr fort: „Oder wäre es möglich, daß einer dieser guten Männer, welche sich untereinander freundschaftlich raufen ohne Rücksicht auf Stand und Rang, so daß bald Männeken Schaper, bald der Schulmeister, bald der Schulz selbst mit einem blauen Auge oder einer geschundenen Nase einhergehen, wär' es möglich, sage ich: daß sie sich das verletzte Ehrgefühl eines ersten Heldenspielers, der von einem brutalen Theatermeister jämmerlich abgeläut wird, lebhaft vorstellen können?“

„Halt ein!“ rief der Wirth und weiland Heldenspieler, wie von schrecklicher Erinnerung ergriffen, sich den Rücken reibend; „Halt ein, o Benjamin! jedes Deiner Worte trifft wie ein Dolchstoß, aber Du hast Recht, o Jüngling! Nein! Keiner von diesen Allen vermag es, meinen ungeheuren Schmerz mir nachzuempfinden! Bleib bei mir! geh' nicht von mir!“ schloß er à la Wallenstein, „bleib bei mir! was soll ich hier sonst einsam unter diesen Ochsen von Bauern?“

Wahrheit, lieber Leser, ist gut Ding; aber daß sie nicht immer gut aufgenommen wird, ist

eben so gewiß! denn kaum hatte unser Wirth und quasi Heldenspieler die letzten Worte gesprochen, als auch schon seine sämmtlichen Gäste von Fuselgeist erhitzt, aufsprangen, indem sie im Chorus schrieen: „Was? Ochsen?! Ochsen sind wir?"

Benjamin sah Unglück im Anzuge, und wollte ihnen auseinander setzen, daß der Wirth nicht sie gemeint habe; dieser aber kam ihm zuvor! Als ob er auf dem Theater stände, spreizte er die Beine auseinander, stemmte die rechte Hand in die Seite, erhob die Linke gen Himmel, und brüllte im gräulichsten Bierbaßton, daß die Gläser und die Fenster klirrten: „Ochsen! Ochsen! und nochmals Ochsen! Verderben dem, der es anders sagt! Ha! glaubt Ihr, ich fürchte mich vor Euch erbärmlichen Gesellen? ich bin ein freier teutscher Mann! und schweben auch keine Lanzen schützend über meinem Haupte, so ist doch Teutschlands Boden unter mir! darauf stehe ich, vest, wie die Eiche! wer will sie fällen?"

Kein Kalheimer sagte: „Ich" aber das war auch gar nicht nöthig; denn fast noch schneller als Einer sagen kann: „Ich!" war der Wirth und Held schon zu Boden geworfen, und zwanzig Bauernfäuste bearbeiteten ihn dermaßen, daß kein ungeblauter Fleck an seinem Körper blieb; als sie

müde waren, ließen ſie ihn liegen, und verließen ſpottend und lärmend das Haus.

Benjamin half dem Unglücklichen wieder auf die Beine, der trotz der entſetzlichen Prügelſuppe nicht aus der Rolle fiel, ſondern (indem er zur Erholung und Herzſtärkung „nach ausgeſtandenem Strauße," ein friſches Glas Kümmel zu ſich nahm) pathetiſch-finſtergrollend ausrief:

„Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!"

„Leb wohl!" rief Benjamin mit wilder Luſtigkeit, und ſprang davon.

Im Pfarrhauſe angelangt, vertheilte er ſeine Blumen unter die drei Mädchen, und alle drei ſchmückten ſich damit. „Wie ſchön ſie ſind!" dachte Benjamin, aber er wußte ſelbſt nicht, ob er die Mädchen oder die Blumen meine.

„Halten Sie ſich bereit, lieber Benjamin!" ſprach der Medicus nach dem Abendeſſen, „morgen früh Schlag Sechs reiſen wir. Ich dächte, Sie gingen jetzt zur Ruhe; wir Andern wollen es auch, damit wir morgen deſto munterer ſind;

denn nichts Abscheulicheres, als halb schlaftrunken eine Reise antreten.“ Benjamin sagte der Familie und dem Medicus gute Nacht! und ging auf sein Zimmer; dort angelangt, sprach er zu sich selbst: „Ruhen will ich! ausruhen von den Mühen dieses letzten Tages, aber nicht schlafen!“

Er löschte das Licht, öffnete das Fenster, und lehnte sich hinaus.

Es war eine wunderbar träumerische Nacht, wie der Mai sie nur immer bringen kann. Eine zauberische Dämmerung war über die Landschaft verbreitet, und ließ Alles wie ein süßes Mährchenbild erscheinen, ein feiner Regen fiel herab, stärker duftete der Hollunder und die Blüthen des Apfelbaums. Die Kelche der Blumen erklangen, als erzählten sie sich von ihrer Wonne; und in dem entferntesten Theil des Gartens schlug die Nachtigall!

Ein wunderbares, noch nie empfundenes Gefühl wurde rege in Benjamins Brust. Alles, was bis dahin in ihm geschlummert hatte, erwachte, und schoß mächtig empor! Die ewige Sehnsucht nach dem Ewigen und Vergänglichen, der Schmerz und die Lust der Liebe, Zweifel, Hoffnung und die Ahnung eines großen Daseins. Ach! Alles was ein junges Herz nur immer zu empfinden vermag. Er empfand es!

und es erhob ihn über Alles, was er bisher gelebt, und er fühlte es: über Alles, was er noch leben würde, denn solch' ein Moment tönt durch unser ganzes übriges Leben fort, und nur der ist wahrhaft unglücklich, dessen Dasein kein solcher erhob und verschönte.

Glücklich? glücklich bin ich nicht! aber ich gedenke jener Nacht, jener Stunde, jenes Augenblicks, wo es mir war, als müsse ich die Arme ausbreiten, und die Erde und das Meer und den Himmel mit seinen Sonnen, Monden und Sternen umfangen, und Alles an mein liebendes Herz pressen, vest! vest! vest — und so sterben. — Ich gedenke jenes Augenblicks, unglücklich bin ich nicht! — und könnt' ich ihn noch einmal durchleben, ich wär glücklich; denn ich überlebte ihn nicht zum zweiten Mal.

Benjamin war glücklich.

Und er sollte noch glücklicher werden! — Ein leises Rauschen hinter sich, schreckte ihn empor, und im Dämmerlichte gewahrte er eine schlanke, weiße Gestalt.

„Wer ist da?" fragte er mit halber Stimme. Da umschlang ihn ein schöner Arm, ein Paar rosige Lippen berührten die seinigen, und im langen, glühenden Kusse hauchten sie — „Ich liebe Dich!" —

„Wer biſt Du?“ flüſterte Benjamin wonnebebend, und umſchlang die ſchöne Erſcheinung. Die aber wand ſich aus ſeinen Armen, hauchte noch einmal: „Ich liebe Dich!“ und entſchwand aus dem Zimmer; Benjamin wollte ihr nach, die Thür war von außen verſchloſſen, er mußte zurückkehren.

„Welche war es?“ fragte er ſich, „welche liebt mich? — Nun, ſei es welche es wolle, ich liebe ſie!“

Sein Haupt ſank auf die Fenſterbrüſtung, und halb träumend, halb wachend wiederholte er: „Ich liebe Dich, ich liebe Dich!“ und er entſchlummerte am offnen Fenſter, und bunte Traumbilder aus Vergangenheit und Ahnung gewoben, umgaukelten ihn, und immer klang es, bald wie aus weiter Ferne, bald wie dicht neben ihm, bald wie aus ſeinem eignen Herzen: „Ich liebe Dich!“ —

Ein langgehaltner heller Accord zitterte durch die Luft, es war der erſte Ruf eines neuen Tages, Benjamin erwachte, und ſein Erwachen war noch ſchöner, wie ſeine Träume geweſen waren! —

Der Oſten ſtrahlte in roſiger Gluth, lauter rauſchten die Wipfel der Bäume, und ſchüttelten den Nachtthau von den Blättern, da ſchwebte langſam und feierlich der gewaltige Sonnenball

herauf. Ein Moment, und Millionen blendender Strahlen ſchoſſen daraus hervor und ſpiegelten ſich wider in jedem Thautropfen, die Nebel verſchwammen, in jugendlicher Herrlichkeit lächelte der Morgen, höher ſchlugen die Pulſe der Natur, überall Leben! überall! überall! der Bach eilte haſtiger, die Blumen erhoben ihre Häupter, und erſchloſſen ihre Kelche, alle Weſen jauchzten, und jauchzend rief Benjamin:

„Ich liebe Dich!“

Als er gegen ſechs Uhr ſeinen Liebenauer Freunden Lebewohl ſagte, umarmte er erſt den Paſtor, und dann die drei Mädchen, und indem er ſie küßte, flüſterte er einer Jeden zu: „Ich liebe Dich!“ Selig wie ein Gott ſprang er in den Wagen, der Poſtillon

ſchwang treibend die Peitſche
und raſch hin flogen die ſchnaubenden Roſſe.

Extrablatt.

Ich möchte mit allen Glocken in Hamburg ein Freudenläuten anstellen, daß ich meinen Benjamin glücklich aus Dummburg gebracht habe, er ist jetzt ein freier Mensch und mit einem solchen läßt sich etwas Gescheidtes beginnen. Die unter den Alltagsverhältnissen duckenden und schwitzenden Menschen taugen nur dazu, wozu sie zur Noth eben da sind, und führen mithin, hätten sie auch den besten Tisch, die besten Weine, Haus und Hof, Pferde und Wagen, und keine Schulden, ein armes, kümmerliches, farb- und duftloses Leben; denn nichts Traurigeres als ein Philister, der als solcher geboren wird, als solcher aufwächst, ißt, trinkt, ein Amt verwaltet, eine Frau nimmt, Kinder zeugt, und stirbt. — Nein! lieber wollte ich Zeitlebens im Karzer sitzen (wie das in Rostock vier Wochen lang schon einmal der Fall war), als ein Philister werden, Pereat solchem Leben!

Du sollst sehen, lieber Leser, wie wacker das meines Helden, vom nächsten Buche an,

sich gestaltet. Mit der Liebe, ich sage: mit der Liebe, wird er freilich wohl wenig mehr zu schaffen haben! Seine erste Liebe war zu zart und zu schön, zu wunderbar; denn er liebte drei schöne Mädchenseelen auf einmal, weil er nicht wußte, welch' Eine von den Dreien ihm gesagt: „Ich liebe Dich!" Vielleicht war jene nächtliche Erscheinung der Schutzgeist der drei Mädchen gewesen, alle Drei liebten ihn, und er liebte sie — selig. —

Vielleicht lachst Du, schöne Leserin, über eine solche Liebe, von der Dein Clauren „kein allereinziges Sterbenswörtchen" sagt; vielleicht lachst Du um so mehr darüber, als Du aus eben diesem Clauren weißt, daß ohne ein Paar ungeheuergroßer Augen, zwei Reihen Perlenzähne, einem „küssigen Mündchen," schneeigtem Schwanenbusen, in Summa: daß ohne diese und noch mehrere handgreifliche Schönheiten, an eine ordentliche, solide Liebe gar nicht zu denken ist.

O schönes Kind, Du hast Recht! für die Wirthschaft, für das Hochzeitskämmerlein ist solch eine Liebe gar nichts nütz, ja! vielleicht eifert der dicke Pastor gar nicht mit Unrecht dagegen; denn, wenn alle Menschen so liebten, so ständ es schlecht um die schönen Copulations- und Taufgebühren; aber, aber — ach! ich selbst habe einmal auf

ſolche Art geliebt, lange Zeit, und ich wollte, ich könnte noch ſo lieben; denn, lache wie Du willſt! es iſt doch etwas gar zu Schönes, wenn man liebt, liebt, ohne recht eigentlich zu wiſſen, Was? und Wen? Man liebt dann nur um ſo mehr! Man liebt Alles, und iſt ſelig. — Aber Du begreifſt mich nicht, ſchöne Leſerin! Ihr Weiber müßt immer erſt etwas Körperliches haben, wenn Ihr lieben ſollt. —

In der vergangenen Neujahrsnacht goß meine 15jährige Schweſter zum erſten Male Blei. — Ich ſaß gerade bei dem erſten Extrablatte dieſes Buches, als ſie mit freudefunkelnden Blicken mir den abentheuerlich-geformten Guß zeigte; „Was ſiehſt Du?“ fragte ſie mich; das Ding glich einer Spinne oder einem Krebs, und ich ſagte: einen Krebs! Da lachte ſie mich aus, daß ich als Maler einen ſchönen Offizier mit vielen Orden für einen Krebs habe halten können, ich aber bemerkte, daß der Unterſchied zwiſchen einem Krebs und einem Helden nicht ſo gar groß ſei, indem bekanntlich Beide die rückgängigen Bewegungen eben ſo gut, wie das Angreifen mit einander gemein haben.

Als ich meinen Helden perſönlich kennen lernte, bekannte er ſich im Punkte der Liebe zum Syſtem des unſterblichen Don Giovanni, und

lachte, wenn man ihm Buße predigen wollte, aber wenn man auf seine erste Liebe zurückkam, dann lachte er nicht, er lächelte nur, und es war ein ganz eignes herzerschütterndes Lächeln. Man konnte es ihm ansehen, welchen Kampf es ihm kostete, nicht zu weinen. Er raffte sich dann in der Regel wieder trotzig empor, und stürzte sich in den ärgsten Strudel der Zerstreuungen und Genüsse. Aber noch lange Zeit nachher konnte er nicht wieder lachen! und wollt' er es mit Gewalt versuchen, so war sein Gesicht anzuschauen, als stritten in seiner Brust sich Himmel und Hölle um seine arme Seele.

Als ich vor etlichen Tagen in einer Gesellschaft, wo von der Liebe die Rede, lachte; und zufälliger Weise im selbigen Augenblick in einen Spiegel schaute, erschrak ich über meine abscheulich verzerrte Fratze, und ich hörte auf zu lachen.

Ende des Extrablatts.

Zweites Buch.

Benjamin in der Reſidenz.

„Staub ſoll er freſſen, und mit Luſt,
„Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.“
(Mephiſtopheles.)

Erſtes Kapitel.

Wie Held Benjamin in der Reſidenz ankommt, und im Hauſe des Leibarztes wohnt. — Die beiden Maler. — Die ſchöne Malerin. — Benjamin beginnt ſeine Studien.

Froh und luſtig war die Reiſe, ohne alle Abentheuer, und am Morgen des dritten Tages hielt der Wagen vor dem pallaſtähnlichen Hauſe des Leibarztes in ...*.

Benjamin wurde ſehr artig von der Frau ſeines Gönners, einer bejahrten, kränklich-blaſſen Dame, empfangen. Sie führte ihn ſogleich in ein niedliches, bequem eingerichtetes Zimmer, nur durch eine Thür von dem Studirzimmer ihres Mannes getrennt; „dies iſt für's Erſte Ihre Wohnung," ſprach ſie, und empfahl ſich, damit er ſich umkleiden könne. Benjamin machte hurtig ſeine Toilette, und warf ſich dann behaglich in einen zier-

lichen Divan, „das gefällt mir beſſer,“ ſprach er, „wie die Dummburger Lebensweiſe!“ aber indem er dieſes ſagte, zuckte ein tüchtiger Anflug von Heimweh durch ſeine Bruſt. „Ich bin doch ein rechter Narr!“ rief er ärgerlich, „am Ende wünſch ich mich wieder zurück in das heilloſe Neſt, und in meinen Kerker?! Nein!“ (er ſprang auf, und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.) „Nein, nie, nie will ich mehr dahin zurückkehren, wenn ich nicht wenigſtens ein Paar Säcke mit Perlen oder Goldſtaub gefüllt mitbringen kann! Gebe der Himmel den Dummburgern Glück und Heil ſo viel er will, aber ich bleibe ferne, Amen!“

„Recht ſo,“ ſprach der Leibarzt, der eben ins Zimmer trat; „Recht ſo, lieber Benjamin! was wollten Sie auch dort, wo Sie nicht erkannt, ſondern im Gegentheil verkannt werden? Hier dagegen iſt Ihr Platz! Es kann Ihnen nicht fehlen; mit Ihrem ausgezeichneten Talent müſſen Sie hier Aufmerkſamkeit erregen, und dann hängt es nur von Ihnen ab, Ihr Glück zu machen.

„Ich werd' es nie vergeſſen, daß ich Ihnen die Gelegenheit dazu verdanke,“ entgegnete Benjamin, und reichte, wie es ſeine Weiſe war, dem Leibarzte traulich die Hand, der ſchloß ihn

ſo veſt in die Arme, daß Benjamin hätte mögen laut aufſchreien, küßte ihn drei-, viermal derb ab, und rief: „Alſo willkommen in meinem Hauſe! Nun aber,“ fuhr er fort, indem er ſich neben Benjamin auf den Divan ſetzte; „Nun aber, mein lieber, junger Freund, muß ich Sie bitten, die erſten acht Tage ihres Hierſeins an keine Arbeit zu denken, ſondern dieſe Zeit lediglich dazu zu verwenden, ſich in der Reſidenz gehörig zu orientiren, und (bei dieſen Worten lächelte er gar ſeltſam,) wie man zu ſagen pflegt, ein wenig auszutollen. Deſto ordentlicher und eifriger werden Sie nachher Ihren Studien obliegen, und da ich weiß, daß man ohne Geld in dieſer Art nichts unternehmen kann, und ihre Börſe —“

„Die iſt,“ ſtammelte Benjamin betroffen mit niedergeſchlagenen Augen, „die iſt leer.“

„Nun deſto beſſer,“ lachte der Leibarzt; „ſo werden Sie mir nicht böſe werden, wenn ich Ihnen dieſe Kleinigkeit als ein freundſchaftliches Darlehen anbiete; ich werde es mir wieder ausbitten, wenn Sie durch ihre Arbeiten ſich eine Geldquelle eröffnet haben werden; bis dahin bitte ich Sie, ſo oft Sie etwas brauchen ſollten, ſich ohne Scheu an mich zu wenden.“ Hiermit drückte er ihm drei Doppel-Louisd'ors in die Hand, und Benjamin war ſo verdutzt, daß er kaum ſeinen Dank abzu-

ſtatten vermochte. Endlich bemerkte er, daß dieſe Summe viel zu groß für ihn ſei; und wollte wenigſtens zwei von den Goldſtücken zurückgeben; der Leibarzt aber proteſtirte dagegen, indem er fein lächelnd behauptete: „Was er gäbe, gäbe er mit Bedacht, und werde daher nichts wieder zurücknehmen; übrigens ſei eine ſolche Summe für einen jungen Menſchen in der Reſidenz nicht zu viel, und Benjamin werde früher mit dem Gelde zu Ende ſein, wie er es jetzt glaube, ſchließlich fordre er ihn noch einmal auf, ſich ja recht auszutollen, er wolle unterdeſſen mit dem Profeſſor und dem Galleriedirector Alles in Richtigkeit bringen.

Benjamin wiederholte ſeinen Dank; der Leibarzt ſeine freundſchaftliche Umarmung, dann führte er ihn hinunter in den Speiſeſaal, wo ſchon mehrere bebänderte und bekreuzte Herren, nebſt etlichen befiederten, beturbanten und parfümirten Damen verſammelt waren.

Benjamin wurde der Geſellſchaft vorgeſtellt, und dann ging es zur Tafel, wo gegeſſen und getrunken wurde, wie in einem Claurenſchen Roman.

Der Leibarzt hatte gut prophezeit! ſchon nach drei Tagen hatte Benjamin eine Menge guter Freunde, aber von ſeinen drei Doppellouisd'ors war kein Deut mehr vorhanden. Benjamin war ſehr ärgerlich darüber! Er ſchämte ſich entſetzlich, und wollte es verbergen. Aber der Leibarzt hatte ihm bald abgemerkt, wo ihn der Schuh drücke, er lachte, und wollte ihm eine ähnliche Summe aufdringen, dies jedoch lehnte Benjamin ſo veſt als beſcheiden ab, und der Leibarzt mußte ihm ſeinen Willen laſſen.

Damit hatten aber auch Benjamins junge Freundſchaften ihre Endſchaft erreicht, was ihm übrigens ſehr gleichgültig war, und den Leibarzt zu freuen ſchien; „Sie verlieren Nichts an ſolchen Freunden," tröſtete er den nicht Troſtsbedürftigen, „am Ende hätten Sie ſelbſt ſie aufgegeben, deß bin ich gewiß, da es ſämmtlich Tröpfe ſind, es taugt Nichts, wenn in der Freundſchaft Einer den Andern überſieht."

„Das fühle ich," entgegnete Benjamin, „und habe dieſe Erfahrung ſchon früher gemacht, weshalb ich denn auch nie einen Freund hatte, der mit mir von gleichem Alter war."

„Sie haben ſchon früh, viele und zum Theil bittere Erfahrungen gemacht," fuhr der Leibarzt fort, „und ſind daher auch jetzt ſchon

dem Geiſte nach, Mann, während andere junge Leute ihres Alters, wenn es hoch kommt, erſt in die ſogenannten Flegeljahre treten, Eh bien! bleiben Sie Ihren ältern Freunden treu, Sie werden mich ſtets unverändert finden, und ich bin ſo eitel zu glauben, Ihnen bis jetzt nicht mißfallen zu haben." — Hierbei ſchüttelte er dem beſchämten Benjamin treuherzig die Hand, und erzählte dann lachend eine Menge komiſcher Geſchichten von dem Leben und Treiben in den höhern Ständen; „Sie werden hier viel Stoff für Ihren Griffel finden!" ſchloß er, „und ich wünſche ſehr, daß Sie ihn nicht fallen laſſen. Einige kleine Vorſichtsregeln ſind allerdings dabei zu beobachten, aber werden dieſe befolgt, ſo können Sie Ihrer Laune freien Lauf laſſen, ohne Furcht, Jemand dadurch zu indigniren; denn in der Reſidenz, wenigſtens in dieſer, verſteht man es, ſich an ſo Etwas zu ergötzen und darüber zu lachen. — Sie brauchen Niemand zu ſchonen, außer den Fürſten, den alten tauben Kanzler und noch eine Perſon, hinſichtlich der ich aber gewiß bin, daß Sie ſie nicht (dürften Sie es auch) zur Zielſcheibe Ihres Witzes machen werden, ſobald Sie nur von Angeſicht ſie geſehen haben; und Sie müſſen ſie kennen lernen, denn ſie kann Ihnen viel nützen."

„Wer iſt es?“

„Die Favoritin des Fürſten.“

Benjamin erröthete und fragte betroffen, „Wie? und ich ſoll —“

„Sie kennen lernen,“ wiederholte der Leibarzt ruhig. „Ich werde morgen mit Ihnen zu ihr gehen und Sie vorſtellen, es iſt eine ſchöne, geiſtreiche, kunſtliebende Dame, und in vieler Hinſicht wahrhaft achtungswürdig.“

„Achtungswürdig?“ fragte Benjamin etwas ſpitz, „achtungswürdig? ein Weib, das —“

„O mon Dieu!“ fiel der Leibarzt ihm lächelnd in's Wort, „mein lieber, junger Freund! wer ſprach denn vom Weibe? Hier iſt von einer Dame die Rede; und eine Dame kann heut zu Tage ſehr achtungswürdig ſein, wenn ſie auch —“ er ſtockte, und Benjamin ſah ihm ſcharf fragend in's Geſicht, „wenn ſie auch —“ wiederholte der Leibarzt etwas außer Faſſung gebracht, und blieb abermals ſtecken — „Wenn ſie auch,“ rief Benjamin ihn parodirend und machte „eine unanſtändige Gebehrde.“

Juſt wie die Hexe erhob der Leibarzt ein unmäßiges Gelächter und rief: „Nun ja! ſo iſt's heraus!“

Benjamin wandte ſich mit ſchlechtverhehlter Verachtung ab, aber der gewandte Hofmann

nahm die Sache leicht, und ließ ſich nicht irren; er fuhr freundlich fort: „Sie haben gewiſſermaßen Recht! ein Weib ohne Tugend verdient die Verachtung des Mannes, aber du guter Gott! wenn wir es ſo ſtrenge nehmen wollten — o lieber Benjamin! das iſt ein verwickeltes Kapitel! wenn Sie in dieſer Art erſt mehr Erfahrung haben werden, (und mich müßte Alles trügen, wenn Sie ſie nicht bald erlangten;) dann, mein lieber, junger Freund! werden Sie ein ſchönes Hirngeſpinnſt von der Wirklichkeit leicht zu unterſcheiden wiſſen, und ich gebe Ihnen mein Wort, ſelbſt einer Meſſaline in geſellſchaftlichen Verhältniſſen (und dieſe bilden doch nun einmal das, was man Leben nennt,) Ihre Achtung nicht verſagen. Die ſogenannte Tugend iſt ohnehin nur eine feine weibliche Conſequenz, wie denn Conſequenz die größte Tugend iſt."

„Dieſe Tugend kann auch der größte Böſewicht haben!"

„Und eben deshalb iſt es eine große Tugend! denn ein conſequenter Böſewicht iſt lange nicht ſo gefährlich, wie ein inconſequenter. Jener täuſcht nie ſich ſelbſt, und man weiß leicht, woran man mit ihm iſt, und nimmt ſich vor ihm in Acht, dieſer hingegen täuſcht ſich ſelbſt alle Augenblicke, und noch vielmehr ſeine Umgebungen, man

weiß nicht, wo man ihn faſſen und laſſen ſoll, und das Ergebniß iſt klar. Aber um wieder auf unſern ſtreitigen Punkt zurückzukommen: iſt es nicht unbillig und inconſequent von uns, von den Weibern eine Tugend zu verlangen, der wir mit aller unſerer gerühmten Stärke nicht zu genügen vermögen? oder, aufrichtig, Benjamin, würden Sie der Verlockung widerſtehen? würden Sie einer mittelmäßig hübſchen Frau, (ich rede gar nicht von einer häßlichen, wie z. B. die Meinige iſt,) treu bleiben, wenn eine Schönere, Geiſtreichere Ihnen durch einen bedeutenden Blick zu verſtehen gäbe, „du gefällſt mir, und darfſt wagen!“ Nun? Ja oder Nein?“

„Nein!“ rief Benjamin mit komiſchem Grimm, „Nein! ich würde ihr nicht treu bleiben! der Teufel —“

„Der arme Teufel.“

„Der Teufel würde die Oberhand behalten, aber mit dem Manne iſt es ein Anderes! dieſer hat mehrere Tugenden zu erfüllen, und erfüllt ſie in der Regel alle, wenn er ſonſt ein rechter Kerl iſt, aber das Weib, von dem nur die einzige Tugend —“

„Halt! Halt!“ rief der Medicus, „mit dieſer abgedroſchenen Phraſe ſchlagen Sie meine Behauptungen nicht zu Boden, unſere heutigen

Damen treiben ihr Weſen auf dem Tummelplatz männlicher Tugenden ſo wacker, daß in dieſer Hinſicht kaum noch ein Unterſchied zwiſchen beiden Geſchlechtern Statt findet. Frau von Staël und Lady Morgan ſind in dieſer Hinſicht wahrhaftig nicht die Einzigen ihres Geſchlechts, und noch vor nicht gar langer Zeit wurde unſerm Miniſter des Innern ein geiſtreiches, mit vieler Sachkenntniß geſchriebenes Werk „über Staatswirthſchaft" vorgelegt, und rathen Sie einmal, von wem es verfaßt war? von der ehemaligen Vorſteherin einer H....wirthſchaft."

Benjamin, ſo ärgerlich er auch war, mußte hier doch laut auflachen. Der Leibarzt wollte eben eine neue Geſchichte der Art beginnen, als die Thür ſich öffnete und ein Bedienter hereintrat, ihm zwei Billets überreichte, und ſich dann wieder entfernte.

Der Leibarzt, nachdem er ſie flüchtig geleſen, wandte ſich fröhlich zu unſerm Helden, indem er ſprach: „Gute Nachricht für Sie! der Profeſſor und der Galleriedirector erſuchen mich hier, morgen Vormittag ſie zu beſuchen, und Sie mitzubringen."

„Beide?" fragte Benjamin betroffen, „ich kann doch für's Erſte nur bei Einem lernen; denn viele Köche verderben den Brei."

„Allerdings," entgegnete der Medicus, „und es ſteht gänzlich bei Ihnen, welchen von Beiden Sie zu Ihrem Führer erwählen wollen; nur verſteht es ſich von ſelbſt, daß dies auf eine feine Art geſchehen muß, und die erſte Zeit müſſen Sie wenigſtens zum Schein bei allen Beiden arbeiten. Nach und nach werden Sie dort, wo Sie ſich nicht gefallen, flüchtig, genial, quaſi faul! und bleiben endlich ganz weg. Wenn dann auch der Eine ſich über Sie beklagt, ſo wird der Andere, welchem es nur ſchmeichelhaft ſein kann, daß Sie ihm treu bleiben, Sie deſto höher erheben; denn Beide ſind, wie das unter Künſtlern, Hofleuten, und" fügte er lachend hinzu, „unter Aerzten der Fall iſt, einander ſpinnefeind und recht eigentlich neidiſche Hunde. Sind Sie dann nur bei Einem fleißig, ſo kommen Sie vorwärts, und brauchen ſich um Nichts zu kümmern."

Benjamin hatte viel gegen ein ſolches Verfahren einzuwenden; er ſagte frei heraus: wie er es für ſchlecht halte, von vorn herein damit umzugehen, einen Menſchen, der uns freundlich entgegenkäme, und uneigennützig bereit ſei, uns zu dienen, auf eine ſolche Art zu betrügen. Der Leibarzt aber, der es ſchon weg hatte, wie ſchlecht unſer Held gegen ſophiſtiſche Gründe verwahrt,

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

und wie gut ihm damit beizukommen ſei, erwiederte leichthin: „Eine Hand wäſcht die andere! wie ſollte man ſonſt mit Menſchen dieſer Art fertig werden? Uebrigens glauben Sie ja nicht, es geſchähe aus bloßer chriſtlicher, uneigennütziger Nächſtenliebe, daß der Profeſſor und der Galleriedirector ſich ſo eifrig für Sie intereſſiren. Erſtens: wiſſen es Beide, daß Sie zu großen Erwartungen berechtigen, und ſich den Lehrer und Meiſter eines ausgezeichneten Künſtlers nennen dürfen, iſt wahrhaftig keine Schande. Zweitens: wiſſen Beide, daß ſie ſich mir dadurch verpflichten, und einen Leibarzt zum Freunde haben, iſt mehr, als wenn man mit dem Fürſten ſelbſt Brüderſchaft getrunken hätte! Von dem Galleriedirector ſage ich Ihnen für jetzt noch nichts, ſein Verhältniß zu mir iſt ſehr verwickelter Art, es wird Ihnen viel Spaß machen, dieſen Charakter nach und nach auszuholen; und gelingt es Ihnen, ſo werden Sie bei ihm unſtreitig mehr an Kenntniß des menſchlichen Herzens gewonnen haben, als an Kunſtausbildung. Der Charakter des Profeſſors liegt vor aller Welt offen am Tage, er iſt ein bedeutender Künſtler was die techniſche Ausbildung betrifft. Genie hat er nicht; dafür aber deſto mehr Genialität, wie wir es hier nennen; grobe Leute würden ihn als einen Bruder

Liederlich bezeichnen, der troz ſeines ungeheuren Gehalts und ſonſtigen bedeutenden Verdienſtes nie Geld hat, und immer Schulden; und hier iſt das Ende meines Leitſeils; und ſomit genug für diesmal; halten Sie ſich fertig. Morgen Vormittag um zwölf Uhr ſtatten wir unſere Beſuche ab!" Damit empfahl ſich der Medicus, und überließ es unſerm Helden, ſich Alles noch einmal in Gedanken zu recapituliren, und ſein Urtheil darüber zu fällen.

Benjamins Urtheil aber lautete: „Spizbüberei ſteckt dahinter; nur weiß ich noch nicht, in wiefern ſie erlaubt oder nicht erlaubt iſt, in Dummburg war ich darin immer im Klaren, hier bin ich dumm! Je nun! Ich werde doch endlich wohl klug werden, aber hab Acht, Benjamin, daß du bis dahin nicht ſchlecht wirſt; O mein ehrlicher, guter Pfarrer! O mein einfaches, herziges Liebenau! — Pah! iſt's denn nicht egal, wo ich bin, wenn ich mir nur ſelber treu bleibe?! — Courage, Benjamin! Friſch hinein in's bunte, bewegte Leben! das dumme Heimweh! hinunter damit! ubi bene ibi patria, ſagte der Römer, und ich ſage: Amen!

Nah' bei dem fürſtlichen Schloſſe befand ſich das alterthümliche, nicht eben große Haus des Galleriedirectors, wohin der Leibarzt zuerſt unſern Benjamin führte. Als ſie in's Haus traten, kam ihnen eine ältliche Frau, faſt wie eine Herrnhuterin gekleidet, entgegen, die der Leibarzt ſeinem Begleiter als die Frau des Galleriedirectors vorſtellte, und als er deſſen Befremden über das ſeltſame Aeußere der Dame bemerkte, Mühe hatte, das ihn unwillkürlich anwandelnde Lächeln zu verbergen. — Als er ihr geſagt: weshalb ſie gekommen wären, lud ſie Beide mit einer züchtigen Verbeugung ein, ihr zu folgen, und führte ſie durch einen engen, dunkeln Gang, und durch drei oder vier aneinanderſtoßende Zimmer in das Atelier ihres Mannes.

Der Galleriedirector erhob ſich von der Staffelei, die Fremden zu begrüßen, was er auf eine feierliche, abgemeſſene Art that. Er war ein langer, hagerer Mann, hoch in den Funfzigen, mit einem ascetiſch-ſtreng-frommen Geſichte, wie man ſie häufig an den Heiligenbildern aus der altdeutſchen Schule bemerkt; ſein dünnes, farbloſes Haar war rund verſchnitten, und der aſchgraue, bis oben zugeknöpfte Ueberrock vollendete das Bild eines ächten „Stillen im Lande."

An einer zweiten Staffelei saß ein junger Mensch, dem Anschein nach mit Benjamin von gleichem Alter, und copirte mit ängstlicher Sorgfalt ein entsetzliches Bild: das blutige Haupt Johannis des Täufers vorstellend. Seltsam stach das blühende, jugendliche Gesicht zu seiner, ebenfalls nach frommem Schnitt gefertigten Kleidung ab, so wie zu seinem schüchternen, gemessenen Betragen. Es war der Sohn des Galleriedirectors; und Benjamin näherte sich ihm freundlich, ihm die Hand bietend. Der junge Mensch lächelte, sah seinen Vater verstohlen fragend an, und schlug dann ein, aber so leise und behutsam, als fürchte er sich zu verbrennen, oder: (um es frei herauszusagen,) zu verunreinigen.

Benjamin hatte Mühe, seinen Aerger darüber zu verbeißen. Nachdem Alles in Richtigkeit gebracht, und dahin bestimmt war: daß Benjamin am andern Morgen bei dem Galleriedirector an zu zeichnen fangen, und so abwechselnd, einen Tag da, und den darauffolgenden bei dem Hofmaler arbeiten solle, zeigte ihnen der Galleriedirector noch seine Gemäldesammlung, welche, etliche Portraits ausgenommen, durchgehends in züchtig gemalten geistlichen Stücken bestand. Darnach empfahlen sich der Leibarzt und Benjamin, und der Besuch war beendigt.

„Nun, was ſagen Sie?“ fragte der Medicus unſern Helden, als ſie wieder auf der Straße waren.

„Ich danke Gott, daß ich wieder ſeine liebe freie Luft einathmen kann. O mich dauert der arme junge Menſch, der den ganzen Tag ſo ſitzen, und ellenlange Heiligengeſichter copiren muß! Nach dem, was ich von ihm ſah, beſitzt er viel Talent, aber großer Gott! wo ſoll bei einem ſolchen naturwidrigen Leben die Begeiſterung für die Kunſt herkommen, die doch unerläßlich iſt, wenn man Etwas, auch nur einigermaßen Mittelmäßiges leiſten will?“

„Sie gehen zu weit!“ verſetzte der Leibarzt, „ſogar arg iſt es nicht, der junge Menſch iſt, wie mehrere ſeines Gleichen, nicht ſo ohne alle Begeiſterung, wie Sie glauben, aber freilich iſt es nur eine künſtlich erzeugte, der Treibhauswärme ähnlich; und wie dieſe, nur auf einen kleinen beſchränkten Raum einwirkend. Die natürliche Begeiſterung dagegen gleicht der Sonne, die eine Welt erleuchtet und erwärmt. Ich konnte mir es vorher denken, daß Sie keinen Geſchmack an der Art und Weiſe des Galleriedirectors finden würden, aber Sie ſollten ſelbſt ſehen und urtheilen. Wir wollen uns jetzt zum Profeſſor begeben! Wie ich Ihnen ſchon ſagte, iſt er der ärgſte An-

tipode des Gallericdirectors, den man ſich denken kann. Ich zweifle nicht, daß Ihnen auch da Manches mißfallen, doch bin ich gewiß, daß Ihnen auch Manches zuſagen wird;" ſomit ſchritten ſie der Wohnung des Profeſſors zu.

Extrablatt.

Geliebter Leſer! ich ſehe mich abermals genöthigt, das, was ich in dieſem Kapitel Dir noch zu erzählen gedachte, in einem anderen (dem hier folgenden) Dir zuzumeſſen, inmaßen das gegenwärtige ſonſt wieder an allzu „ungebührlicher Länge, Breite, Dicke, Höhe und Tiefe laboriren würde."

Alſo: — — — — — — — —

Das zweite Kapitel.

Enthält die Fortsetzung und den Schluß des Ersten.

Schon das Aeußere der Wohnung des Professors war himmelweit von der des Galleriedirectors verschieden; es war ein schönes, großes Haus im reinsten italienischen Styl gebaut; Balkon, Hausflur und Treppen waren mit blühenden Citronen- und Orangenbäumen besetzt; und Benjamin konnte nicht unterlassen, einen Freudensprung zu machen, als er in die duftenden Hallen trat; er träumte sich schon in Italien.

Ein reichgekleideter Lakai führte sie eine breite Marmortreppe hinan, durch mehrere prächtige, mit meisterhaften Gemälden ausgezierte Zimmer, öffnete endlich eine Thür, und ließ sie eintreten. Sie befanden sich in dem herrlich und zweckmäßig eingerichteten Atelier des Hofmalers.

„Da ſind wir!“ ſprach der Leibarzt, und mit dem Ausruf: „Eh! willkommen! guten Morgen, Doctor!“ ſprang der Maler ihnen entgegen. Der Medicus hatte Recht gehabt; die beiden Maler waren ſich in keinem Stücke gleich!

Denke Dir, lieber Leſer, eine bewegliche, höchſtens vier Schuh hohe Geſtalt, aber von ſtarkem Knochenbau, und ſehr muskulös, mit einem Spitzbauch, und großen Händen und Füßen. Der ebenfalls mehr große als kleine, mit krauſem, röthlichem Haar bewachſene Kopf ſteckt tief zwiſchen den Schultern, über das ganze, breite, vollwangige, beunterkinnte, gleißende Geſicht, mit der aufgeſtülpten, ſchon etwas kupfrigen Naſe, und den kleinen, grünen, verſchmitzt-blinzelnden-ewigſelig-betrunkenen Aeuglein iſt eine ungemeine Behaglichkeit verbreitet, beſonders, wenn der kleine Mann (was er oft thut) mit der Zunge über die Lippen fährt, als wolle er da den Champagnerſchaum ablecken. Die Kleidung des Mannes iſt fein, aber äußerſt nachläſſig, er mag ungefähr 40 bis 45 Jahre zählen. Denke Dir, lieber Leſer, einen ſolchen Mann, und Du haſt den Hofmaler leibhaft vor Dir. (Da ich ihn Dir ſo meiſterhaft beſchrieben habe, wird es Dir keine Mühe koſten.)

„Na Doctor!“ rief der Maler, nachdem er ihn und den Benjamin eingeladen hatte, ſich zu

ſetzen, „Na! wo hat Sie der Teufel denn ſo lange gehabt?“

„Bei einem Heiligen!“ platzte Benjamin vorlaut heraus.

„Hehehehe! bei dem Galleriedirector? Iſt das mein Zukünftiger, Doctor?“

„Ihr Eleve Benjamin!“ bejahte der Medicus. „Ein muntres Bürſchchen! 's iſt recht ſo! aus denen wird in der Regel immer was Tüchtiges. Der Emil (ſo hieß der Sohn des Galleriedirectors) iſt ein Duckmäuſer wie ſein Alter, und wird all ſein Lebtag kein ordentlicher Kerl werden. Sie“ (er wandte ſich zu Benjamin) „werden's bald ſatt bei ihm bekommen, und das ſoll mich freuen; dann können Sie ganz bei mir arbeiten. Ich hab' gehört, Sie malen ſchon in Oel; will ſehen was Sie können; wenn ich Sie brauchen kann, ſollen Sie mir mit bei meinen Arbeiten helfen; denn ich habe niederträchtig viel auf dem Halſe! denken Sie 'mal“ (wandte er ſich wieder zum Medicus) „da ſchickt mir heute die Fürſtin Mutter ihr Portrait, es iſt ein köſtliches Stück Arbeit von Iſabey, mit dem verrückten Befehl: ſieben Copieen davon zu machen. Sie will ſie nämlich verſchenken, und ich muß, ſtraf mich Gott! die alte Schnurre ſiebenmal abpinſeln. Siebenmal! es iſt zum Tödten!“

„Ei ſo ſchweigen Sie doch!“ rief der Leibarzt, „Sie reden ſich ſonſt noch um den Hals!“

„Warum nicht gar!“ lachte der Hofmaler, „mein kleiner Schüler da“ (der kleine Schüler war einen Kopf größer wie der Meiſter) „wird mich doch nicht verrathen, und Sie? Doctorchen! ich denke, wir kennen uns! oder glauben Sie: ich müßte nicht um die Geſchichte mit dem Prinzen Arnulph.

Der Leibarzt wurde blaß und roth, und ſtieß den Maler heimlich, aber nicht eben ſanft in die Seite. „Nun ja,“ brummte dieſer, „ich bin ſtumm!“ aber plötzlich ſprang er auf, und ſchrie: „Ihr müßt mit mir trinken, bleibt ſitzen, ich komme gleich wieder!“ und ſchoß zur Thür hinaus.

Benjamin ſaß da wie verrathen und verkauft, und der Leibarzt, der es bemerkte, ſprach lächelnd, aber mit unterdrücktem Aerger: „Mit dem Hofmaler iſt oft kein Auskommen, indem er voller Indiscretion Alles durcheinanderſchwatzt, was ihm eben durch den Kopf fährt, ohne ſich darum zu kümmern, ob es einen Dritten betrifft, und wer dieſer Dritte ſei, die Geſchichte mit dem Prinzen Arnulph, deren er ſo unbeſonnen erwähnte, iſt gewiſſermaßen ein Staatsgeheimniß, ja, vielleicht iſt an dem Nichtbekanntwerden derſelben noch mehr gelegen, als an dem eines wirklichen, gewöhnlichen

Staatsgeheimniſſes, indem mehrere allerhöchſte Perſonen jedenfalls auf's Aeußerſte dadurch compromittirt würden, ich muß daher von Ihnen fordern: kein Wort von unſerm Geſpräche, gegen wen es auch ſei, laut werden zu laſſen."

„Das verſteht ſich ohnehin von ſelbſt," verſetzte Benjamin. Indem trat der Hofmaler wieder in's Zimmer, nahm den Leibarzt unter den einen, unſern Helden unter den andern Arm, und ſprach freundlich-ſchmunzelnd, indem er lüſtern mit der Zunge über die Lippen fuhr und die Aeuglein zuſammenkniff: „Nun wollen wir trinken." Somit führte er ſie in einen ſchönen Saal, in deſſen Mitte ein kleiner Springbrunnen befindlich, welcher eine angenehme Kühle verbreitete, vor den großen offnen Fenſtern ſtanden, wie an allen andern ſchicklichen Orten, Orangenbäume, kurz, es war ein Aufenthalt, wie der ärgſte Epikuräer ihn ſich nicht beſſer wünſchen könnte. Der Hofmaler führte ſeine Gäſte im Marſchſchritt bis vor das Becken des Springbrunnens; hier rief er: „halt!" deutete freundlich hinein, wo mitten im Waſſer ein Korb mit Weinflaſchen ſtand, und forderte ſie auf, indem er ihnen mit gutem Beiſpiel voranging, ſich Jeder eine Flaſche herauszulangen; dann führte er ſie zu einem prächtigen Sopha, vor welchem ein zierliches Pfeilertiſchchen mit Confect, Früchten und Gläſern

ſervirt ſtand; und rief, indem er ſchon trank: „Nun trinkt!“

Man trank, und wurde ſehr heiter, der Hofmaler beſonders brachte viele luſtige Schnurren vor; unter andern erzählte er von ſeinem Farbenreiber, Daniel, wie derſelbe ihm eine lange Zeit über den Wein aus dem Keller geſtohlen, und demohngeachtet nichts als Waſſer getrunken habe.

„Alſo verkaufte er den Wein?“ fragte Benjamin.

„Nein.“

„Oder verſchenkte er ihn an Arme, und machte es wie jener Heilige, der das Leder zu den Schuhen ſtahl, und ſolche ebenfalls an die Armen verſchenkte?

„Hehehe! auch nicht.“

„Was that er denn damit?“

„Hehehe! das iſt eben der Spaß, ſehn Sie: der Kerl hat immer Durſt, und kann nie genug kriegen; iſt aber, obſchon ein armer Teufel, doch ein abſcheulicher Geizhals. Da kommt er denn auf die confuſe Idee von einem Gedanken, und ſtiehlt mir meinen Wein, und legt ſich einen ordentlichen Flaſchenkeller für die Zukunft an, und trinkt dabei, wie geſagt, jämmerliches Brunnenwaſſer; endlich komme ich dahinter, und ich denke, ich ſoll erſticken vor Lachen; aber was thu ich? Ich ſchick' ihn eines Tages mit einem weitläufigen Auftrag aus,

und laß ihm unterdeſſen ſein ganzes ſchönes Weinlager confiſciren, und dafür eine gleiche Anzahl Flaſchen, mit Waſſer gefüllt, hinlegen. Was er für einen Schreck gekriegt hat, als er hinter den Streich gekommen, können Sie ſich denken; das Luſtigſte dabei war: er durfte ſich ſeinen Gram nicht einmal merken laſſen, und meinen Keller nahm ich jetzt zu gut in Acht, als daß er ſeinen Verluſt wieder hätte erſetzen können. Endlich aber dauerte er mich doch, denn er war ganz melancholiſch geworden. Ich nahm ihn alſo vor, und ſagte: Daniel! ſei kein Eſel! einen eignen Keller kann ich Dir nicht ſtatuiren; aber willſt Du täglich Deine Portion trinken, ſo ſollſt Du ſie haben; das hat er denn angenommen! aber trotz dem iſt er noch ſo auf einen eignen Keller verſeſſen, daß er ſich jeden Tropfen, wo er nur kann, vom Munde abſpart, und, der Teufel weiß wohin? zu Neſte trägt. Ja, er iſt mir ſchon etliche Mal mit hochaufgeblaſenen Backen in den Wurf gekommen, wie er den Wein à la Hamſter über die Gränze ſchmuggeln wollte; aber ich hatte dann immer etwas zu fragen, ſo daß er den Wein hinunterſchlucken mußte, zu ſeinem gröſsten Verdruß."

Der Leibarzt und Benjamin lachten, und der Letztere fragte: „Iſt etwa der kleine, magere, verdrießlichausſehende Mann mit der langen Naſe,

der krebsartigen Armen, im froschgrünen Rock, hirschfarbigen kurzen Beinkleidern —"

„Hehehe!" fiel der Hofmaler ihm lachend in's Wort, „Sie haben sich ihn gut gemerkt! ganz Recht! dieser nämliche kleine Knirps ist mein Wein-Harpagon."

„O köstlich!" rief Benjamin, riß seine Schreibtafel hervor, und huschte mit etlichen kecken Strichen das nebenstehende Bildchen hin, den Hofmaler vorstellend, wie er den Weinschmuggler à la Hamster ertappt; beide Figuren sind frappant getroffen.

Der Hofmaler, als ihm Benjamin das Blättchen reichte, riß seine Aeuglein so weit auf, wie es nur immer möglich war, und rief dann, nachdem er es mit geübtem Blick betrachtet, voll Verwunderung und Beifall, indem er „seinen" Zukünftigen derb auf die Achseln klopfte: „Sackerlot! das ist brav! Sie haben den Rummel weg! und es soll schon ein tüchtiger Kerl aus Ihnen werden, das Bildchen darf ich doch behalten?"

„O wie gern!" versetzte Benjamin; und gewann den Kleinen schon recht lieb. Der Leibarzt aber lächelte und sprach: „Benjamin hat noch einen guten Vorrath von derlei Bildern, so daß sich füglich drei Bücher damit anfüllen ließen."

„Die müssen Sie herausgeben!" rief der Maler.

Der Weiß
Hurrah

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

„Ich denke wirklich daran," entgegnete der Medicus, „und wer weiß, was geschieht! wenn sich nur irgendwo ein Verleger findet."

„I so schicken Sie sie doch nur nach Hamburg an den berühmten Buchhändler —"

Indem öffnete sich die Saalthür, welche nach dem Garten führte, und herein trat ein Mädchen, ein Engel, eine Göttin; Alle drei in einer Person.

Soll ich Dir, lieber Leser, beschreiben, wie sie aussah? Gehorsamer Diener! das laß ich bleiben! ich würde dann die Vorstellung, welche die Namen: Engel und Göttin in Dir vielleicht schon erregt haben, nur wieder verwässern, und Dir bliebe höchstens noch das Bild eines gewöhnlichen hübschen Mädchens übrig. Wie weit wärst Du dann aber davon entfernt, den wunderbaren Eindruck beurtheilen zu können, den Angela's Erscheinen erregte, wo sie erschien! Der ganze holde Zauber weiblicher Anmuth war über die Engelsgestalt verbreitet, und in dem zarten, etwas blassen Gesichte, den großen dunkelbraunen Augen, in dem Lächeln des einer eben entfalteten Rosenknospe gleichenden Mundes lag so unendlich viel Göttliches (ich rede hier von dem Altgöttlichen) Himmlisch-Sündiges, ach! und was sonst noch Alles! daß es unmöglich schien, sie zu sehn und

nicht bekehrt zu werden, entweder zum Heiligen, oder zum Unheiligen.

Was unſern Freund betraf, ſo ſchien er in jenem Momente, wo er ſie erblickte, wie vom Blitz getroffen; in dem darauf folgenden aber ſchwebte er ſichtlich zwiſchen Heilig und Unheilig.

Angela näherte ſich unbefangen, verbeugte ſich zierlich gegen den Leibarzt, den ſie mit einer Sirenenſtimme als einen alten Bekannten begrüßte, dann gegen Benjamin, auf welchen ſie fragend ihre Blicke heftete. Er erröthete und ſchlug die ſeinigen zu Boden.

„Herr Benjamin," rief der Maler, ihn vorſtellend; „ein neuer Schüler von mir!" und dann ſie unſerm Helden präſentirend, „Meine Couſine Angela, eine Kunſtverwandte obendrein! malt ſchon recht hübſche Sachen; nun! Ihr könnt jetzt um die Wette arbeiten."

Angela reichte unſerm Helden ihre ſchöne Hand, er drückte ſie zitternd an ſeine brennenden Lippen, ſie lächelte, und heftete einen langen, wohlwollenden Blick auf ihn, der Maler lachte, und rief: „Hehe! das geht ja prächtig!" aber der Medicus brach raſch auf, indem er ſagte: „Es iſt Zeit, daß wir gehen."

„Wann kommen Sie wieder, Benjamin?" fragte der Maler.

„Morgen!“ gab Benjamin zur Antwort.

„Nicht doch!“ corrigirte der Leibarzt, wie es schien, frappirt: „Morgen sind Sie ja bei dem Galleriedirector.“

„Ja so! nun, dann übermorgen!“

„Uebermorgen!“ wiederholte Angela.

Der Medicus und Benjamin empfahlen sich.

Als Benjamin und der Leibarzt sich wieder in der Studirstube des Letztern befanden, waren Beide, wider ihre sonstige Gewohnheit, sehr einsylbig; Benjamin gestand: daß ihm der Hofmaler vortheilhafter erschienen sei, als er nach der Schilderung des Leibarztes erwartet hätte, wenigstens wäre er, mit dem Galleriedirector verglichen, Tag.

„Freilich, Tag!“ versetzte der Medicus ironisch. Er wird von seiner Sonne beleuchtet. Wie gefiel Ihnen seine Maitresse?“

„Wer?“

„Angela.“

Benjamin erbleichte.

Der Leibarzt verließ lächelnd das Zimmer.

Das dritte Kapitel.

Benjamins Lehrstunden — Angela. Die Favoritin. Benjamin wird bei Hofe bekannt, und bekommt einen Freund.

Wir finden unsern Helden dermalen in voller Arbeit und zwar im Atelier des Hofmalers. Nach Angabe des Leibarztes nämlich hatte er zwar den Galleriedirector eine Zeitlang besucht, und für Arbeit Lust und guten Willen mitgebracht, aber die pedantische kalte Lehrart Wimmers und das finstere, mönchische Leben in seinem Hause konnten dem feurigen Benjamin nicht zusagen, der in der Natur allein das Höchste der Kunst fand; und als vollends Vater und Sohn darauf hinarbeiten wollten, „das Weltkind" zu bekehren, da blieb er weg, und kehrte sich nicht an die frommen Weherufe und Verwünschungen, welche ihm nachgesandt wurden.

Für seine Kunstausbildung war dies ohnstreitig der größte Gewinn; denn der Hofmaler (und bei dieser Gelegenheit entdeckte er, wie wenig auf die Kunsturtheile des Medicus zu geben sei) war ein ausgezeichneter und in vieler Hinsicht wahrhaft genialer Künstler, und seine Beschränktheit als Mensch war mehr seiner vernachlässigten Erziehung und den schlechten Gesellschaften, worin er sich herumtummelte, als seinen Naturanlagen beizumessen.

Gegen Benjamin bewies er sich außerordentlich gütig, und zwar auf eine Art, die der Behauptung des Leibarztes: es geschähe aus kleinlichem Eigennutz, geradezu widersprach — überhaupt fing das Betragen des Letzteren an, ihm verdächtig zu werden — die Antipathie, welche er vom ersten Augenblick an gegen diesen Mann gehabt hatte, und die bisher nur auf Momente gewichen war, nahm jetzt immer mehr zu — seine Vertraulichkeit war ihm im höchsten Grade zuwider — und ziemlich ungeschliffen hat er sich dieses merken lassen, aber sollte man es glauben: der Leibarzt schien es zu ignoriren und blieb vertraulich.

„Angela ist unschuldig!" rief Benjamin, nachdem er acht Wochen im Hause des Hofmalers gearbeitet, und nebenbei das schöne Mädchen mit

Argusaugen beobachtet hatte, „Angela ist unschuldig, und der Leibarzt ein Verläumder! O Angela!“

Er liebte sie.

Und Liebe zu dem süßen Kinde und Liebe zu seiner Kunst durchglühten und begeisterten ihn, er mußte ein großer Künstler werden.

Du schüttelst den Kopf, lieber Leser; Du schmälst, schöne Leserin (wenn Ihr anders mein Büchlein nicht schon längst bei Seite geworfen habt). Ich habe zu Ende des ersten Buchs gesagt: mit der Liebe sei es im Leben meines Helden vorbei! und hier liebt er schon wieder —

Schon wieder! Weißt Du, lieber Leser, was das zu bedeuten hat?! Wenn es bei der Liebe „schon wieder“ heißt, so ist das ganz etwas Andres, als wenn ich, per Exempel, zu meinem Verleger, dem Herrn Julius Campe, gehe, und Vorschuß verlange, und er, nachdem er bei Laune ist, schmunzelnd oder ärgerlich-lachend ausruft: Schon wieder? Ich versichere Dich, lieber Leser, es ist etwas ganz Andres! denn ich bekomme meinen verlangten Vorschuß, und die Ducaten mögen nun 1730 oder 1830 gemünzt sein, so kümmert mich das nicht; denn sie sind sich völlig gleich; jeder gilt, wenn der Cours gut steht, sieben Mark und acht Schillinge voll, wovon nur ein Schilling Abzugsgeld geht.

Heißt es aber bei der Liebe „schon wieder!“ o, lieben Freunde! da verliert Ihr mindestens Funfzig vom Hundert, wenn Ihr nicht gar mit falscher Münze angeschmiert werdet. Wir werden sehen, wie es unserm Helden ergeht, nur vergeßt es ja nicht: „einmal ward es ihm gut.“

Also: Benjamin liebte, und was er that und dachte, es blieb immer der Refrain: „Kunst und Angela! Angela und Kunst!“

Vergiß auch nicht, lieber Leser, daß Angela selber Malerin war!

Und eben deshalb dürfen wir unserm Benjamin das: „schon wieder“ nicht zu strenge anrechnen, und hättest Du, ich spreche zu Dir, lieber Leser! hättest Du die schöne Angela nur einmal so vor der Staffelei gesehen, im leichten, idealischen Negligé, den stolzen schneeweißen Nacken von dunklen Locken umwallt, halb vorgebeugt nach dem Bilde, eine sanfte Röthe auf dem sonst etwas blassen, edlen Gesichte, den rosigen, halbgeöffnet leise-athmenden Mund, und endlich, ach, die Augen! die strahlenden Augen! wenn sie „der seidnen Wimpern dunkle Nacht“ erhob — ich wollte einmal sehen, ob Du da kalt geblieben wärst. — Benjamin hatte es erfahren, daß man nicht kalt dabei bleiben könne, und er erfuhr es täglich mehr!

Aber jemehr er dies empfand, um so leichteres

Spiel hatte der liebenswürdige Sennor Diavolo, oder wie der selige Hoffmann sich ausgedrückt haben würde: „der schwarzgefiederte Satan;“ und es währte nicht allzulange, da hatte er es gewonnen.

Denn jemehr Benjamin es empfand, welche zaubrische Macht Angela über sein Herz (?) ausübe, um so unwahrscheinlicher mußte es ihm auch erscheinen, daß alle Andern ihr gegenüber kalt bleiben sollten, und nun vollends der Hofmaler, der feurige, in steter Weinlaune jubilirende Hofmaler, und Benjamin — er ärgerte sich über seine verdammte Schüchternheit — Angela war mehr als lebhaft, oft ausgelassen-muthwillig, folglich konnte sie dem Hofmaler gar nicht gram sein, im Gegentheil: sie mußte ihm gut sein, und wenn Dir ein Mädchen erst gut ist — und sind ihnen dann nicht oft die häßlichsten Männer die liebsten, und so gar häßlich war der Hofmaler doch noch immer nicht — O verdammt,

„Wenn die Maid, die wir rein und vergötternd geliebt,
„Sich dem kühneren Buhlen zu eigen ergiebt,
„Da faßt Eifersucht — — —“

hast Du erfahren, lieber Leser, was Eifersucht ist, und wie Einem dabei zu Muthe ist?

Benjamin erfuhr es jetzt.

Siehst Du, lieber Leser, daß es mit der rechten ächten Liebe vorbei war! —

„Ich will Gewißheit haben!“ ſprach unſer Held, aber er wußte noch nicht, wie er ſie bekommen ſollte.

Der Teufel jedoch, ein großer Freund der Wahrheit, wenn er ſie gebrauchen kann, ließ es geſchehen, daß in demſelben Augenblicke, als Benjamin die Worte ſprach, der edle Daniel mit hochaufgeblaſenen Backen durch's Zimmer ging. (Der geneigte Leſer weiß, was die aufgeblaſenen Backen zu bedeuten haben.)

Benjamins Entſchluß war gefaßt. „Daniel!“ rief er.

Daniel ſtand.

„Sag' Er mir, lieber Daniel —“

Daniel wollte davonlaufen; aber Benjamin erwiſchte ihn beim Rockſchooß, und zog ihn zurück. Daniel vergaß ſich, ſchrie auf, und ein rother Weinbach ſtrömte aus ſeinem Munde auf den blanken Fußboden des Zimmers.

„Na! da haben wir's!“ rief er ſehr ärgerlich, und ſchnitt unſerm Helden ein grimmiges Geſicht.

Benjamin lachte, und verſprach ihm den Schaden wieder zu erſetzen, und es bei dem Herrn dahin zu bringen, daß der gute Daniel nach Gefallen mit ſeiner Weinportion ſchalten könne. „Ja Daniel!“ ſchloß er, „wenn Er mir ehrlich und wahr

antwortet, ſo verſpreche ich ihm alle Sonntage eine ganze Flaſche; aber jetzt ſag' Er mir —"

„Wo wollen Sie denn den Wein herbekommen, mein werther Herr Benjamin?" fragte Daniel, indem er vergnügt mit den Schultern zuckte, und die knöchernen Hände rieb, daß ſie knarrten und quitſchten, wie eine ungeſchmierte Thürangel.

„Ei nun! ich kaufe ihn —"

„In ſelbſteigner Perſon?"

„Nun ja doch."

„O du meine himmliſche Güte! das wär' zu viel! nein! das kann ich von dem jungen Herrn nicht verlangen."

„Mach' Er keine Umſtände, und antwort' Er mir."

„Nein! nein!" wiederholte der zartſinnige Daniel, „das wäre eine declamante Unbeſcheidenheit von meiner Seite, wenn ich das zugeben könnte, daß ein ſo geſchickter Maler, wie der junge Herr ſind, für mich, der ich nur ein armer ſimpler Farbenreiber bin, nach dem Weinkeller laufen ſollten, ich weiß, was ich Ihnen ſchuldig bin, und daß ich mich in der gehörigen Speckpertieſe zu verhalten habe."

„Nun denn, in's Teufels Namen!" rief Benjamin ärgerlich, „ſo kann Er ſich den Wein ſelbſt

holen, ich will Ihm das Geld geben, aber antwort' Er mir nur! —"

„Ihnen zu dienen!" verſetzte Daniel ſeelenvergnügt, „auf dieſe Art wird Ihre Ehre nicht deſpectirt, denn es taugt nichts, wenn ein junger Menſch, wie Sie, den Weinkeller beſucht, es giebt einen böſen Leumund unter den nekdiſchen Menſchen, wenn Sie auch keinen Tropfen auf die Zunge nehmen, und das ſollte mich um ſo mehr grämen, als ich weiß, welch ein tugendhafter und nüchterner junger Mann Sie ſind, und ich würde mir es nie vergeben können: die dirigente Veranlaſſung zu ſo mauwaſiriſchem Urtheil über Ihre werthe Perſonage und ſonſtigen Maritten gegeben zu haben. Iſt es Ihnen alſo Ernſt, mir ein ſchönerdſe Wohlthätigkeit zu erzeigen, ſo können Sie mir nur, wenn es Ihnen desbonibele iſt, das baare Trinkgeld für den zu kaufenden Wein geben, wo ich ihn mir dann in der Dämmerungsſtunde ſelber holen werde, die Bouteille koſtet acht gute Groſchen! —"

„Hier iſt ein Thaler," rief Benjamin, und warf ihm das Geld (es war ſein ganzer Reichthum) hin. „Aber jetzt hör' Er auf, und antwort' Er mir, ſonſt bleiben wir keine Freunde."

Daniel machte einen Freudenſprung, daß ihm die Rockſchößen um die Ohren flogen, und rief dann

im hohen Falsettton: „Fragen Sie, lieber Herr Benjamin! fragen Sie! spannen Sie mich meinetwegen auf die Trottur, ich werde Ihnen antworten, so gut ich es mit meinem geringen Verstande vermag; ich bin der Ihrige bis zum letzten Athemzuge meiner unsterblichen Seele.“

„Gut,“ entgegnete Benjamin, „es soll Sein Schade nicht sein; sag' Er mir also (er schlug die Augen nieder, und seine Stimme wurde leiser und stockend) „was hält Er, oder was denkt Er von dem Fräulein Angela.“

Daniel wiegte einige Minuten lang das gedankenschwere Köpfchen von einer Seite zur andern, endlich nahm er eine wichtige Miene an, und sprach, nachdem er sich allerwärts umgesehen hatte, ob auch Niemand ihn belausche, leise und vertraulich, also: „Mein werther Herr Benjamin, darüber ließe sich viel sagen; ich bin zwar nur ein armer Farbenreiber und muß meine meiste Beobachtungsgabe darauf verwenden, daß mir die Farben weder zu dick noch zu dünn gerathen, und nicht zuviel Bleizucker hinzukommt (der, wie Sie wissen, das Nachdunkeln sehr befördert), aber darum habe ich doch immer meine fünf menschlichen Sinne, so gut wie Einer, und da ich hier im Hause lange genug gewesen bin, so habe ich mir gelegentlich

Dies und Jenes gemerkt, und kann wohl zu ſeiner Zeit ein Wort darüber reden —"

„Gut, gut! nur zur Sache!"

„Ich bin ſchon dran, Herr Benjamin! alſo: Sie werden wohl ſchon an der Colldr des Fräuleins gemerkt haben: daß ſie noch eine junge Anfängerin iſt; ein erfahrner Menſch wie ich, hat ſo was gleich weg; denn ſehn Sie: was die Colldr betrifft, ſo gehört das in mein Apartemang, weil ich Farbenreiber bin. Sie begreifen das, Herr Benjamin?"

„Ja, ja! nur weiter!"

„Uebrigens iſt der Herr Profeſſor ganz der Mann dazu, ihr die Praktik und die Taktik und die Technik und die Theoretik gehörig beizubringen; und das muß wahr ſein: ſie hat eine unmenſchliche Penſion für die Sache; und daher meine ich: daß, wenn ſie auch nur zu dem ſchönen oder weiblichen und zerbrechlichen Geſchlecht gehört, ſie dennoch immer recht gute Fortſchritte machen und eine gute Malerin aus ihr werden kann; denn wenn nur die Kunſtliebe und der rechte Unthuſiasmus da ſind, ſo kommt das Andre von ſelbſt! und hätte ich nur die rechte Anleitung in meiner Jugend gehabt, ſo hätte ich wohl auch ein großer Maler werden können, aber ich bin ſchon ſeit mei-

ner frühſten Jugend eine vater- und mutterloſe Waiſe, und außer dem lieben Gott im Himmel hatte ich keinen Menſchen auf dieſer Erde, der mir aus der Patſche geholfen hätte." —

„Was Henker! was ſchwatzt Er denn?" unterbrach ihn Benjamin ſehr erſtaunt.

„I nu," verſetzte Daniel, „ich ſagte Ihnen nur meine beſcheidne Meinung über die Kunſtlamente der Mamſell Angela."

„Aber, mein Gott! danach habe ich ja gar nicht gefragt!" rief Benjamin ärgerlich.

„Nicht?!" dehnte Daniel, und machte ein Schafsgeſicht, „wonach haben Sie aber denn gefragt?"

„Ich wollte wiſſen," entgegnete Benjamin, „ob, ob an dem Gerüchte etwas Wahres iſt."

„An welchem Gerüchte?"

„Antwort Er mir! In welchen Verhältniſſen ſteht das Fräulein zu dem Hofmaler?"

Daniel ſprang auf, und ließ vor Schrecken den Thaler, welchen er in der Hand hatte, zu Boden fallen, bückte ſich aber ſchnell, ihn wieder aufzuheben, und ſprach dann kleinlaut, indem er ihn in die Taſche ſchob: „Mein beſter Herr Benjamin! darauf kann ich Ihnen nicht dienen, das iſt eine kitzliche Sache, und wenn ich davon reden

wollte, ſo könnte ich leicht mir nichts, dir nichts aus Amt und Brot weggejagt werden."

„Ich werde Ihn nicht verrathen!"

„Das weiß ich wohl, wie ſollt' es mir auch beikommen, Sie für einen ſo reſpectabeln Filou zu halten."

„Gut! ſo red' Er."

„Bin nicht cumpabel, beſter Herr Benjamin! die Sache iſt gar zu moviés!"

„Daniel!" rief Benjamin, „dieſen Abend noch erhält Er eine Flaſche Liebfrauenmilch, wenn Er antwortet! In welchem Verhältniſſe ſteht Angela zu dem Hofmaler?"

Daniel war in einer entſetzlichen Verlegenheit! Jede Woche eine Flaſche Wein, und dieſen Abend eine extra — aber dagegen: ſeine Furcht verrathen und aus dem Dienſt gejagt zu werden! — lange dauerte der Kampf, der Angſtſchweiß troff ihm von der Stirne, er ächzte und ſtöhnte, zuckte mit den Achſeln, und rieb ſich die Hände wund; endlich aber ſiegten ſein Geiz und ſeine Läſternheit; er ergriff einen Malerſtock, ſtellte ſich pathetiſch mitten in's Zimmer, hielt den Stock ausgeſtreckt in der rechten Hand, und ſprach feierlich: „Treten Sie herzu, Herr Benjamin! und ſchwören Sie mir

einen körperlichen und einen geiſtlichen Eid, daß Sie mich nie verrathen wollen.“

„Daniel!“ lachte Benjamin, „Daniel, ſei Er kein Narr! wie ſollt' ich Ihn verrathen?“

„Ich bitte Sie um Gottes willen!“ flehte Daniel, „ſchwören Sie! machen Sie die Narrheit mit, damit ich mein Gewiſſen beruhige; was iſt es denn weiter? einen kleinen Eid kann man ja doch wohl ſchwören; es ſoll Sie ja Nichts koſten; bitte! ſchwören Sie!“

„Meinethalben denn!“ Benjamin ſchwur.

„Wohl!“ ſprach Daniel leiſe und vertraulich, „ſo hören Sie denn: Mamſel Angela iſt,“ er ſah ſich ängſtlich um, und flüſterte dann kaum hörbar: „Mamſell Angela iſt des Herrn Hofmalers Kaffebinne!“ damit ſchoß er aus dem Zimmer, ſteckte jedoch ſogleich den Kopf wieder zur Thür herein, und rief: „Vergeſſen Sie nur die Liebfrauenmilch nicht!“ dann aber lief er auch, als wären zehntauſend Teufel hinter ihm her.

Benjamin ſetzte ſich ruhig an ſeine Staffelei und malte emſig, und als der Hofmaler nach Hauſe kam und ſeine Arbeit ſah, ſtand er mit freudefunkelnden Augen davor; Benjamin hatte noch nie ſo gut gemalt als heute.

Nur ein ganz kleines Extrablättchen.

Ein hochmüthiger Leſer, oder ein phlegmatiſcher, ruft vielleicht, nachdem er Vorſtehendes geleſen: „Bravo, Benjamin! Du hältſt die Probe wie ein wackrer Kerl aus!“ und glaubt Wunder, wie gut es dem armen Benjamin jetzt ſein müſſe. Soll ich meine Meinung ſagen? Ich wollte: mein Held hätte ſich ausgeheult, wie ein altes Weib! aber leider hat er (mit meinem lieben Heine zu reden) keine einzige Thräne geweint, nicht eine einzige Thräne! —

Benjamin! das bricht Dir den Hals!

Ende des Extrablättchens.

Ueber dem Schloßpark ſtand der Mond, und ſandte ſein mildes Licht herab, für empfindſame Seelen und Verliebte. In dem Schloßpark wandelte einſam ein junger Menſch, den Hut tief in's Geſicht gedrückt, die Arme in einander verſchlungen, als dächte er über die tiefſinnigſten Dinge nach, aber aufrichtig zu geſtehen, er dachte gar nichts, denn das Herz war ihm voll. —

Es iſt eine eigne, launiſche Sache um ein volles Herz; denn es geht ſo viel und vielerlei hinein, gerechter Gott! was iſt nicht ſchon Alles in meinem Herzen ein- und auspaſſirt?! könnt' ich eine Thorſperre dabei anlegen, wie die Hamburger, und ſetzte ich auch nur die halbe Taxe feſt, ich wär' ein reicher Mann!

Aber wieder auf den jungen Menſchen zurückzukommen, der niemand Anders als unſer Freund Benjamin war. Er wandelte, und dachte Nichts, und fühlte Viel, und ſeufzte nicht, und ſprach nicht — ein verſtockter Burſche!

Er ſtieg eine kleine Anhöhe hinauf, von der man die Ausſicht über einen klaren See und einen großen Theil des Gartens hatte, oben ſtand eine Laube von Jasmin und Myrtenſtauden, es war ſein Lieblingsplätzchen.

Als er vor der Laube ſtand, ſchimmerte ihm durch's Geſträuch eine weibliche, weißgekleidete Geſtalt entgegen, unwillkürlich trat er noch einen Schritt näher, er dachte jetzt — und zwar an die nächtliche Erſcheinung in Liebenau, und — jetzt ſeufzte er — Contantement!

Als die Geſtalt in der Laube ſeine Tritte vernahm, und vielleicht auch ſeinen Seufzer, trat ſie heraus. Es war die ſchöne, blonde 25jährige Gräfin St. Leon, die Favoritin des Fürſten.

Es war gut, daß Benjamin im Schatten ſtand, und ſie im Lichte, ſo daß ſie nicht ſogleich ſeine Züge erkennen konnte; denn in demſelben Augenblick, als er ſie erkannte, zuckte ein wahrhaft infernaliſches Lächeln über ſein Geſicht, und ſein Mund verzog ſich ſo verächtlich, als wolle er ſagen: Immer muß ich mit einer — zuſammentreffen. —

„Ei ſieh da!" begrüßte ihn freundlich die Gräfin, „Monſieur Benjamin! und ſo einſam? und ſo in Gedanken?"

„Ohne Gedanken, gnädige Frau!"

„Das ſollen Sie mir nicht aufreden! Sagen Sie's lieber frei heraus: es waren geheime Gedanken, man kennt Sie ſchon!"

„Mich?"

„Das ſcheint Ihnen unmöglich? es ſcheint Manchem ſo, und dennoch iſt es; man kennt Sie! zum Beiſpiel, ich; aber zürnen Sie mir deshalb nicht, ich will es Ihnen gern einräumen, es hat mich Zeit und Mühe genug gekoſtet, Sie kennen zu lernen.“

„O der verlornen Zeit und Mühe! Sie hätten es leichter haben können; denn ich verſtelle mich nie.“

„Wie lange ſind Sie ſchon in der Reſidenz?“

„Drei Monate.“

„Sie haben es ſchon weit gebracht!“

„Wie ſo?“

„Wie man es nimmt! à propos! der Leibarzt ſagte: Sie hätten ein Feſtſpiel verfertigt zum Geburtstage des Fürſten?“

„Der Intendant des Theaters erſuchte mich darum.“

„Kann ich das Vergnügen haben, Sie während der Aufführung in meiner Loge zu ſehen?“

Benjamin erſchrak; aber er durfte es nicht abſchlagen, er ſagte zu.

„Und noch eins! Sie müſſen mich malen.“

„Verzeihen Sie, Gräfin — ich — bin noch zu ungeübt —“

„Nicht doch! ich habe das Portrait der ſchönen Angela, von Ihrer Hand gemalt, in meiner Sammlung; der Hofmaler hat es mir geſchenkt. Wann wollen Sie mich malen?“

„Wenn Sie befehlen!“ ſtotterte der Arme.

Die Gräfin lächelte und ſprach: „Ich bin unverſchämt in meinen Forderungen! aber ich weiß, wie man es machen muß, wenn man von Ihnen eine Gunſt — erhalten will —“ ſie hing ſich an ſeinen Arm, und ging ihrer Wohnung zu, die am Ende des Parks, dem Schloſſe gegenüber, lag; vor der Hausthür ſprach ſie: „Nun! dies iſt meine Wohnung, ich bitte: ſie ſich zu merken, damit Sie nicht fehlgehen, wenn Sie kommen mich zu malen.“ Sie reichte ihm die Hand zum Abſchiede, Benjamin wollte ſie küſſen, in demſelben Augenblicke verlor die Gräfin ihre Buſenſchleife, ſie bückte ſich, dieſe aufzuheben, und Benjamins Lippen berührten ſtatt der Hand den ſchönſten Buſen des ſchönſten Weibes. — Da flammte die verderbliche Gluth hoch auf in ſeinem Innern, und wild und kühn umſchlang er die ſich ſanft Sträubende und wiederholte ſeinen Raub.

„Benjamin!“ flüſterte die Gräfin, und entwand ſich ſeinen Armen, „gehen Sie jetzt! Morgen ſehen wir uns wieder!“

„Ich gehe," rief Benjamin; und ſchlang von neuem veſt den Arm um ſie.

Da lachte ſie, leiſe, leiſe — „Kannte ich Dich, oder kannte ich Dich nicht?" —

Der Morgen dämmerte, als Benjamin — aus ihrer Wohnung — durch den Park nach Hauſe ſchlich.

Am Morgen nach dem Geburtstage des Fürſten pochte es an ſeine Thür, und auf ſein „Herein!" trat ein kleiner, ſtarkverwachſener Mann, ſchwarz gekleidet, zierlich friſirt, den Klapphut unterm Arm, einen Stahldegen an der Seite und eine goldene Brille auf der (einem Papagaienſchnabel ähnlichen) Naſe in's Zimmer.

Verdutzt ſprang Benjamin auf, ihm entgegen; es war der Herr von Fichtenſtein, Maitre de plaisir des Fürſten.

„Ich komme," näſelte der kleine Mann, „ich komme im Auftrage unſers allerdurchlauchtigſten Fürſten und Herrn."

Benjamin machte eine ſtumme Verbeugung.

„Seine Durchlaucht haben allergnädigſt geruht, mir den Auftrag zu ertheilen, Ihre allerhöchſte Zufriedenheit mit der von Ihnen, in Ihrem geſtern aufgeführten Feſtſpiel ausgeſprochenen

Verehrung für die geheiligte Perſon Sr. Durchlaucht, ſo wie auch für das ganze hohe fürſtliche Haus, Ihnen kund zu thun, und außer dieſem Brillantring noch beifolgend hundert Ducaten, als ein Zeichen des allerhöchſten Wohlwollens Seiner Durchlaucht, Ihnen zu überreichen."

Mit einem Ernſt, wie man ihn von einem Benjamin, nach Anhörung einer ſolch verwunderlichen Rede kaum hätte erwarten mögen, ſtattete er dem Maitre de plaisir ſeinen ehrfurchtsvollen Dank für das fürſtliche Geſchenk ab, und wagte die Bitte: daß es ihm vergönnt werden möge, ſolchen perſönlich dem durchlauchtigſten Landesherrn für die ihm erzeigte Huld und Gnade darbringen zu dürfen.

„Werde nicht verfehlen," ſprach der Baron feierlich, „dem durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Ihren Wunſch pflichtſchuldigſt und geziemend vorzutragen, wo ich dann nicht zweifle, daß Höchſtdieſelben allergnädigſt geruhen werden, Ihrer ſubmiſſeſten Bitte huldreichſt zu willfahren." Darauf verbeugte er ſich herablaſſend, wandte unſerm Helden den erhabenen Rücken, und ſchritt aus dem Zimmer, aus dem Hauſe; von Benjamin bis zur Thür geleitet.

„Gratulire!" rief der Leibarzt lächelnd — „nun, war meine Prophezeihung nicht gut?"

Benjamin geſtand das ein, und dankte ihm für ſeine Theilnahme.

Kaum war er wieder auf ſeinem Zimmer, ſo wurde auch ſchon wieder gepocht, und der Sohn des Theater-Intendanten trat herein; er umarmte unſern Helden, wünſchte ihm Glück zu dem Beifall, welchen ſeine Arbeit bei Hofe erhalten, und erzählte ihm, daß auch ſein Vater durch ſeine Anordnungen beim Feſte ſich die allerhöchſte Zufriedenheit erworben habe, und daß er von dem Fürſten mit einer koſtbaren Tabatiere von wenigſtens tauſend Thaler an Werth beſchenkt worden. Endlich ſchloß er damit, daß ſein Vater ihm aufgetragen: den Herrn Benjamin auf dieſen Mittag zur Tafel zu laden.

Benjamin ſagte mit einem artigen Complimente zu.

„Dann bitte ich Sie gleich mit mir zu kommen," ſprach Adolph (ſo hieß der junge Mann,) „damit ich doch einmal das Vergnügen habe, einen ganzen Tag mit Ihnen zuſammen zu ſein. Sie glauben nicht, wie ſehr ich für Sie eingenommen bin, Sie kennen mich noch nicht; und Sie, das weiß ich, werden oft verkannt; aber kennten Sie mich, ſo würden Sie wiſſen, daß ich es gut meine, und Ihre Vorzüge zu ſchä-

gen weiß. Wollte der Himmel, ich hätte Gelegenheit, Ihnen meine Freundschaft und Achtung auf eine recht unzweideutige Art zu beweisen, — Sie sollten Ihren Mann an mir finden!" —

In dem Tone, womit der junge Adolph dies sagte, lag so viel Innigkeit und Wahrheit, daß Benjamin im Innersten bewegt wurde; so hatte noch Keiner seines Alters (Adolph konnte kaum zwei Jahre älter sein,) mit ihm gesprochen — und ein Freund, dem er sich ganz vertrauen könne — das fühlte er, that ihm Noth, besonders jetzt, wo seine Lebensverhältnisse sich zu verwickeln begannen, auf eine für ihn bedrohliche Weise.

Freundlich reichte er daher dem jungen Adolph die Hand, und sprach: „es bedarf keines Beweises, ich glaube Ihnen gern!"

„Ja?" rief Adolph, und schloß ihn freudig in die Arme, „Ja? O Benjamin! könnten Sie mein Freund sein?"

Benjamin sah ihm eine Minute lang scharf in's Auge, und rief dann: „Ich bin es!"

„In Leben und Tod?!"

„Treue Freundschaft!"

Beide Jünglinge drückten einander kräftig die Hand, und sahen sich an mit leuchtenden Blicken; und standen vest und kühn, als wären sie jetzt gewappnet gegen jegliches Ungemach dieser Erde, sie waren Freunde.

Extrablatt.

Du wirst es wohl schon gemerkt haben, lieber Leser, wie es mit meinem Helden seit einiger Zeit, was sein Kunststreben betrifft, so ziemlich bergauf, dahingegen, was sein übriges Leben betrifft, leider! recht tief bergab geht. —

Es ist ein großes Unglück, wenn ein junger Mensch, mit ausgezeichneten geistigen und körperlichen Anlagen begabt, in das wirre Treiben der großen Welt hinausgestoßen wird, bevor sein Charakter die gehörige Festigkeit erlangt hat, welche unumgänglich nothwendig ist, wenn er nicht, ohne Führer, ohne Freund, ohne einen weiblichen Engel zur Seite, nur auf sich selbst angewiesen — entweder zum grimmigsten Menschenhasser ausarten, oder ein Lovelace werden soll.

Wer keinen Freund hat, den liebt kein Mensch! Wer keine tugendhafte Geliebte hat, der achtet kein Weib!

Mit der reinen Liebe — ist es vorbei im Leben meines Helden — und fände er jetzt ein tugendhaftes Mädchen, und liebte sie ihn; er

würde ſie nur verderben können. Er hat jetzt einen Freund! und ich hoffe für ihn; denn ich weiß es gewiß: er bleibt dem Schwure der Freundſchaft treu!

„Aber, wenn nun Adolphs Treue nicht Stand hält?“

Je nun! dann geht's ihm wie mir: die Weiber, ich vergötterte ſie, und ſie betrogen mich, und lachten mich aus. Der Freund, o Gott! du weißt es: wie ich nach einem Freund gerungen habe, aber es war umſonſt! und ich habe keinen! — keinen! —

„Und was haſt Du denn?“

Schmerz, Gram, Zorn, Verachtung! Ein gallichtes Tintenfaß, eine ſpitze Feder, einen verzerrenden Pinſel! Eine Welt voll Feinde, und ein dummes, albernes, thörichtes Herz voll Liebe!

Wenn ich bei dem Herrn Julius Campe für all das Malheur, was mir widerfuhr, und all den Schmerz, den ich erdulden mußte, um nur dieſes einzige Extrablättchen ſchreiben zu können, eine Rechnung für Schmerzensgeld einreichen wollte — — der würde mir ein ſchönes Geſicht machen.

Ende des Extrablatts.

Das vierte Kapitel.

Wie Held Benjamin die Hiſtorie vom keuſchen Joſeph malt, und was ſich dabei begiebt. — Wie der Leibarzt und Benjamin eine Scene aus Klingers Fauſt aufführen, und Benjamin das Haus des Doctors verläßt. — Der Verrath. — Benjamin wird aus der Reſidenz fort verſetzt, zu deutſch: gejagt.

„Was malen Sie da wieder?“ fragte Angela, und beugte das ſchöne Haupt über Benjamins Schulter, ſeine Arbeit zu betrachten.

„Die Geſchichte der keuſchen Lucretia.“

„Des keuſchen Joſeph, wollen Sie ſagen!“

„Ganz Recht! ich irrte mich.“

„Trotzkopf!“

Benjamin ſprang lachend auf, warf Pinſel, Palette und Malſtock zu Boden, und ſchlang leichtfertig den Arm um das ſchöne Mädchen,

indem er rief: „Mit dem Trotzen bin ich am Ende, meinen Dank dafür!“

„Wem?“

„Ihnen.“

„Der Gräfin St. Leon!“

„O wahrlich nein! eher dem alten Daniel!“

Angela erröthete. Zorn, Scham und Liebe kämpften in ihrer Bruſt; die letztere ſiegte, und ſanft und mit Wehmuth ſprach ſie: „O Benjamin! kennten Sie meine Geſchichte —“

„Um Gottes willen! erzählen Sie ſie nicht! ich merk' es wohl, es muß eine böſe, traurige Geſchichte ſein, aber ich habe jetzt luſtigere Dinge im Kopf — und am Ende, was iſt's weiter? — Touchirte Tugend? — O! das kommt oft vor auf dieſer argen Welt, der Leibarzt hat Recht —“

„Der Leibarzt!“ rief Angela bitter, „ha, dieſer Leibarzt, kennen Sie dieſen würdigen Mann? kennen Sie ihn?“

„Noch nicht ganz, ſchöne Couſine! aber ich habe ihm hinter die Larve geguckt; und wehe ihm, wenn er ſo ein Dummkopf iſt, ſie fallen zu laſſen, ich will Nichts dazu thun; denn er hat mir genützt, und ich bin nicht undankbar! aber noch einmal: Wehe ihm, wenn er ſelbſt ſeine Maske fortwirft, er iſt dann öffentlich gebrandmarkt, für immer!“

„Auf vierzehn Tage!“ lächelte mitleidig Angela, „hüten Sie sich an ihm zum Ritter zu werden; er steht Ihnen zu hoch und zu vest.“

Benjamins Züge verfinsterten sich. „Das kann wahr sein,“ sprach er, und fuhr mit der Hand über die Stirn, „weg damit!“ Sein Blick fiel auf das Bild, woran er gerade arbeitete, aber sogleich wandte er ihn mit tiefem Unmuth wieder davon ab, schlug die Augen nieder und seufzte: „Es ist Alles nichts!“

„Sie sind unglücklich, Benjamin?“

„Nicht doch, ich hatte einen Traum, wer träumt nicht einmal in seinem Leben? — Liebe, Kunst, waren das Thema, und es nahm sich Alles recht hübsch aus, es ist aus damit; ich bin erwacht, und es ist gut so; denn träumend läßt sich nichts erschaffen, was dauert. Ich bin ein großer Narr gewesen, daß ich mich einen Augenblick darüber grämen konnte, aber es soll anders werden! Das Vertrauen zu mir selbst, zu meiner eignen Kraft will ich bewahren. Ich kenne mich jetzt! auf diesem Wege ist nichts für mich zu erlangen, Laune und Zufall, und wenn sich's trifft: auch Glück, das ist das Wahre!“

Er ergriff den Pinsel, und zerstörte das so eben angefangene Gemälde.

„Benjamin! was machen Sie!“ rief Angela, und hielt seine Hand auf.

„Was soll mir der einfältige Joseph?“ entgegnete er. „Es giebt bessere und passendere Vorwürfe für mich, ich will meine eigne Geschichte zeichnen, was für herrliche Figuren kann ich da nicht anbringen! Es ist nur dumm, daß ich ein Deutscher bin und folglich das verdammte Philosophiren nicht lassen kann, wäre ich ein fantastischer Italiener oder ein leichtfertiger Franzose, die Leute kämen dann, wenn sie meine Blätter sähen, entweder nicht aus dem Entzücken, oder nicht aus dem Lachen, aber meine deutschen Zuschauer (ich weiß es im Voraus!) werden, oft ohne meine Schuld gerührt, gelangweilt werden, z. B. wenn ich unsere gegenwärtige Scene zeichnen, und commentiren würde, wie sie sich in diesem Augenblicke wirklich begiebt, denn, sagen Sie selbst: ist es nicht zum Verzweifeln? Da stehen Sie mir dicht gegenüber, das schönste, feurigste Mädchen, und hier, stehe ich, ein grimmiger Liebhaber, ein wahrer brennender Vesuv en miniature, was das Gefühl anbetrifft — und, was thu ich? ich philosophire! O bei Gott! es ist schändlich! Ein Franzose würde zierlich vor Ihnen herumhüpfen, Ihnen zu Füßen fallen, die

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

ſchmeichelhafteſten Sottiſen ſagen, ein Italiener würde Dich anbeten, und an ſein brennendes Herz drücken; und ich? Per bacco! ich werde zum Italiener, und bete Dich an, und drücke Dich an mein brennendes Herz!" —

Und er ſprang auf ſie zu, preßte ſie an ſein Herz, und küßte ſie, und ſie wehrte ihm nicht. —

„Das iſt denn doch zum Tödten!" rief der hinter ihnen ſtehende Hofmaler, der ſo eben mit dem getreuen Daniel in's Zimmer getreten war.

Angela kreiſchte auf, und ſprang zur Thür hinaus, Benjamin lachte: „Nicht böſe ſein!" und huſchte ebenfalls nach Hauſe.

„Das iſt denn doch wirklich zum Tödten!" wiederholte der Hofmaler mit geſteigertem Ton, und ſah unſerm Helden zornglühend nach.

„Das kommt Ihnen nur ſo vor, wertheſter Herr Profeſſor!" nahm Daniel (deſſen höchſte Gunſt Benjamin ſich erworben hatte) das Wort. „Das thut nur die pure blinde Einbildung von wegen der Jalouſie, denken Sie nur daran, wie böſe Sie waren, als Sie zuerſt hinter meine Penſion für Ihren Wein kamen, und jetzt ſind wir doch gute Freunde mit einander. Mit dem Herrn Benjamin iſt das ganz der nämliche Fall, nur auf eine etwas andre Manier."

„Schweig!“ rief der Professor ärgerlich, und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. „Der verdammte Bursche! die Treulose!“ —

„Lassen Sie mich nur immer reden!“ entgegnete Daniel ohne sich von seiner Stelle zu rühren. „Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Der Herr Benjamin ist ein feiner junger Mensch, von einem honorigen Karakter, und verdient es daher wohl, daß man ihm hie und da eine kleine menschliche Schwachheit hingehen läßt, du lieber Gott! seine schwache Seite hat ein jeder Mensch, sei sie nun vorn oder hinten, unten oder oben, an der rechten oder linken Seite, genug: jeder Mensch hat seine schwache Seite, und so kommt Alles auf eins heraus, und in der Bibel heißt es: „Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet!“ Sie begreifen mich, Herr Professor!“

„Halt das Maul! sag ich —“

„Wahrheit ist gut Ding, Herr Professor! und Jeder darf sie sagen; denn sie kostet nichts. Dem Herrn Benjamin kann ich kein Unrecht anthun sehen; denn er handelt wie ein leiblicher Bruder an mir, obschon ich nur ein armer Farbenreiber bin, und er Ihr Hauptschüler. Als er

hierher kam, war er ein ſtiller, blöder, junger Menſch, und hatte nicht ſo viel Koraſche, der Mamſell in die Augen zu ſehen, wenn er mit ihr ſprach. Er war wie ein junger Kater, den man erſt anpruſten muß, damit er auf die Mäuſejagd geht, und ich ſage Ihnen, Herr Profeſſor, die Mamſell hat alle ihre Induſtrie aufbieten müſſen, eh' ſie ihn ſo weit gebracht hat, wie Sie geſehen haben."

„Kerl! wo Du nicht ſchweigſt —"

„Ich will damit nichts Böſes von der Mamſell geſagt haben, Herr Profeſſor! Gott bewahre! Im ekonträren Gegentheil; ſie hat viele Entſchuldigungsgründe für ſich, ſie iſt eine junge Perſon mit einer inflammirten Einbildungskraft, und Herr Benjamin iſt ebenfalls ein feuriger junger Menſch, und dabei inkurabbel, wie die jungen Mädchen ſie gern haben, und wie ſie ſo recht für die verliebten Narrentheidungen paſſen. Sie dagegen, Herr Profeſſor, ſind ſchon in Ihren gewiſſen vorgerückten Jahren, und können nicht mehr ſo herumſchwänzeln wie ein junger Laffe, und obzwar Sie noch immer für einen repetirlichen Mann gelten können, ſo haben Sie doch ſchon dann und wann einige Anfälle von dem zerſtörenden Zahn der Zeit erdulden müſſen, und daß ich es kurz mache:

Sie gleichen einer schönen, von der scheidenden Sonne bestrahlten Schloß-Urine —"

„Ich will Dir das verfluchte Maul stopfen!" schrie der Hofmaler, ergriff den Malerstock, und bearbeitete des armen Daniels Rücken so lange, bis der Stock in tausend Stücke zerbrochen war, dann verließ er, abgekühlt von seinem Zorn, das Zimmer; schon halb und halb ausgesöhnt mit Benjamin und seiner kleinen Treulosen. — Er wußte ja auch nicht Alles. —

Daniel aber rieb sich den Rücken und sprach: „Wenn Herr Benjamin mir heute nicht wenigstens ein Viertel extra giebt, so ist er nicht werth, daß ihn die lichte Sonne bescheint. Ich war aber auch wieder ein rechter Esel, daß ich nicht vorher den verfluchten Malerstock wegpraktizirte, ehe ich mich für meinen Freund aufopferte."

Der Leibarzt war von einer Geschäftsreise zurückgekehrt, nachdem er in Folge derselben mehrere Wochen von Hause entfernt gewesen. Als ihm Benjamin entgegentrat, erstaunte er, und verbarg seine Freude nicht über die — seiner Ansicht nach — vortheilhafte Veränderung, welche mit demselben während ihrer Trennung vorgegangen war; und gewiß: weder der Onkel noch die

Tante, noch selbst seine Freunde in Liebenau würden ihn wieder erkannt haben, so fein und gewandt, so höfisch-frei war er geworden; auch seine Gestalt war sehr verändert, der Ausdruck seiner Gesichtszüge war bedeutender. Der leichte Anflug von Melancholie, der sich auf den ersten Blick dem Beobachter verrieth und einen grellen Widerspruch mit seinen Reden und Handeln bildete, die feine Blässe, welche an die Stelle der frischen Jugendblüthe jetzt über sein Gesicht verbreitet war, gab seiner Physiognomie so viel Anziehendes, daß er, wo er erschien, als eine interessante Erscheinung der Aufmerksamkeit aller Anwesenden gewiß sein konnte.

Der Leibarzt war außerordentlich freundlich, und heute ein wirklich liebenswürdiger Gesellschafter, er wußte so viel Drolliges und Pikantes von seinen Reiseabentheuern zu erzählen, daß Benjamin nicht aus dem Lachen kam, und wiederholt behauptete: er habe jetzt Stoff genug für ein ganzes Vierteljahr, um die köstlichsten Carrikaturen zu entwerfen.

Bei dem Abendessen neckte der Leibarzt ihn mit seinen galanten Abentheuern. Benjamin antwortete frivol und leichthin, der Champagner hatte ihn zutraulich gemacht.

„Ich kann Sie nicht tadeln, mein junger Freund," sprach der Leibarzt, „aber sein Sie vorsichtig. — Mit der schönen Angela hat es so viel nicht zu bedeuten, aber Ihre zweite Amour — mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen! — merken Sie sich das! Uebrigens: Ihre Schönen sollen leben!" und somit schenkte er unserm Helden von Neuem ein, und Benjamin (was der Leibarzt nicht wußte) vest gemacht in den Bacchanalien der jungen Herrn vom Adel und dem Militair, trank — und trank, bis der Leibarzt sich unsicher erhob, und meinte: „es sei jetzt genug." Lächelnd und vesten Tritts führte Benjamin ihn auf sein Zimmer, und ging dann in das seinige.

Dort angelangt, tappte er auf's Geradewohl in seine Bibliothek, welche aus vier Classikern bestand: Göthe, Mozart, Cervantes, Shakspeare; er war unschlüssig, von wem er diesen Abend noch Etwas lesen wolle, er hatte den Faust ergriffen, aber den hatte er erst heute zum zehnten Male beendet, da erinnerte er sich von seinem Adolph ein neues Werk eines erst kürzlich aufgetretenen jungen Dichters erhalten zu haben — er zog das Buch hervor: es waren H. Heine's Tragödien.

Kennst Du, lieber Leser, das Buch? es ist schön, sehr schön, aber ein ganz verdammtes,

heilloſes Buch, wenn man zufälliger Weiſe etwas dem Inhalt Aehnliches erlebt hat, freilich: Man verſteht es dann erſt recht, und lieſ't es recht con amore, aber, wie geſagt: es iſt ein verdammtes, heilloſes Buch!

Benjamin las, und er verſtand es.

„Pfui! ſie ſeh'n juſt aus wie Edward und Schön-Betty."

Die Thür öffnete ſich, und Benjamin ſprang auf, der eintretenden Geſtalt entgegen.

Die aber ſah nicht aus wie Edward und Schön-Betty, ſondern ſie trug einen geblümten Schlafrock, eine hohe, weiße, mit einem roſenfarbnen Bande gezierte Nachtmütze und gelbe Pantoffeln. Es war der Leibarzt.

„Ei, ums Himmels willen!" rief Benjamin ganz erſtaunt, „was führt Sie noch ſo ſpät oder vielmehr ſo früh (es war halb zwei Uhr Morgens) zu mir?"

„Die Freundſchaft!" rief der Leibarzt, ergriff Benjamins Hand und drückte ſie feurig an ſeine Lippen. —

„Doctor!" lachte Benjamin, und riß ſeine Hand weg, „Doctor! der Champagner wirkt gut! gehen Sie zu Bette!"

„Was lesen Sie denn da?“ fragte der Leibarzt, indem er neben unserm Helden auf einen Stuhl sich niederließ, und ihn mit gläsernen Augen anschmächtelte.

„Heine's Tragödien,“ versetzte Benjamin, schon wieder im Lesen vertieft.

„Heine?“ sprach der Leibarzt wegwerfend, „den kenn' ich! es ist Nichts an ihm! er leiert immer und ewig von seiner unglücklichen Liebe, ein fader Mensch!“

Benjamin lächelte.

„Kein Wort von Freundschaft!“ fuhr der Leibarzt fort, „kein Wort von jenem beseligenden Verhältnisse, welches Männer enger und vester wie leibliche Brüder aneinander kettet — kennen Sie die Gedichte des Grafen August von Platen-Hallermünde?“

„Nein!“ antwortete Benjamin kurzweg.

„O, den müssen Sie kennen lernen!“ rief der Leibarzt und schlang zärtlich seinen Arm um Benjamins Nacken — „das ist ein Dichter! — voll warmen Gefühls, voll plastischer Darstellungskraft — begeistert für Freundschaft, kalt wie Eis gegen das ganze weibliche Geschlecht.“

„Dann ist er nicht mein Mann!“ versetzte Benjamin; „ich hasse die Weiber! ich verachte sie, doch ich könnte und möchte nicht ohne sie

leben. Aber dürfte ich bitten — —" er faßte ſanft des Doctors Arm und machte ihn von ſeinem Nacken los.

„Grauſamer Jüngling!" klagte der Leibarzt, und ſeine Stimme klang ſo wehmüthig, wie ein zerbrochenes Nachtgeſchirr. „Grauſamer, ſüßer Jüngling! willſt Du mir denn nicht vergelten, was ich für Dich gethan, ach! und wie gern noch thun will?"

„Von Herzen gern! aber gehen Sie jetzt nur zu Bette, morgen wollen wir darüber ſprechen; gehen Sie!"

„Nicht eher, bis Du mich erhörſt," rief der Leibarzt, vor unſerm Helden niederſinkend und ſeine Kniee umklammernd.

Benjamin ſprang ſchnell zurück, ſo daß der Doctor auf alle Viere zu liegen kam, und ſprach ernſt: „Gut denn! So reden Sie, was wollen Sie von mir?"

„Was ich will?" ächzte der edle Sohn des Aeskulap, indem er ſich aufraffte, und wieder neben Benjamin ſetzte: „was ich will? O mein ſüßer, lieber, beſter, junger Freund!" er wollte ihn umarmen. —

„Ohne Komplimente!" bat Benjamin abwehrend, „erklären Sie ſich mir."

„Nun wohlan denn!“ ſprach der Leibarzt, und begann ſich zu erklären; und ſeine Erklärung glich auf einem Haar derjenigen, welche der Papſt Alexander der Sechste in Klingers Fauſt dem ſchönen Höllenfürſten Leviathan machte. Benjamin kannte das Buch; und als der Leibarzt geendet, rief er mit Grimm: „Bei dem Allmächtigen! ich möchte den Wunſch thun: ein Verdammter des Abgrunds zu ſein, blos um dieſem Ehrenmann antworten zu können, wie er's verdient!“ —

„Sei geſcheidt, Närrchen!“ lachte der neue Heilige, und wiederholte ſeinen Verſuch, unſern Helden zu umarmen.

Dieſem aber riß die Geduld, und hurtig applicirte er ſeinem Anbeter zwei ſo kräftige Maulſchellen, daß derſelbe betäubt zurücktaumelte; dann zog er ſein Taſchenmeſſer hervor, und ſchrie mit donnernder Stimme: „den Augenblick pack' Dich, Du Unhold, oder, bei allen Teufeln! ich renne Dir das Meſſer durch den Leib, fort! morgen verlaſſe ich Dein Haus.“ —

Zitternd wie Eſpenlaub und naſenblutend entwich der weiland Mäcen unſers Helden. Benjamin verriegelte hinter ihm die Thür, und warf ſich angekleidet, das Meſſer in der Hand, auf's

Bett, nicht um zu ſchlafen, ſondern weil er wirklich krank vor Wuth und Aerger war.

Am andern Morgen mit dem Früheſten erhielt er folgendes Billet:

„Mein edler, junger Freund!"

„Sie haben die Probe glücklich beſtanden, die ich, um eines höhern Zweckes willen, mit Ihnen unternahm. Dieſe Erklärung, hoffe ich, wird Sie für's Erſte über Alles, was geſtern Abend zwiſchen uns vorgegangen, beruhigen, und Sie von jeder Uebereilung abhalten.

Mit der herzlichſten Verſicherung meines fortdauernden Wohlwollens

Ihr aufrichtiger Freund

* * * Schandau.

den 30. Auguſt 18.. Ober-Leibarzt und Ritter.

Benjamin antwortete kurz:

„Sie kannten mich nicht! und ſo glaube ich an die Probe, und werde nicht weiter davon reden; aber Ihr Haus verlaſſe ich in dieſer Stunde. B..."

Und er hielt Wort. —

Und am Abend war die Reſidenz voll von der Geſchichte; denn die Art und Weiſe des Leibarztes war ſo allgemein bekannt, daß über die Veranlaſſung, warum Benjamin ſein Haus verlaſſen, kein Zweifel mehr obwaltete. Benjamins Freunde, welche oft für ihn gezittert, aber ihn deſſenungeachtet nicht zu warnen gewagt hatten, bezeugten jetzt laut ihre Freude, ihn gerettet zu wiſſen; den Leibarzt aber empfingen, wo er hinkam, ſo zweideutige Geſichter, daß er wohl merken mußte: man ſei der Sache auf den Grund gekommen; er kochte vor Bosheit und ſchwur unſerm Helden grimmige Rache. Außer ſeinem Adolph hatte dieſer keinem Menſchen von der Geſchichte erzählt; aber Adolph war ſo dumm, ſich ausholen zu laſſen, indem er ſeinen Freund vertheidigte, wenn man in ſeiner Gegenwart äußerte: „Benjamin ſei doch wohl nicht ſo ganz ohne Schuld.“ So wurde es denn bald allenthalben Gewißheit, aber wie Angela prophezeit hatte, nur vierzehn Tage ſprach man davon; dann gab es etwas Neues.

„Es iſt aber doch wahrhaftig zum Tödten, was Sie für Streiche angeben!“ rief der Hofmaler nach einiger Zeit unſerm Helden entgegen,

als derſelbe des Morgens zu ihm in's Atelier trat.

„Wie ſo, lieber Herr Profeſſor?“

„Ei verdammt! und Sie können noch fragen? Ich habe es hingehen laſſen, daß Sie mir meine Angela abſpenſtig gemacht, ſo daß ſie mich nicht mehr ausſtehen kann, da ich ſonſt Hahn im Korbe bei ihr war; ich habe geſchwiegen und Sie gewähren laſſen, und mich anderweitig getröſtet, denn ich halte etwas auf Sie, und wollte um ſolch einer, im Grunde betrachtet, lächerlichen Sache, Sie nicht aufgeben, aber konnten Sie ſich nicht damit begnügen? welcher Satan plagt Sie, daß Sie auch unſerm Durchlauchtigſten Landesherrn in's Gehege gehen?!“

Benjamin erſchrak und wollte läugnen, aber: „Schweigen Sie doch,“ fuhr der Hofmaler fort, „das Läugnen hilft Ihnen nichts! der Galgenſtrick, der Leibarzt, hat Sie verrathen und die überzeugendſten Beweiſe geliefert. Der Fürſt wüthete, und wollte Ihnen ein freies Logis auf der Feſtung Kettenſtein anweiſen laſſen. Sie wären verloren geweſen, hätte ich Sie nicht vertreten.“

„Sie?“ fragte Benjamin, und trat gerührt einen Schritt näher.

„Nu ja!“ lachte der Maler noch halb ärgerlich, „ich kann doch meine Schüler nicht auf die Feſtung transportiren laſſen! ich packte den Fürſten bei ſeiner raſenden Paſſion für die Kunſt und den Ruhm eines großen Beſchützers derſelben, und ſtrich Sie gewaltig heraus, und ſagte ſehr freimüthig: Geruhen Ew. Durchlaucht annoch zu bedenken, daß Sie nur zu winken brauchen, um ſogleich hundert neue Favoritinnen zu bekommen, und immer eine ſchöner wie die andere, ein genialer Mann aber iſt nicht ſo geſchwind und ſo leicht wieder aufzutreiben. Der alte Coup half, und der Fürſt begnadigte Sie.“

„Aber die Gräfin?“

„Die hat ihn ſchon wieder herumgekriegt; er kann nicht ohne ſie ſein, und deshalb beſteht er darauf, daß Sie von hier fort ſollen; denn er traut Ihnen nicht, was ich ſehr natürlich finde. Alſo fort müſſen Sie, aus der Reſidenz, aus dem Lande.“

„Und wohin?“

„Ei zum Teufel, wohin Sie wollen, ſteht Ihnen nicht die ganze Welt offen? Fehlt es Ihnen etwa an Mitteln, gut ſich durchzuſchlagen? Sie malen vortreffliche Portraits, was wollen Sie mehr? Ueberdieß verſteht es ſich von ſelbſt, daß Se. Durchlaucht Sie nicht ſo ohne alle Aus-

rüſtung darf von dannen ziehen laſſen. Sie erhalten hundert Ducaten Reiſegeld, damit gehen Sie nach Berlin oder Hamburg, malen ſich da noch etwas zuſammen, und wandern dann nach Dresden, und weiter nach Italien. Kommen Sie dann in ſieben oder zehn Jahren wieder, ſo ſind Sie ein großer Maler. Die Gräfin und meine Angela ſind unterdeſſen älter geworden, und von Eiferſucht iſt nicht mehr die Rede. Nun! morgen reiſen Sie, bis zur Grenze haben Sie meinen Wagen."

Und ſo geſchah es. Ehe er abreiſte, hatte er eine Abſchiedsaudienz bei dem Fürſten. Der Fürſt maß ihn mit einem furchtbaren Blick à la Frédéric le Grand, es ſchien, als könne er ſich noch immer nicht genug verwundern über die Kühnheit dieſes Menſchen, der es gewagt, allda zu ſündigen, wo ſolches Se. Durchlaucht ausdrücklich nur ſich vorzubehalten geruht hatten.

Benjamin ſtand vor ihm, und ſchlug verſchämt den Blick zu Boden.

„Beſſern wir uns!" ſprachen endlich Se. Durchlaucht ernſt und feierlich: „Beſſern wir uns, damit wir inskünftige Unſerer Nachſicht und Gnade uns würdig bezeigen!" Sie reichten ihm

die Durchlauchtige Hand zum Kuſſe. Benjamin küßte ſie, worauf ihm gnädig ſeine Entlaſſung zugewinkt wurde.

Die Gräfin bekam Benjamin nicht mehr zu ſehen.

Angela lachte; aber ſie war bleich, als hätte ein grauſiger Vampyr ihr das Herzblut ausgeſogen.

Der Profeſſor umarmte unſern Helden, und rief: „Wir bleiben Freunde!“

Benjamin fuhr davon.

Drittes Buch.

Benjamin unter den Komödianten.

Nun will ich Dich vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit Du siehst, wie leicht sich's leben läßt.
Ein jeder Tag wird diesem Volk zum Fest:
Mit wenig Witz, und vielem Wohlbehagen,
Dreht Jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen um den Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
Und wenn der Wirth nur immer borgt,
Lebt Jeder froh und unbesorgt.
(Mephistopheles.)

Erſtes Kapitel.

Wie es dem Helden der Geſchichte auf ſeiner Verbannungsreiſe erging; wie er einen alten Bekannten antraf, und wer dieſer alte Bekannte war. Er erzählt ſeine Geſchichte. Held Benjamin bekommt eine traurige Nachricht und geht zum Theater.

Alſo waren denn plötzlich alle die ſchönen Ausſichten unſeres Helden, bei Hofe ſein Glück zu machen, zu nichte geworden, und er allein hinausgeſtoßen in die weite Welt, denn nach Dummburg wäre er um keinen Preis, am allerwenigſten aber unter den obwaltenden Umſtänden jemals wieder zurück gekehrt. Er war am Morgen ſeiner Abreiſe überluſtig geſtimmt geweſen, doch als er aus dem Thore fuhr, wurd' es ihm ein wenig ſchwer um's Herz, und immer ſchwerer wurd' es, je näher er der Grenze kam.

Jetzt war ſie erreicht, der Wagen hielt, und Benjamin ſtieg aus; nachdem er dem Kutſcher etliche Zeilen an den Hofmaler gegeben, fuhr dieſer wieder zurück; Benjamin aber ſchnitt ſich einen derben Dornenſtock zurecht, und pilgerte dann, ſein Ränzchen auf dem Rücken, auf den ihm bezeichneten Wege rüſtig fort, ohne zu raſten, bis der Abend hereinbrach, wo er ein kleines Landſtädtchen erreichte, in deſſen einzigem, und daher beſtem, Gaſthof er einkehrte.

Er ließ ſich ein Kämmerchen anweiſen, ſchnallte ſein Ränzchen ab, wuſch ſich den Staub vom Geſichte, und ging dann in die Gaſtſtube, wo er in einem Winkel ſich hinſetzte und über ſeine unglückliche Verbannung, ſo wie über ſein Schickſal im allgemeinen, die empfindſamſten Betrachtungen anſtellte.

„Wollen der junge Herr etwas zu eſſen?“ fragte der dicke Wirth.

„Nein!“ ſeufzte Benjamin, und knurrend wie ein melancholiſcher Kater ſchob ſich der Alte wieder zur Thüre hinaus.

In der Stube war ein arges Geſumme und Gebrumme, und die Gäſte drängten und ſchoben ſich fortwährend durch einander, was unſerm Helden ganz recht war; er hätte ſich noch mehr Lärmen gewünſcht, um die Stimme in ſeinem Innern zu

übertäuben, die ihn höhnte und neckte und mahnte an ſeine Schuld — (Mahnen — Schuld, Schulden — böſe Worte).

„Befehlen Sie nichts, mein Herr!“ fragte es wieder. Benjamin ſtutzte und ſah auf; was dem Brummen und Summen der ſämmtlichen reſpectiven Gäſte nicht gelungen war, gelang der Stimme eines hübſchen Mädchens, der Tochter des Wirths; der böſe Mahner in ſeinem Innern ſchwieg, und freundlich gab er, nämlich Benjamin, zur Antwort: „Wenn Ihr guten Wein habt, ſo bringe mir eine Flaſche.“

„Sie ſollen zufrieden ſein!“ ſprach die Kleine, hüpfte davon, und kehrte bald darauf mit dem Verlangten zurück. Sie ſchenkte ein, kredenzte nach Landesſitte, und reichte ihm dann mit einem zierlichen Knix das Glas.

Benjamin trank, und rief: „Est!“ und wahrhaftig: der Wein war est, est, est. Er leerte das Glas bis zur Nagelprobe, und das zweite und das dritte, und beim dritten warf er, wenigſtens für dieſen Abend, alles über Bord, was ihm das Herz beſchwerte, daß es wieder ſo leicht und frei ſchlug als je, und ſeine Augen wurden wacker und ſchauten wieder luſtig hinein in ſeine Umgebungen.

O Heil dem flüſſigen Golde der Traube!
Läſt're mir Keiner das Gold!
Zwar, ich geſteh' es Euch gern:
Das geprägte
Mit fürſtlichen Köpfen und Adlern,
Kronen und Wappen,
Geharniſchten Männern und Löwen
Machte ſchon oftmals mir Herzeleid,
Aber nur:
Weil ich's nicht hatte.

Wie hat mich dagegen
Immer entzückt meines Mädchens,
Meines ſüßen, geliebten Mädchens
Goldener Locken Pracht!
Wie erhebt,
Wie bewegt mich
Der Sonne
Morgen- und Abendgold!
Sonnengold! malend
Mit zaub'riſchem Licht
Die Höhen der Berge
Und die Spitzen der Gletſcher,
Daß ſie erglühn
Wie gewaltige Roſen am Buſen des Himmels,
Sonnengold! wiederſtrahlend
Im Meer, im Meer,
Im unendlichen, wogenden, brauſenden Meer.

Aber vor Allem
Iſt es und bleibt es
Doch immer das Traubengold,
Das duftige, flüſſige Traubengold,
Das mich tröſtet,
Das mich ermuthigt,
Das mich begeiſtert,
Und mich erhebt,
Hoch! hoch! hoch!
Ueber Erde und Himmel und Hölle. —

Extrablättchen.

Damit Du mir, geliebter Leſer! ob der vorſtehenden Abſchweifung nicht zürnſt, mach' ich eine neue, nämlich um mich zu entſchuldigen. Ich entſchuldige mich jedoch nicht ſowohl der Abſchweifung wegen, als vielmehr der Art wegen, wie ich abgeſchweift bin, als welches leichtlich auf eine andere, beſſere, geiſtreichere Weiſe hätte geſchehen können; daß es demohngeachtet nicht geſchehen iſt, rührt wohl hauptſächlich daher, weil ich ganz unwillkührlich abgeſchweift bin. Sollteſt Du meine eigentliche Meinung hinſichtlich dieſer Abſchweifung verſtanden haben, ſo ſoll es mich freuen. Sollteſt Du ſie aber, trotz ihrer ſublimen Ironie, die darin vorherrſchend ironiſirt, nicht verſtanden haben, ſo thut das auch nichts zur Sache: Ich habe eine Seite angefüllt. — Nun geh' mit Gott, ich erzähle weiter.

Ende des Extrablättchens.

Alſo: Benjamin ſchaute wieder mit klarem Blick hinein in ſeine Umgebungen, für dieſen Abend ehrliche Spießbürger, bis auf noch einen Fremden.

An einem Tiſchchen ihm gegenüber ſaß nämlich ein Mann von würdevollem Ausſehen, gekleidet in einen braunen Ueberrock vom feinſten Tuch, vor ihm auf dem Tiſchchen ſtanden ein Paßglas Braunbier und ein Viertel Rum, wovon er wechſelweis einen erklecklichen Zug that, und dazu mit den Händen handtierte, ſeltſame Geſichter ſchnitt und die Lippen bewegte als ob er ſpräche.

„Wie wird mir?“ dachte Benjamin als ſein Blick zufälliger Weiſe auf den Mann fiel. „Dieſe Bardolphs-Phyſiognomie ſollte ich kennen.“

In demſelben Augenblick that der Mann wieder einen verzweiflungsvollen Zug aus dem Rumglaſe, ſchlug ſich dann langſam drei Mal mit der geballten Fauſt vor die Stirn, und rief mit heiſerer Kehle: „O Lear! Lear! Lear!“

„Bei allen Göttern!“ rief Benjamin und ſprang auf den Mann zu, „bei allen Göttern, er iſt's, Du biſt's! Strutzel! wo führt Dich der Teufel daher?“

Strutzel — der geneigte Leſer wird wohl ſogleich den ehemaligen Schenkwirth aus Liebenau erkannt haben. Strutzel ſtarrte unſern Helden verwundert

an, und ſtammelte endlich: Verzeihen Sie — Wer ſind — Wie komme ich zu der Ehre und dem Vergnügen, von Ihnen gekannt zu ſein?"

„O Himmel!" lachte Benjamin, „er kennt mich nicht mehr! Betrachte mich nur recht, Du vergeßlicher Menſch, hab' ich mich denn ſo ſehr verändert; kennſt Du Deinen Benjamin nicht mehr, Deinen treuen Zuhörer in Liebenau, wenn Du philoſophiſche Vorleſungen über Künſtlers Erdenwallen hielteſt?"

„Wär' es möglich?" ſprach Strutzel, trat einen Schritt zurück, dann wieder einen Schritt näher, legte ſeine Hand auf Benjamins Achſel, und betrachtete ihn lange und aufmerkſam mit ſeinen kleinen betrunknen Aeuglein. „Ja!" rief er endlich, „ja! bei den Pforten Lichts, und den Abgründen der ewigen uralten Nacht: er iſt's! O ſeltſame Fügungen des Geſchicks! So werden längſtgetrennte Menſchen plötzlich ganz unerwartet wiederum vereinigt! He, Wirth! noch ein Glas Rum!" er umarmte unſern Helden feierlich und ließ ihn neben ſich niederſitzen.

„Laß Deine Theaterreden!" bat Benjamin, „und erzähle mir: was hat Dich von Liebenau fortgetrieben?"

„Meine Gläubiger und mein Weib!" verſetzte Strutzel.

„So ſo!“

„Ich geſtehe es: ich habe meine Wirthſchaft etwas genial verwaltet, aber wer will vom Aar verlangen, daß er im Staube krieche?“

„Und wer von einem Schauſpieler, daß er gut wirthſchafte?“

„Mein Weib kannteſt Du —“

„Sie prügelte mich einmal auf der dunkeln Hausflur, weil ſie mich für ihren Mann hielt.“

„Sie ſoff!“

„Wie Du.“

„Aerger! zehnmal ärger! ich trinke nur der Begeiſterung wegen, ſie war eine gemeine Säuferin! da mußte die Wirthſchaft zu Grunde gehen.“

„Freilich!“

„Man nahm mir Haus und Hof, und drohte mir noch obenein mit Gefängniß bei Brot und Waſſer.“

„Wenn es noch Brot und Schnaps geweſen wäre!“

„Ich hätte dann mein Unglück mit Muth und Faſſung erduldet, aber ſo war es mir zu arg; ich nahm daher eines Morgens einen ſtillen Abſchied und pilgerte davon; glücklich der Mann, der ſich die Freiheit bewahrt.“

„Aber was treibſt Du denn jetzt? Du ſcheinſt mir eben nicht im Pech zu ſitzen.“

„Pech? was iſt das? Pech!“

„Pech heißt Unglück.“

„Ja ſo! Nein! im Unglück bin ich dermalen, den Göttern ſei's gedankt! nicht, ein Schauſpieler, ſo lange er noch nicht alt und ſteif iſt, kommt heut zu Tage ſo ziemlich durch.“

„Du biſt alſo wieder Schauſpieler?“

„Errathen, es hielt freilich ſchwer, eh ich Engagement bekam; denn während meiner Wirthſchaftsperiode war mein Name als Künſtler ſo ziemlich verſchollen. Ich mußte daher eine Zeitlang von einer Bühne zur andern ziehen, und Collecte machen. Aus der letzten Stadt ſchrieb ich an den Directeur eines nicht weit entfernten Provinzialtheaters, der Mann kennt mich noch nicht und hat mich daher ſogleich für das Fach der erſten Helden engagirt, da er vor Kurzem den Schauſpieler, der dieſes Fach bekleidete, durch den Tod verloren hat; übrigens muß ich Dich bitten: mich nicht mehr Struzel, ſondern Strauß zu nennen; denn dieſen meinen alten Schauſpielernamen habe ich mir wieder hervorgeſucht. Jetzt erzähle mir Deine Geſchichte.“

„Ja, aber nicht hier; komm mit mir auf

mein Zimmer!“ Sie gingen hinauf, und Benjamin erzählte.

„Nun, wahrhaftig!“ rief Strutzel, genannt Strauß, nachdem Jener geendigt hatte, „nun wahrhaftig! das iſt viel erlebt in der kurzen Zeit, und ich wundre mich auch gar nicht mehr darüber, daß ich Dich nicht wieder erkannte. Was gedenkſt Du jetzt zu beginnen?“

„An meinen Onkel und die Tante zu ſchreiben —“

„An welchen Onkel und an welche Tante?“

„Einfältige Frage! an die in Dummburg! ich habe ja außer ihnen keine Verwandten mehr.“

„Wie, alſo weißt Du nicht —?“

„Was?“

„Armer Junge!“

„Ich bitte Dich! rede: was iſt's mit meinen Verwandten?“

„Benjamin! armer Junge!“

Benjamin wurde blaß wie die Wand, und zitterte, als hätte er das Fieber, eine einzige große Thräne entfiel ſeinem Auge, plötzlich aber raffte er ſich gewaltſam zuſammen, und ſprach mit veſter Stimme: „Sie ſind todt! nicht?“

„Freilich, armer Junge! eine bösartige, vor kurzem in Dummburg graſſirende Krankheit raffte

ſie Beide in vierzehn Tagen nach einander hin. Unſer Liebenauer Paſtor ſchrieb es ſogleich an den Leibarzt —"

„Verdammt!" rief Benjamin und ſtampfte mit dem Fuß, „verdammt bin ich! ich hatte ſie Alle, Alle vergeſſen; was jetzt?"

„Ich dächte," ſprach Strauß, „Du verſuchteſt einmal Dein Glück auf den Bretern."

„Warum nicht gar!"

„Warum nicht? Du nimmſt einen andern Namen an; wart 'mal, ja, recht: Buonſigli, Du haſt ſchwarze Haare, da paßt der italiäniſche Name, Du ſingſt einen hübſchen Tenor, Signor Buonſigli, erſter Tenoriſt! wahrhaftig! das geht; ich will Dir das bischen Spiel, was ein Tenoriſt braucht, ſchon beibringen, und willſt Du nur, ſo wird's ſchon gehen; komm mit mir!"

„Nein!"

„Oder als Theatermaler."

Benjamin ſchwieg.

„Was willſt Du ſonſt anfangen? verſuch' es wenigſtens! komm mit mir nach **!"

Benjamin bedachte ſich noch ein wenig; dann ſchlug er ein: „Topp! ich gehe mit Dir! Als was? das wird ſich finden!"

Sie gingen zu Bett.

Das zweite Kapitel.

Wie Held Benjamin mit dem Schauspieler Strauß, weiland Strutzel, nach der Provinzialstadt wanderte, und wie er beim Theater empfangen wird. — Etwas über die Direction des besagten Theaters. — Wie Strauß debütirt und was sich dabei begiebt.

Am andern Morgen machten Strauß und Benjamin sich bei Zeiten auf die Beine, und pilgerten der Provinzialstadt ** zu, wo sich die Schauspielergesellschaft, bei welcher Strauß engagirt war, gegenwärtig aufhielt, ich sage: gegenwärtig; denn sie gehörte zu den nomadisirenden Truppen. Auf der letzten Poststation endete die Apostelwanderung, indem Strauß hier eine Extrapostchaise mit vier Pferden miethete, um seinen Einzug als erster Heldenspieler mit dem gehörigen Glanz zu halten; er und Benjamin machten vorher sorgfältig Toilette, stiegen dann ein und fuhren ab.

Früh genug langten sie an, um noch vor der heutigen Vorstellung der Direction ihre Visite abstatten zu können. Strauß ließ sich die Wohnung des ersten Directeurs bezeichnen (es waren nämlich deren zwei, die das Geschäft in Compagnie führten) und ging mit unserm Helden dahin. Dort angelangt, vernahmen sie schon auf der Hausflur einen heftigen Wortwechsel, zwischen zwei Männerstimmen, aus dem zweiten Stock, „das wird die vereinigte Direction sein!" sprach Strauß, und stieg die Treppen voran, und er hatte sich nicht geirrt. Sie klopften an das Zimmer, woraus der Streit erklang, und die beiden Directoren schrieen: „Herein!" und waren dann ganz still; unsere Freunde traten in das Zimmer, und Strauß nannte seinen Namen. Der Director Nr. 1, ein großer, viereckiger Mann, in einem ziemlich abgeschabten, blauen Ueberrock, begrüßte sie sehr freundlich mit einer schnarrenden Stimme, und der Director Nr. 2, eine kleine, aufgedunsene Figur, mit einem Gesicht wie ein holländischer, etwas angegangener Käse, folgte seinem Beispiel.

Benjamin hätte laut auflachen mögen über das Air, welches Strauß sich zu geben wußte, und womit er die vereinigte Direction dermaßen imponirte, daß sie ihn behandelten, wie die

Directoren größerer Theater einen Devrient oder Eßlair.

Benjamin wurde als Signor Buonfigli, erſter Tenoriſt der Kaiſerlich Ruſſiſchen Oper, aufgeführt. (Ein gewöhnlicher Kniff ſchlechter Komödianten, die nicht für gut befinden, anzugeben: woher ſie wirklich kommen. Sie ſchlüpfen gewöhnlich ſehr gut damit durch, indem ſie ſich wohl hüten geradezu Petersburg zu nennen, und es auch im übrigen Rußland noch viel ſogenannte kaiſerliche Theater giebt, von denen aber die Deutſchen wenig oder nichts Beſtimmtes wiſſen, etwa das in Riga ausgenommen; daher wohl vorzüglich die Geringſchätzung, womit der Deutſche von dem ruſſiſchen Theater ſpricht, obgleich es freilich wahr iſt, daß es ſich mit den beſſern deutſchen Anſtalten dieſer Art nicht vergleichen läßt.) —

Ueber Benjamin wurde übrigens für's Erſte noch nichts weiter beſchloſſen; denn er hatte es Straußen ausdrücklich unterſagt, ſeinetwegen ſich in Unterhandlungen einzulaſſen. Die vereinigte Direction hütete ſich aber ebenfalls wohlweislich, davon anzufangen, indem ſie — das Honorar ſcheute. Mit Strauß hingegen kam nach etlichen Debatten Alles in Richtigkeit; und es wurde feſtgeſetzt, daß er in folgenden Rollen debütiren ſollte, als:

Menſchenhaß und Reue — — — Meinau.
König Lear — — — — — — — — Lear.
Bayard, Ritter ohne Furcht und Tadel — Bayard.

Schon am andern Tage ſollte die erſte Vorſtellung Statt finden, und der Zettel wurde ſogleich entworfen. Darauf empfahlen ſich Strauß und Benjamin, und begaben ſich wieder in ihr Abſteigequartier.

„Gott ſei Dank!“ rief Strauß, als ſie auf ihrem Zimmer angelangt waren, „Gott ſei Dank! daß wir ſo weit ſind!“ er packte ſeine Rollen aus und begann zu ſtudiren.

Einen ſchlechten Heldenſpieler ſeine Rolle einüben hören und ſehen, iſt ein ergötzliches Schauſpiel. Benjamin warf ſich behaglich auf's Sopha und genoß es im vollen Maaße. —

Strauß begann damit, daß er erſt die Stichworte, ſo abgebrochen und zerriſſen, wie ſie in der Regel in den Rollen geſchrieben werden, leiſe vor ſich hin hermurmelte; als er endlich glaubte, ſie genugſam inne zu haben, legte er los:

Die Rolle in der linken Hand, mit der rechten die Luft durchſäbelnd, ſchritt er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und deklamirte ſeine Reden mit einem Aufwand von Pathos und Bombaſt, dem Nichts zu vergleichen war. Kam er dann und wann an eine Stelle,

die ihm zu einem Coup d'effet geeignet ſchien, ſo blieb er vor dem Spiegel ſtehen, nahm eine plaſtiſche Stellung an, ſchnitt die gehörigen Geſichter und wiederholte nun zehn-, zwanzig-, dreißigmal den Satz, bis er ihn nach ſeinem Geſchmack herausbekam; darnach wandte er ſich dann gewöhnlich gegen Benjamin, und ſprach, indem er ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte: „Das iſt eine ſchwierige Rolle! aber ich muß ſie liefern!" und ſomit begann er von Neuem ſeine „Studien," bis das Abendeſſen wieder eine kurze Unterbrechung herbeiführte.

Nach dem Abendeſſen trat er plötzlich dicht vor Benjamin hin, legte die rechte Hand auf ſeine Schulter, blickte ihm liebevoll in's Auge, und fragte ſanft:

„Haſt Du Geld?"

Benjamin brach in ein lautes Gelächter aus, da ſtieß er ihn heftig von ſich, und rief: „Unglücklicher! Du haſt keins?!"

„Dummheit!" verſetzte Benjamin, „würd' ich ohne Geld mit Dir gegangen ſein?" Strutzel wurde wieder freundlich, und ſeine vorige Stellung repetirend, bat er traulich: „Borge mir bis Morgen vier gute Groſchen!"

Lachend reichte ihm Benjamin das Geforderte, er nahm es, verließ das Zimmer, und

kam nach einigen Minuten mit einer vollen Schnapsflasche zurück.

„Ich muß die ganze Nacht studiren," sprach er ernst, „sonst bin ich morgen nicht fest; denn ich habe die Rolle seit zehn Jahren nicht mehr gespielt; geh Du nur immer zu Bette, und laß Dich nicht stören, wenn ich ein wenig laut werden sollte; denn des Nachts bin ich am begeistertsten über meine Rollen her."

„Brülle Du meinetwegen wie der Stier von Uri!" versetzte Benjamin, „ich habe einen guten Schlaf. Doch bevor ich mich schlafen lege, muß ich noch einen Brief schreiben;" und er setzte sich und schrieb, während Strutzel zu rasaunen begann, an den Hofmaler und an seinen Adolph, dann legte er sich zur Ruhe.

Als er am andern Morgen erwachte, sah er sich vergebens nach seinem getreuen Strutzel um, er sprang auf, und ging nach dem Bette desselben, Niemand hatte darin gelegen, betroffen eilte er in's Vorzimmer und hier fand er endlich den Vermißten in einer malerischen Stellung unter dem Tisch liegend, die Rolle und die zerbrochene Schnapsflasche neben sich; er war mit dem Kopfe an eine Ecke des Tisches gefallen, und hatte sich

eine derbe Brauſche geſchlagen. Uebrigens ſchlief er ſehr gut, und ſchnarchte, wie weiland Sir John Fallſtaff hinterm Vorhange. Benjamin betrachtete ihn eine Weile lächelnd, und ſprach dann zu ſich ſelbſt: „Alſo dies wäre jetzt mein einziger Freund!? und an ihn, „der immer die tiefſte Baßſeite der Gemeinheit angeſtrichen hat," an ihn müßt' ich mich halten, um nicht allein zu ſtehen? allein? was wär' es denn weiter, warum denn nicht allein, im äußern Leben, wie im innern? oder, fand ich ſchon ein gleichgeſtimmtes Herz? Nein! Aber eben dies „Nein" könnte mich beſtimmen, mein eitles Wähnen endlich einmal fahren zu laſſen, und Alles mitzumachen, was gerade mitzumachen iſt. Das, wornach ich ſtrebte, im Leben wie in der Kunſt, werd' ich nie erreichen auf dem gewöhnlichen Wege, das Schickſal ſcherzt gar zu unbarmherzig mit mir, was hab' ich alſo zu verlieren? wozu mich ſchonen? wozu entſagen, entbehren und vermeiden? — ich will dem Schickſal trotzen, und es wo möglich noch ärger verhöhnen, wie es mich verhöhnt."

„Erwache Strutzel! Meinau-Menſchenfeind! Gebeugter Lear! und Ritter ohne Tadel! Schnapsduft'ger Strauß! erwache! auf, es tagt!" Strauß erwachte, riegelte die Augen auf, und fragte verdutzt: „Wo bin ich?"

„Unterm Tiſch!“ verſetzte Benjamin, „der Geiſt ward Deiner Meiſter.“

„O Jeſus, mein Kopf!“ klagte Struhel, und drückte ihn mit beiden Fäuſten.

„Kein Wunder! die ganze Flaſche auszutrinken!“

„Nein! die Verſöhnungsſcene hat mich ſo angegriffen, es iſt doch ein großer Dichter, der Kotzebue!“

„Freilich, aber komm nur unterm Tiſche hervor.“

Struhel kroch hervor und erhob ſich mühſam, aber ſeine Füße begannen auf eigne Rechnung ſo abſonderliche pas auszuführen, daß er bei einem Haar wieder zu Boden gefallen wäre, wenn Benjamin ihn nicht aufgefangen, und auf's Bett geführt hätte.

„La — laß die Probe — nur ohne mich machen,“ lallte er, „dieſen Abend will ich ſchon ſpielen, jetzt hab' ich Kopfweh,“ nachdem er ſich gehörig expectorirt hatte, ſchlief er ein.

Helle Lampen,
Rothe Wangen,
Krauſe Locken,
Süße Geigen;
Wehmuthsthränen,
Applaudiren,

Laut Gebrülle,
Stilles Schweigen.

Hohles Aechzen,
Tiefes Seufzen,
Leises Schluchzen,
Grimmes Lachen!
Ach die zarten
Nerven beben,
Und des Herzens
Schläge krachen.

Augen rollen,
Haare sträuben,
Fäuste ball'n,
Zu Füßen sinken!
Schreck und Ohnmacht!
Lebensrettung
Wiederseh'n
Und Waffenblinken.

Hohe Weisheit!
Tiefer Unsinn!
Ohne Ende,
Ohne Anfang.
Trennungsjammer,
Dann Versöhnung!
Und effectvoll
Fällt der Vorhang.

Das ist Unsinn! aber ich wollte: es gäbe keinen ärgern in meiner Geschichte, und in noch

vielen andern Geſchichten, z. B. in der Weltgeſchichte, und wahrhaftig! dieſer Unſinn iſt vielleicht das Treffendſte, was über die deutſche Bühne, wie ſie iſt, geſagt werden kann, NB. wenn ich noch einen Vers hinzufüge, die große Oper betreffend, etwa:

Große Trommel,
Kleine Flöten,
Halber Mond,
Triangel, Becken,
Süßes Säuſeln
Mit Sordinen!
Donnernd Forte
Zum Erſchrecken!

Ich könnte, wenn ich wollte, hier eine ſchöne Abhandlung über Lärmmacherei einflechten, und am Schluß auf das alte gute Sprichwort: „Viel Lärmen um Nichts," zurückkommen; ich könnte mich bei dieſer Gelegenheit weitläuftig auslaſſen über Myſtik, die zwar ſelbſt gern ſtill ihr Weſen treibt, über welche aber Profeſſor Krug und Andere einen gewaltigen Lärm anfangen, ich könnte dann endlich von mir ſelbſt reden, ja, lieber Leſer! ſo gering ich bin, aber, ich will nicht vor der Zeit ſtolz werden, nein, gewiß nicht! und ich will meine Geſchichte darüber nicht aus den Augen verlieren, und ſo bitte ich Dich, lieber Leſer, rufe

Dir den vorſtehenden Unſinn noch einmal in's Gedächtniß, oder kannſt Du das nicht, ſo überlies ihn noch einmal, es iſt höchſt nöthig, denn er leitet nun das Folgende ein.

Es war ſieben Uhr: „Die Kaſſe wird um fünf Uhr geöffnet, der Anfang iſt präciſe halb ſieben," ſtand wie gewöhnlich, auch heute auf dem Komödienzettel.

In der Männergarderobe ſaß Strutzel-Strauß, oder, wie wir ihn für heute nennen wollen: Meinau. Mit dem Menſchenhaß ſtand es noch ſo ziemlich, aber deſto tiefer war ſeine Reue, in der vergangenen Nacht des Guten zu viel gethan zu haben, der Director Nr. 2 ſtand vor ihm, und bedauerte von ganzer Seele, daß die Reiſe ihn ſo angegriffen; neben ihm ſtand Benjamin boshaft lächelnd. Er hatte einen Topf mit gallbitterm Kamillenthee, wovon er dem armen Meinau eine Taſſe nach der andern einzwang, ſo daß dieſer halb todt war.

Jetzt ſprang der Director Nr. 1 herein: „Wir müſſen anfangen! das Publicum hat ſchon alle Geduld verloren."

„Fangen Sie an!“ ächzte Meinau, „ich werde ſpielen!“ und er wankte auf, und hinaus, und das Stück begann, und er ſpielte.

Bekanntlich war einſt der Meinau ein beliebtes Paradepferd, welches dem deutſchen Publicum von den deutſchen Heldenſpielern fleißig vorgeritten wurde, auch wohl noch wird. — Aber ſo viel Glück auch die ausgezeichnetſten Künſtler damit machten (ich ſah ihn von einem Eßlair, Wolf, Gaßmann, und noch kürzlich von Rott) dennoch wurden Alle von Strutzel übertroffen, indem keiner der genannten Schauſpieler den kläglichen Buttermilchton, wodurch Meinau ſich alle Herzen zuwenden, ſo zu treffen wußte, wie Strutzel, dazu ſein leidendes Ausſehen, ſeine paſſive Stellung — alle Damen im Parterre zerfloſſen in Thränen — und konnten ihre ſchönen Augen nicht abwenden von dem unglücklichen — von ſeiner Gattin betrogenen — Meinau.

Kotzebue war doch ein großer Weiberverführer! ſchon um dieſes einzigen Stückes „Menſchenhaß und Reue“ willen, hatte er es tauſendmal verdient, von dem Studenten Sand todtgeſtochen zu werden; unwillkürlich drängt ſich mir der Gedanke auf, wie manche, ſonſt gute Frau, die dieſes Stück ſah, und den gehörnten Meinau intereſſant und rührend fand, machte ihren bra-

ven, aber etwas profaiſchen Mann blos deshalb wohlmeinend zum Hahnrei, damit er ſich etwas empfindſamer und ſchwärmeriſcher geberden möchte! O die armen bethörten Frauen, o! die armen gekrönten Männer! Der verdammte Kotzebue mit ſeinem intereſſanten Meinau!

Stürmiſcher Beifall lohnte unſerm Strutzel nach jedem Abgang, aber ihm war heute Alles eitel, er hatte keinen Sinn für ſeinen Triumph, ſondern verfügte ſich immer ſogleich wieder nach der Garderobe, wo er übel und weh ſich auf einen Stuhl warf, und das Haupt auf die Hand ſtützend dumpf vor ſich hinſtierte. So geſchah es denn, daß er ſeine Eulalia wirklich nicht eher erblickte, als er ſollte.

Der Augenblick erſchien.

Meinau: wird angemeldet.

Er tritt ein.

Der General: (eilt ihm entgegen.)

Meinau: (erblickt ſeine entflohene Gattin,) [NB. wie dies immer in dieſer Scene geſchieht: nur von hinten.]

Er erkennt ſie, ruft: „Ha!“ und eilt der Thür zu.

Eulalia: (ſchreit und fällt in Ohnmacht.)

So weit ging Alles gut, und nun hätten der General und die Generalin und der Major

eine ſchöne Gruppe um die Ohnmächtige bilden, und der Vorhang hätte dann langſam fallen ſollen, damit der Zuſchauer das Bild hätte genugſam betrachten können. Dann wäre der Act im Sinne Kotzebue's beſchloſſen worden, das Publicum hätte wie üblich applaudirt, und die Schauſpieler hätten, wie gewöhnlich, nachdem ſie der Eulalia galant wieder auf die Beine geholfen, einander zugerufen: „Das ging gut! das machte ſich einzig! ja, ja! ſo Etwas muß packen, es war doch ein ganzer Kerl, der Kotzebue, ſchade, daß er todt iſt! u. dgl. m.

Aber malheureusement kam es ganz anders, denn kaum hört unſer Meinau Eulalens hellen Schrei, ſo ſtutzt er — — er kehrt zurück — betrachtet die, mit geſchloſſenen Augen am Boden liegende, und traut ſeinen offenen Augen kaum. — „Bin ich noch betrunken, oder bin ich ſchon wieder nüchtern?!“ ruft er voll Erſtaunen.

Lachen, Ziſchen und Pfeifen im Parterre. Da öffnet Eulalia die Augen, und mit dem Schreckensſchrei: „Herr Jeſus! mein Mann!“ ſpringt ſie vom Boden auf.

„Nickel! treff ich Dich hier!?“ brüllt Meinau, und giebt ihr eine entſetzliche Maulſchelle. — Der Vorhang fällt raſch. Donnernder Beifall — Lachen, Ziſchen, Pfeifen im Parterre.

Hinter dem Vorhange aber dauert das Schauſpiel fort. Wüthend ſpringt der General auf ſeinen Lebensretter zu: „Herr! plagt Sie der Teufel, ſich an meiner Frau zu vergreifen?“

„An Ihrer Frau? — Mein Weib iſt's! Mein, mir vor drei Jahren aus Preußiſch-Minden davongelaufenes Weib!“

„Iſt ſie Ihnen entflohen, ſo hat ſie gewiß ihre Urſachen dazu gehabt! jetzt, ich ſage es Ihnen noch einmal, iſt ſie meine Gattin, für die ich Achtung verlange!“

„Ich will Sie beachtungen!“ rief Meinau-Strutzel-Strauß, und ſtürzte von Neuem auf ſie ein. —

Aber wie der Blitz waren dreißig Arme bereit, ihn zu packen, zu Boden zu werfen, und ſo durchzubläuen, daß die Prügelſuppe in der Liebenauer Schenke nur Kinderſpiel dagegen war. Dann warfen ſie ihn aus dem Theater, und halb todt vor Wuth, Grimm, Schmerz und Menſchenhaß eilte er nach Hauſe, wohin Benjamin ſchon bei Beginn des Scandals gegangen war.

„Alles verloren!“ rief er voll Verzweiflung. „Ich bin entehrt!“

„Geprügelt biſt Du! ich ſehe ſchon: ohne Prügel geht es bei Dir nie ab, aber biſt Du

denn auch ganz des Teufels, Dich an fremder Leute Weiber so grob zu vergreifen!"

„O! Ihr Götter des Himmels! wie oft soll ich's denn sagen: es ist mein Weib!"

„Dein Weib sitzt in Liebenau."

„Heilige Geduld! verlaß mich nicht! begreifst Du denn nicht? die Liebenauer ist ja meine dritte Frau! Wo meine erste ist, weiß ich nicht, diese aber ist meine zweite, die mir in Minden mit einem Handlungsdiener durchging, und mir Alles mitnahm."

„Das sind mir schöne Geschichten! aber was wolltest Du denn jetzt von ihr? geschehen ist geschehen."

„Nichts mehr von ihr! aber ich wollte mich rächen, Rache ist süß!"

„Aber die Folgen? wie befindet sich Dein Rücken?"

„O! O! O!"

„Arabiens Wohlgerüche alle vertreiben seine blauen Flecken nicht, geh' zu Bette, schlaf! ich sorge, daß sie nicht zu zeitig Dich erwecken, denn diese letzte Prügeltracht war groß."

„Du hast kein Mitgefühl!"

„In diesem Punkt, Gott sei Dank, nein!"

„Ich werde nicht liegen können."

„Zieh Dich nur aus; ich waſche Dir vorher Deine Wunden mit Rum.“

„Mit Rum?“

„Mit ächtem Jamaika-Rum.“

„Das wäre Schade! und es brennt wie der Teufel; da kann ich vollends nicht einſchlafen —“

„Poſſen! zieh Dich aus.“

„Wo iſt der Rum?“

„Hier.“

„Gieb mir ihn! ich will mich ſelbſt waſchen.“ —

„Das kannſt Du ja nicht —“

„Doch, doch, gieb nur!“

„Nun da!“

„Gute Nacht!“ ſprach Struzel dumpf und ſchwer, und ſchwebte, die Flaſche im Arm, ſo würdevoll aus dem Zimmer, wie der Geiſt im Hamlet.

Das wird eine ſchöne Wäſche werden, dachte Benjamin, und begab ſich zur Ruhe.

Das dritte Kapitel.

Wie Strutzels Ehrenſache in Güte beigelegt wurde, und er ſich mit ſeiner zweiten Frau zum zweiten Male verheirathete.

Der Schlaf, „dieſe einzige nahrhafte Speiſe beim großen Gaſtmahl des Lebens,“ war endlich in Folge der Rumwäſche unſerm armen Strutzel zu Theil geworden, es war ſchon eilf Uhr Morgens, und noch ſchlief er; denn Benjamin war zu gutmüthig ihn zu wecken.

Eben ſchlug es halb Zwölf, da wurde an die Thür gepocht, und herein trat, der Impreſſario Nr. 1.

„Verzeihen Sie, Herr Buonſigli,“ ſchnarrte er, indem er einen Katzenbuckel über den andern machte, „verzeihen Sie, daß ich Sie incommodire, ich komme wegen des Herrn Strauß.“

„Der ſchläft noch!“

„Deſto beſſer! ſo kann ich mich unumwunden gegen Sie, mein verehrter Herr, erklären, und ich hoffe, da Sie ein vertrauter Freund des Herrn Strauß ſind, daß Sie nicht anſtehen werden, mir behülflich zu ſein, die kleine Streitigkeit von geſtern Abend in Güte beizulegen.“

„Nun, ſo klein war ſie eben nicht!“ lachte Benjamin.

„Zugegeben!“ entgegnete der Impreſſario, „aber auch immer noch nicht ſo groß, als daß ſie unter uns nicht bald in Vergeſſenheit gerathen könnte, um ſo mehr als ich meine Geſellſchaft in Kurzem von hier fortzuführen gedenke, wo dann in unſerm neuen Aufenthalt vollends kein Hahn darnach krähen wird. Sie ſind wohl noch nicht lange Schauſpieler?“

„Errathen!“

„Das merkte ich gleich, ſonſt würden Sie ſolch ein Intermezzo nicht für mehr anſehen, als es iſt; aber um zur Sache zu kommen: Es ärgert mich doch, daß der Vorfall Statt gefunden hat, um ſo mehr, als Herr Strauß ein bedeutender Künſtler, und recht wie für meine Bühne geſchaffen iſt. Gott! er wäre gewiß herausgerufen worden, ſo hatte er das Publicum ſchon in den erſten Acten für ſich eingenommen, wenn er nur in der verfluchten Erkennungsſcene nicht aus

der Rolle gefallen wäre, oder vielmehr: wenn er nur nicht gar zu natürlich gespielt hätte. Alle Achtung für den großen Kotzebue! aber hier hat er doch einen großen Bock, trotz all seiner Menschenkenntniß, geschossen! denn ich will meinen Kopf verwetten: hätte der Meinau wirklich gelebt, er würde es gerade so gemacht haben, wie Herr Strauß; ja, ja! das Idealisiren thut nicht gut, Natur! Natur! das ist das Wahre! und wer sie verachtet, an dem wird sie sich rächen, früh oder spät. Aber wieder auf Ihren Freund zu kommen; Herr Müller, der dermalige Gatte von Straußens ehemaliger Gattin, der nämliche Schauspieler, der gestern den General spielte, nun, dieser Herr Müller kam noch gestern Abend zu mir und erklärte, daß er gezwungen sei, meine Bühne auf der Stelle zu verlassen, weil seine Frau sich es ziemlich deutlich habe merken lassen, wie die alte Liebe zu ihrem ersten Manne wieder in ihrem Herzen erwacht sei, und auch die Reue ihn vor drei Jahren heimlich verlassen zu haben, und daß er, der Herr Müller, zu zartfühlend sei, um sich zwischen zwei sich wiederfindende Herzen zu drängen; hinzu käme noch, daß ich ihn schwerlich glücklich von hier fortbringen könne, indem seine Schulden, durch die Schuld seiner Frau, gar zu bedeutend angewachsen wären. — Nun

wiſſen Sie, Herr Buonfigli, was das für einen armen Schauſpieldirector ſagen will. — Genug, ſeine Gründe waren der Art, daß ich ihm ſeine geheime Entlaſſung nicht vorenthalten konnte; ich muß noch Gott danken, daß er nicht mir ſelbſt, heimlich davonging, wie dieſe Sitte ſeit einiger Zeit immer mehr und mehr zunimmt. Ich zahlte ihm alſo eine halbe Wochen-Gage aus, wir nahmen als ehrliche Männer von einander Abſchied, und dieſen Morgen vor Tagesanbruch hat er ſich glücklich davon gemacht. Ich hatte, zu meinem größten Glücke nicht für ihn gutgeſagt, kann alſo ruhig abwarten, was ſeine Creditoren beginnen werden."

„Gratulire!" rief Benjamin lachend.

„Danke! danke! ich gratulire mir ſelber gewiß am meiſten, nun aber kommt der hinkende Bote nach, und da, beſter Herr Buonfigli! dürfen Sie mir Ihre Hülfe nicht verſagen."

„Was kann ich thun?"

„Ich muß durchaus Ihren Freund für meine Bühne erhalten, aber auch ſeine ehemalige Frau darf ich nicht verlieren; denn ſie iſt der Abgott des Parterre's, wo ſie hinkommt, und mit Recht; denn heute ſpielt ſie Ihnen die Jungfrau von Orleans, und morgen die Schneidermamſell, oder den Felix in den Schülerſchwänken —"

„Das iſt freilich viel!“

„Sagen Sie: es iſt unglaublich! beſonders, wenn ich die andern Schauſpielerinnen dagegen nehme, die mir von zehn Rollen in der Regel neun wieder zurückſchicken, weil ſie, wie ſie ſagen, nicht in ihr Fach gehören. — Nun alſo: ich möchte gern Beide, Herrn Strauß und ſeine ehemalige Gattin, jetzige Strohwitwe Müller, bei meinem Theater mir erhalten; dazu iſt aber platterdings nothwendig, um allem künftigen außerehelichen (in der Ehe hat es nichts zu bedeuten) Scandal vorzubeugen, daß, ſage ich, Herr Strauß ſich wieder mit ſeiner Gattin ausſöhnt, und auf's Neue vereinigt.“

„Unmöglich!“ rief Benjamin, „wie könnte das jemals geſchehen? geſetzt: Strauß ließe ſich bereden — Sie könnten ihn einmal in den Weinkeller führen — würde Madame Müller jemals die geſtrige Behandlung vergeſſen können?“

„Wenn auch nicht vergeſſen, doch verzeihen! ein liebendes Weib (und Gott weiß es: die Müller iſt ein ſolches) verzeiht leicht.“

„Es wär ein herrlicher Streich, wenn er zu Stande käme!“

„Ich ſage Ihnen, es wird! wiſſen Sie, die Müller hat ſchon verziehen, bereiten Sie Strauß vor, geben Sie Acht, daß der erſte Anblick

ſeines reuigen Weibes ihn nicht zu neuen Unhöflichkeiten veranlaßt. Dann ſoll ſie noch dieſen Morgen hier erſcheinen; und ein Schauſpiel für Götter ſoll Statt finden, das verſpreche ich Ihnen; ſind wir dann ſo weit, ſo gebe ich dieſen Abend ein Verſöhnungsmahl aus der Strafcaſſe zum Beſten."

„Topp!" rief Benjamin, und ſchlug ein, „ſenden Sie Madame Müller getroſt her, ich werde ſie ſchützen, für das Weitere mag ſie ſelbſt ſorgen!"

Mit einem unendlichen Wortſchwall ſtattete der Impreſſario unſerm Helden ſeinen Dank ab, und empfahl ſich ſodann mit der Verſicherung, daß Madame Müller in fünf Minuten hier ſein ſolle.

Schon nach drei Minuten trat Madame Müller in's Zimmer, ein kleines, hübſches „Frauchen," wie der göttliche Clauren ſie genannt haben würde, mit kohlpechſchwarzen Augen, Rabenlocken, Mündchen, Dingelchen u. ſ. w.

Benjamin empfing ſie galant, und ſie war ſentimental wie Rührei. — „Ich ſehe es an Ihrem ſanften Blick," ſprach ſie, „Sie haben ein gefühlvolles Herz, o verſöhnen Sie mich wieder mit meinem

geliebten Gatten, und meine Dankbarkeit gegen Sie soll ohne Grenzen sein."

Benjamin versprach Alles anzuwenden, um ihre Wünsche zu befriedigen — indem hörten sie draußen Strauß-Meinau's Stimme; Benjamin bat Madame, sich so lange in sein Cabinet zu begeben, bis er sie rufen werde, indem er erst versuchen wolle, ihren Mann in die gehörige poetische Stimmung zu versetzen, die zu einer Versöhnungsscene unerläßlich. — Madame that, wie ihr geheißen.

„Wo hattest Du den Rum her?" war die erste Frage des edlen Strauß, indem er in's Zimmer trat.

„Wie so?"

„Wenn Du ihn für ächten Jamaika-Rum gekauft hast, so haben sie Dich niederträchtig betrogen, es war gemeines Zeug, Kartoffelrum! laß mich doch inskünftige selbst gehen, Du verstehst Dich nicht darauf."

„Schon recht! aber ich bitte Dich: laß das für jetzt ruhen; ich habe etwas Anderes mit Dir zu sprechen."

„So rede!" sprach Strauß, und ließ sich

auf einen Seſſel nieder, wobei er ein ſchmerzhaftes Geſicht ſchnitt.

„Fehlt Dir etwas?“ fragte Benjamin.

„Es liegt mir noch was in den Gliedern!“

„Ja ſo!“

„Ich ſage Dir, ich bin wie gerädert, ich habe viel erfahren, weiß Gott! viel! und was ein Mann ertragen kann, das ertrag' ich — aber, wenn das Unglück ſo hageldick auf einen hereinbricht, wie geſtern auf mich — da hilft alle Mannheit zu Nichts!“

„Lieber Strauß, vergiß das!“

„Vergeſſen? Du haſt gut reden! fühlteſt Du, was ich fühle, Du würdeſt nicht von vergeſſen reden;

„Alles kann der Menſch auswendig lernen
„Moſis Bücher — die Propheten
„Und die ganze heil'ge Schrift;
„Aber was er weiß, vergeſſen,
„Wär' es eine Sylbe nur —
„Das iſt nicht in ſeine Macht gegeben *).“

„Wahrlich, wenn mein — nun ich will nicht mehr davon reden.“

„Recht ſo! und jetzt höre mich.“

„Ich höre.“

*) Müllners Schuld, vierter Act. dritte Scene.

„Der Impreſſario war dieſen Morgen hier.“

„Um mir das Engagement aufzukündigen? nicht war? O! Lear! Lear! Lear!“

„Sei vernünftig, Strauß! er dachte nicht daran, im Gegentheil: er ſetzt Alles dran, Dich zu behalten, NB. wenn Deine Gagenforderung nicht zu unverſchämt iſt.“

„Höre ich recht?“

„Wie ich Dir ſage! Er hat ſogar ſchon im Voraus Deinem Gegner, dem Herrn Müller, ſeinen Abſchied gegeben.“

„Hat er? bei den Göttern! ein gerechter Mann! ſo was hat mir noch kein Schauſpieldirector zu Gefallen gethan.“

„Müller iſt dieſen Morgen abgereiſt.“

„Glückliche Reiſe! daß der Wagen auf der erſten Station umwirft, und er und ſie den Hals brechen!“

„Sie? meinſt Du Deine Frau?“

„Nicht mehr meine Frau!“

„Du thuſt ihr Unrecht.“

„Unrecht?“ rief Strauß bitter, „Unrecht? Hahaha! Sieh!“ er ſtellte ſich weitbeinig vor ihn hin, zog ein weinerliches Geſicht, und ſprach emphatiſch: „ſieh! wenn ich lache, dann muß es weit mit mir gekommen ſein. Unglücklich bin ich, und das iſt ihre Schuld! Nun dann: ſo

will ich denn auch ganz wie ein Unglücklicher enden! Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht, der Uebel größtes aber iſt —"

In dieſem Moment ſtürzte Madame Müller aus Benjamins Zimmer, ihrem Gatten zu Füßen, ſeine Knie umfangend und das ſchöne thränenvolle Auge bittend zu ihm emporgerichtet.

„Ha! mein Weib!" rief Strauß voll Staunen, Verwunderung und Zorn, „mein Weib! ja dieſe iſt der Uebel größtes! Was wollen Sie?" fuhr er, finſter grollend fort: „was wollen Sie, Madame? Sind Sie gekommen, ſich an den Schmerzen zu weiden, die ich um Ihretwillen erdulden muß? O das iſt mehr als teufliſch!"

Madame wollte reden, aber ſie konnte vor Weinen nicht; Strauß betrachtete ſie mit ineinandergeſchlungenen Armen, und ſprach nach einer Pauſe voll Pathos und Rührung: „O ewige Natur! wie war es möglich, daß Du in einen ſo ſchönen Körper eine ſo ſchwarze Seele bannen konnteſt? was könnte das Weib ſein, wenn es ſeine Beſtimmung erfüllen und das ſein wollte, was es ſein ſollte. O ewige Natur! zeige mir ein vollkommneres Weib, und ich will anbetend und bewundernd davor niederſinken, aber hinweg mit ſolchen Träumen, ſie werden nie erfüllt werden. Stehen Sie auf, Madame!"

„Nicht eher, bis Sie mir verzeihen!“

„Nimmermehr!“

„O ſein Sie nicht grauſam!“

„Ha, Weib! wenn ich es bin, weſſen Schuld iſt es?“

„Ich habe gefehlt, geliebter, einziger Mann! aber hier liegt die reuige Verbrecherin zu Ihren Füßen, ja, Strauß! ich habe bereut, furchtbar bereut, Ihr edles Herz jemals wiſſentlich gekränkt zu haben, kann mir dies denn kein Recht auf Ihre Verzeihung geben?“

„Nein! nein! nein! ſtehen Sie auf, ſage ich, es iſt Alles vergebens, ſtehen Sie auf! wollen Sie Komödie mit mir ſpielen? Gefehlt, Madame! weit gefehlt, wenn Sie glauben, mich dadurch wieder zu verlocken, daß ich mir von Neuem das Netz über die Hörner werfen laſſe, ich bin ein Mann von Ehre, und als ſolcher weiß ich, was ich ſchuldig, mir ſchuldig bin!“

„Nun, dann!“ rief Eulalia, indem ſie ſich erhob, mit ſtiller Ergebung: „Nun, dann: ſo ſei es! ich ſcheide von Ihnen, ob mir das Herz auch bricht; aber ich will mein Lebensglück nicht auf Koſten Ihrer Ruhe erkaufen, freilich, ob Ihre Ehre, ob Ihre Ruhe gefährdet worden wäre, wenn Sie ſich wieder mit mir vereinigt hätten, das iſt noch die Frage! ich würde Ihnen Alles wieder

erſetzt haben, denn bei meiner jetzigen Gage würde mir das ein Leichtes ſein.“

Strauß wurde aufmerkſam, er betrachtete ſein Weib mit einem Blick wiedererwachender Liebe, „Wie viel Gage bekommen Sie?“ fragte er ernſt, doch milde.

„Zehn Thaler wöchentlich.“

„O Eulalia!“ rief Strauß, trat einen Schritt näher, und es war ſichtlich, wie er vergebens ſtrebte, ſeine Liebe niederzukämpfen, aber die Ehre gebot, er trat wieder einen Schritt zurück und ſprach dumpf-ſchmerzlich: „Wir müſſen dennoch ſcheiden!“

„Ja, das müſſen wir! aber ohne Groll?“

„Ohne Groll!“

„Und nur für dieſes Leben!“

„Dort giebt es keine Vorurtheile!“

„So lebe wohl!“

„Leb wohl!“

Sie ging zur Thür. „O mein Gott! wie wird mir?“ rief ſie auf der Schwelle, und begann zu ſinken, Benjamin ſprang hinzu, ſie in ſeine Arme faſſend; da brach die Rinde von Strauß's Herzen, er ſtürzte auf die Ohnmächtige zu, preßte ſie innig in ſeine Arme, und rief weinend: „Eulalia! ich verzeihe Dir!“

Schöne Gruppe.

Benjamin aber ſprang lachend davon, der vereinigten Direction Bericht abzuſtatten.

Alſo ward Strutzel genannt Strauß, wieder mit ſeiner Gattin verſöhnt, wie auf nebenſtehendem Bilde annoch zu ſehen.

FU Univ Bibl.
Berlin

Das vierte Kapitel.

Wie der Schauspieldirector Nr. 1 Wort hielt, und einen Versöhnungs-Schmaus ausrichtete; wie Held Benjamin nun wirklich Komödiant wurde, und den Don Juan zu seiner ersten Rolle wählte; was sich nach dem Versöhnungsmahle begab, und wie Held Benjamin und Strutzel-Strauß am andern Morgen ein vernünftiges Gespräch führten. Trotz der langen Ueberschrift das kürzeste Kapitel in diesem Buche.

Der Director Nr. 1 hielt Wort, am nächsten Tage, wo kein Schauspiel war, erhielt die ganze Gesellschaft eine freundliche Einladung zum Versöhnungsschmause in dem Logis des edlen Strutzel. Nicht Einer blieb aus, denn wo es zu essen und zu trinken giebt, sind Schauspieler von ächtem Schrot und Korn immer bei der Hand; nicht etwa als ob sie so ausgehungert wären, im Gegentheil, es müßte schon sehr arg hergehen, wenn selbst der

ſchlechteſte Komödiant es in der Regel nicht eben ſo gut haben ſollte, wie ein ſolider wohlhabender Bürger (nämlich was das Eſſen und das Trinken betrifft); aber es bildet einen Grundcharakterzug aller, oder doch wenigſtens der meiſten Schauſpieler, daß ſie gern alles en Maſſe verrichten, und zuſammen faſſen. „Ein volles Haus, eine volle Tafel!“ eine Schauſpielergeſellſchaft iſt wenigſtens, wo es darauf ankommt, zu genießen, recht eigentlich eine Geſellſchaft.

Benjamin und der Director Nr. 1 machten die Honneurs und empfingen die Gäſte nach Stand und Würden. Strauß und Frau ſaßen bis zur Eröffnung der Tafel, bald hätt' ich geſagt Loge, es ſoll aber heißen Scene, im Nebenzimmer auf dem Sopha, freundlich koſend, ein Muſter ſolider Eheleute.

Endlich waren die Geladenen ſämmtlich beiſammen, und das Strauß'ſche Paar trat „inmitten Aller,“ die Glückwünſche in Empfang zu nehmen. Nachdem die „Cour“ beendigt war, ging's zu Tiſche, wo es luſtig genug herging, ſonder Zank und Streit, nach der goldnen Regel:

„Bei Tiſche ſollet ihr
Des Streitens euch begeben.“

Als Alle ſo recht auf der höchſten Spitze des Frohſinns ſchwebten, winkte der Director unſerm Hel-

den und führte ihn an ein Fenster, dort begann er traulich und leise also wie folgt:

„Nochmals, mein werther Herr Buonfigli, muß ich Ihnen meinen gefühltesten Dank für Ihre treue Mitwirkung bei dem Versöhnungsgeschäft des Herrn Strauß mit seiner Gattin abstatten. Sie haben mir dadurch einen großen Dienst geleistet, und ich, weiß Gott! ich bin nicht wie viele meiner Herrn Collegen, undankbar für empfangene Wohlthaten. Ach, Herr Buonfigli! wäre es mir doch vergönnt, Ihnen dieses gleichfalls durch Thaten zu beweisen, aber so im Fluge läßt sich das nicht abthun. Theuerster Herr Buonfigli! haben Sie über den Vorschlag nachgedacht, welchen ich Ihnen diesen Morgen that? könnten Sie sich entschließen, ein Mitglied meines Künstlervereins zu werden? oder wenigstens als Gast einige Wochen oder Monate bei meiner Bühne zu verweilen? was das Honorar betrifft, so kann ich Ihnen, leider! zwar keine großen Anerbietungen machen, denn als Oberhaupt einer reisenden Gesellschaft sind meine Mittel nur gering; aber was ich geben kann, will ich geben, und prompt! antworten Sie mir also, mein Theurer.“

Benjamin, der mit seinem feurilen Sinn, dem Theaterleben schon die ergötzlichste Seite abgewonnen hatte, und fest entschlossen war, Alles

mitzumachen, was ihm aufſtoßen würde; Benjamin, der ſich dem Zufall, der Laune und dem Glücke unbedingt überlaſſen, weil er es erkannt, daß unſere Macht nicht ausreicht, unſer Geſchick zu lenken, ſondern daß wir ihm nur trotzen können, und lachend untergehen; Benjamin (das wird ein pathetiſcher Satz) antwortete und ſprach: „Ich habe mich bedacht, mein werther Herr Director, und hier iſt mein Vorſchlag: ich gebe in der Stadt, wohin Sie jetzt Ihre Geſellſchaft führen, drei Gaſtrollen unentgeldlich —"

„O Sie edelſter Mann!" fiel ihm hier der Director ins Wort und umarmte ihn, „Sie wahrer Freund und ächter uneigennütziger Künſtler!"

Benjamin fuhr fort: „Gefalle ich —"

Director. Kein Zweifel! herausgerufen ſollen Sie werden! jeden Abend herausgerufen, dafür ſtehe ich.

Benjamin. Mir recht! alſo gefalle ich, dann wollen wir ſehen, wie wir uns über die Zukunft einigen.

Beide Theile ſchlugen kräftig ein, und tranken auf gute Erfüllung. „Als was wollen Sie zuerſt auftreten?" fragte der Director noch.

„Als Don Juan," lachte Benjamin, und ſang, indem er das Glas hoch hielt:

„Viva la femina!
„Viva il buon vino!
„Sostegno e gloria,
„D' umanità!“

„Herr Director! auf ein Wort!“ rief Strutzel-Strauß, indem er hinzutrat.

„Womit kann ich dienen, mein allerwertheſter Herr Strauß?“

Strauß. Wann reiſen wir?

Director. Ende der Woche.

Strauß. Wohl! ich hoffe, Sie werden mit uns zufrieden ſein, beſchäftigen Sie mich nur fleißig, und ſehen Sie darauf, daß die mir zukommenden Rollen keinem Andern gegeben werden! Ich ſpiele erſte Helden, edle Charaktermänner, großartige Tyrannen, zärtliche Väter, und humoriſtiſche Alte. Iſt alſo etwas dergleichen zu ſpielen, ſo laſſen Sie es mich ſpielen, als ächter Künſtler, dem Beſcheidenheit ziemt, werde ich mich dann auch nicht weigern, andere gute Rollen (ſollten ſie auch nicht geradezu in mein Fach ſchlagen) zu ſpielen, denn ich bin, wo es ſich thun läßt, gern gefällig.

Director. Sehr wohl, mein werther Herr Strauß.

Strauß. Und dann noch eins, meine Gattin betreffend, ich kann es nicht mehr zugeben, daß

sie hinführo in Rollen auftritt, welche es mit sich bringen, daß sie im Männercostüm erscheint, sie darf durchaus keine Hosen mehr anziehen.

Director. Ei! ei! mein werther Herr Strauß! keine Hosen mehr?!

Strauß. Bei Gott! keine Hosen mehr! so wie nichts, was gegen den Anstand und die guten Sitten streitet, in ihren Rollen vorkommen darf. Alles dieser Art muß gestrichen werden! überhaupt sollte so etwas gar nicht auf der Bühne vorkommen, denn die Bühne soll eine Schule der guten Sitten und der Moral sein.

Director. Aber bedenken Sie, das Publicum findet nun einmal Geschmack an dergleichen.

Benjamin. Und dem Geschmacke des Publicums muß und darf eine Direction nicht zuwider sein.

Director. Bei Leibe nicht! wo sollten sonst die Gagen herkommen?!

Benjamin. Und dann sind Hosen, an sich betrachtet, gewiß eine sehr unschuldige Sache, ja gewissermaßen ein unendlich zuverlässigeres Verwahrungsmittel für die weibliche Tugend, als ein Dutzend Unterröcke vom dicksten Flanell, welches schon daraus hervorgeht, daß die eifersüchtigen Türken ihre Weiber sämmtlich in Hosen einhergehen lassen, also Strauß: gieb die Hosen zu!

Director (dem Strauß ein Glas reichend). Geben Sie die Hosen zu.

Strauß. Wohlan: es sei! aber keine enge Hosen.

Benjamin. Ei! je enger, je besser!

Director. Ja! je enger, je besser! das macht Furore —! trinken Sie, wertheſter Herr Strauß! geben Sie die engen Hosen zu!

Strauß (trinkt). Gut also! enge Hosen, aber sonst nichts gegen den Anstand, und gegen die guten Sitten.

Benjamin. Das findet sich.

Director. Richtig! das findet sich, aber jetzt lassen Sie uns zur Gesellschaft gehen, sonst bekommen wir nichts mehr ab.

Sie gingen.

Bis zwölf Uhr Nachts hatte das Versöhnungsmahl gewährt, da brachen die Gäste auf, und empfahlen sich mit mehr oder minder schweren Köpfen.

Strauß war schon früher auf den Sopha hingesunken, und schlief, als schliefe er den Schlaf der Seligen. Benjamin hatte ihm arg zugetrunken.

Madame Strauß hatte sich auf ihr Zimmer

zurückgezogen, eben wollte sie das Nachtlämpchen auslöschen —

„Aber plötzlich die Thüre springt auf,
„Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
„Liebesfeuer ruht sein Auge
„Auf dem weißen, schlanken Weibe.“

„Mein Gott! Herr Buonsigli!“ rief Madame Strauß erschrocken, „wo ist mein Mann?“

„Er schläft auf dem Sopha im Gesellschaftszimmer; ich habe die Thür hinter ihm zugesperrt, damit er sicher ist, vor Gefahr.“

„Ei! und was wollen Sie noch so spät bei mir?“

„Meinen Dank, schöne Dame!“

Was jetzt erfolgte, weiß ich nicht, denn es wurde plötzlich — stockfinster im Zimmerchen. —

„Wüßte ich nur wer das Licht ausgelöscht hat?“

„Mein Weib ist doch ein wahrer Engel an Sanftmuth und Güte!“ sprach traulich Strutzel am andern Morgen zu unserm Helden. „Auch nicht den leisesten Vorwurf machte sie mir, auch nicht durch eine Miene ließ sie mich meine Unart entgelten, die ganze Nacht hier auf dem Sopha

verbracht, und ſie einſam gelaſſen zu haben, im trauten Kämmerlein. Eigentlich biſt Du daran Schuld, denn Du trankſt mir geſtern Abend gar zu arg zu. Junge! bei dieſer Gelegenheit habe ich geſehen, daß Du Deinen Mann ſtehſt, Du ſoffſt ganz mörderlich und ſtandeſt doch, ohne zu wanken."

Benjamin. Ja: er trank und ſtand, und er trank fort und ſtand, und er kämpfte, und ſiegte, und ſteht.

Strauß. Wie? was meinſt Du?

Benjamin. Pah! ein Räthſel! Haſt Du Kopfweh?

Strauß. Ganz verflucht! Aber wieder auf meine Frau zu kommen —

Benjamin. Richtig! auf Deine Frau! nun?

Strauß. Ich hatte Recht, geſtern die Sache zur Sprache zu bringen, von wegen des Anſtands und der guten Sitten, denn ſieh, lieber Benjamin, das Weib iſt eine Roſe, die nur für ihren Mann duften ſoll.

Benjamin. Das thut ſie aber nicht.

Strauß. Wer nicht?!

Benjamin. Die Roſe nicht! ſie duftet für Jedermann, der eine Naſe hat.

Strauß. Ei! man muß das Gleichniß nicht zu weit verfolgen!

Benjamin. Uebrigens ſagt ja Schiller:

„Einer hübſchen Dirn' Angeſicht
„Muß allgemein ſein wie das Sonnenlicht!"

Strauß. Ich denke nicht wie Schiller.

Benjamin. Das weiß ich, lieber Strauß!

Strauß. Und ich will mein Weib für mich apart haben.

Benjamin. Du kannſt Dir allenfalls ein Patent geben laſſen.

Strauß. Ernſthaft, Benjamin! ich will mein Weib für mich apart haben, und ich habe mir feſt vorgenommen, in dieſer Hinſicht keinen Spaß zu verſtehen.

Benjamin. Wohlverſtanden! und wenn es Ernſt würde?

Strauß. Ich würde raſen!

Benjamin. Wie Lear, oder wie Othello?

Strauß. Genug! ich würde raſen, und dann kenn' ich mich ſelbſt nicht mehr! dann, meinetwegen, fließe Blut!

Benjamin. Alſo wie Don Philipp? bravo!

Strauß. Ich denke, Du kennſt mich, Benjamin.

Benjamin. „Ja, Spiegelberger! ick kenne Dir!"

Strauß. Und ich weiß, was Du für ein Vogel biſt, alſo hüte Dich, daß ich nichts argwöhne.

Benjamin. Va! Du wirſt nichts argwöhnen.

Strauß. Höre, Junge! ich ſage Dir —

Benjamin (raſch). Was?

Strauß trat dicht vor ihn hin, ſah ihn lange ſtarr an, ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirne, und verließ dann, ohne ein Wort zu ſagen, das Zimmer.

Benjamin aber warf ſich lachend auf den Sopha und rief: „O Menſchen! Menſchen! — Komödianten!“

Das fünfte Kapitel.

Wie die Gesellschaft von der Provinzialstadt ab=, und nach der Residenzstadt eines kleinen Fürsten reisete; wie Held Benjamin den Don Juan spielte, und sich in die Sängerin der Donna Anna verliebte. Theater=anekdoten. Die Sängerin heirathet einen X=Grafen. Benjamins Leiden. Er verläßt das Theater und der Erste Theil wird beschlossen. Ein langes Kapitel, nebst einigen Extrabeilagen.

„Nein, es ist nicht mehr zum Aushalten! das ist mein Tod! fort, fort mit der Monatsgage, mit der ganzen Monatsgage, den Vorschuß obendrein! und keinen Pfennig bezahlt, keinen Pfennig! Aber es geschieht mir recht, warum war ich ein Narr, warum traute ich ihnen, warum zahlte ich?! Jetzt hab' ich's, jetzt sitze ich vor dem Riß, denn mein sauberer Herr College hat sich ebenfalls gedrückt! und wie wird es erst mit den Uebrigen

werden?! Allgerechter! womit hab' ich es verſchuldet, daß Du mich ſo hart ſtrafſt? oh! oh! oh! Peſt, Mord, Tod, Hölle und Verderben!" alſo klagte der Director Nr. 1, indem er wüthend im Zimmer auf- und abrannte, und mit den Armen auf ſchreckliche Weiſe handtirte.

„Ei, mein Theurer, was iſt Ihnen?" fragte der ſo eben eintretende Benjamin, „Sie ſind ja ganz außer ſich."

„O ich bin der unglücklichſte Menſch!" verſetzte jener, „ich bin betrogen, niederträchtig betrogen, und es kann mein völliger Ruin werden, denn Alles ſtürmt jetzt auf mich ein; o ich wollte, ich ſtäke in dem tiefſten Abgrund der Erde, es würde mir wohl ſein."

„Faſſen Sie ſich, lieber Freund! theilen Sie mir mit, was Ihnen fehlt, vielleicht kann ich Ihnen helfen."

„Unmöglich!"

„Wer weiß! erzählen Sie!"

„Nun wohlan denn! daß mein ſaubrer Herr College mich heimlich verlaſſen hat, wiſſen Sie ſchon."

„Danken Sie Gott dafür, der Kerl verſtand ja vom Theaterweſen ſo wenig wie ein Reitſtiefel."

„Wahr! und ſo war er mir in allem hinderlich, aber er hatte Geld, Geld, Geld! Doch es möchte drum ſein, denn er war ein Erzknicker,

und eine Ewigkeit verging, ehe man etwas von ihm herauszwacken konnte, mag er zum Teufel gehen!“

„Nun! also —“

„Aber da ist mir auch meine Prima Donna mit einer vorausbezahlten Monatsgage, nebst dem Rest des Vorschusses (20 Louisd'or!) und mit Hinterlassung einer ansehnlichen Menge Schulden durchgegangen. Oh! oh! oh!

„Willst du die größte Qual auf Erden,
„So mußt du Schauspieldirector werden!“

Herr, ich sage Ihnen, ein Napoleonscher Rückzug durch Rußlands Eisfelder, das Uebersteigen des Balkans — ist Kinderspiel, wenn man dagegen den Jammer und die Noth vergleicht, die ein armer Schauspieldirector erdulden muß, eh es ihm gelingt, seine Gesellschaft von einer Stadt zur andern glücklich weg zu bringen. Schulden! Schulden! und immer Schulden! ich mag es anstellen wie ich will, ich kann's nicht verhindern! So oft ich an einen Ort komme, ist mein Erstes, daß ich bekannt machen lasse: man solle sich hüten, den Mitgliedern meiner Gesellschaft zu borgen, aber es hilft Alles nichts! sie borgen und borgen auf Tod und Leben! und wenn mir einer davon läuft, so muß ich armer Teufel zahlen, denn die

Gläubiger nehmen gar keine Raiſon und die Obrigkeit keine Vernunft an.“

„Aber, um's Himmels willen, was mag Ihre Prima Donna bewogen haben, Ihnen ſo ſchnöde davon zu gehen? es war doch ſchon eine geſetzte Dame.“

„Was Dame! an ihr lag es nicht! ihr Satan von Mann iſt an der ganzen Geſchichte ſchuld, der Kerl, ehemals Lieutenant in *** ſchen Dienſten, die er ſchlechter Streiche willen verlaſſen mußte, iſt ein raſender Spieler, und Capitalſaufbruder. Er mocht' es wohl gemerkt haben, daß ich um ſeinetwillen ſeiner Frau bald den Contract kündigen werde, um ſo mehr, als ich mit einer jüngern, hübſchern und dabei ledigen Sängerin hinſichtlich eines Engagements in Verbindung ſtehe. Da er nun hier bis über die Ohren in Schulden gerathen war, hat er für gut gefunden, mir heimlich davon zu gehen, und leider! iſt ihm der Plan nur zu gut gelungen. O ich ſag' es: wenn der Himmel einen armen Schauſpieldirector recht hart ſtrafen will, ſo giebt er ihm eine Prima Donna, deren Mann ein degradirter Lieutenant, ein Profeſſor, ein invalider Courier, oder ein vacirender Graf iſt.“ Der Director ſank erſchöpft auf einen Seſſel, Thränen und Angſtſchweiß floſſen ihm in Strömen über's Geſicht. Benja-

min konnte nicht umhin, ihn wahrhaft zu bemitleiden.

„Hätte ich nur Geld!“ stöhnte der Arme nach einer langen Pause, „hätte nur hundert Thaler, um den ärgsten Schreiern das Maul zu stopfen.“

„Ei!“ rief Benjamin fröhlich, „ei! wenn's nicht mehr ist, ich habe zweihundert Thaler, und diese stehen Ihnen zu Diensten.“

Der Director sprang auf, faßte unsern Helden bei beiden Schultern und sah ihn hoffend und zweifelnd ins Gesicht. „Wär' es möglich?“ fragte er, „spotten Sie meiner nicht? könnten, wollten Sie mir wirklich helfen?“

„Den Augenblick will ich das Geld holen.“

„O Freund! Retter! Engel! holen Sie, ich schreibe Ihnen Wechsel, gute, sichere Wechsel, holen Sie! holen Sie!“

Benjamin ging, das Geld zu holen.

Am andern Morgen, es grau'te noch, fuhren sechs übervolle Reisewagen, nebst zwei ungeheuren Frachtkarren zum Thore des Provinzialstädtchens hinaus. Den ersten Wagen nahmen der Director, das Strauß'sche Ehepaar, und unser Benjamin

ein, auf dem zweiten Wagen befanden ſich der erſte Tenoriſt, der dritte Baſſiſt, die Seconda Donna, einſtweilen zur Prima Donna avancirt, und der erſte Liebhaber. Den dritten Wagen zierten: der Souffleur, der Schneider, der Friſeur, der Maſchiniſt. Zierden und Stützen der Bühne! dann folgten auf dem vierten und fünften Wagen: der Buffon, die komiſche Alte, die jugendliche Liebhaberin, die Anſtandsdame, die tragiſche Heldin nebſt einigen Nebenperſonen; auf dem ſechsten und letzten Wagen endlich waren ſämmtliche Domeſtiquen, Kinder, Hunde, Katzen, Papagaien, Canarienvögel und der Theaterdichter zuſammen gepackt. Dieſer Wagen glich ſo ziemlich einer Arche Noä, und Freund Benjamin konnte nicht umhin ihn zu zeichnen; auf nebenſtehendem Blättchen erblickſt Du, lieber Leſer, eine getreue Copie ſeiner Zeichnung, der Poet ſcheint mir beſonders gelungen zu ſein.

Die Reiſe ging ohne Unfälle und ſonderliche Abentheuer vor ſich, ausgenommen, daß Herr Strauß im erſten Nachtquartier wieder ein wenig zu viel Spiritus zu ſich nahm, er merkte dies aber ſelbſt noch zeitig genug und legte ſich ſogleich in ſeinem ſchönen neuen Ueberrock zu Bette. Als er am andern Morgen wieder aufſtand, ſah er aus wie eine gerupfte Gans, wegen der vielen Bettfedern, die ſich liebevoll an ihn gehangen hatten, ſonſt

jedoch verſpürte er keine weitern Folgen, und hielt ſich tapfer, ſo lange die Reiſe noch währte. Am Abend des dritten Tages war endlich das ſehnlichſtgewünſchte Ziel erreicht, man wünſchte ſich Glück und hegte große Hoffnungen, wie gewöhnlich, wenn man unter ähnlichen Verhältniſſen an einen fremden Ort kommt.

Und jetzt gings ans Erkundigen! der Director machte dem Bürgermeiſter ſeine Aufwartung, Benjamin ſchaute ſich um nach Caricaturen und hübſchen Mädchen, und ſo Jeder nach ſeiner Art, nur Strutzel ſchien gänzlich umgewandelt, er beſuchte keinen Schnappsladen und keinen Weinkeller, ſondern ſaß daheim bei ſeiner Frau, wie es einem ordentlichen Ehemann geziemt und gebührt, und kein Fremder, wenn er ſo die Würde und den Anſtand des edlen Heldenſpielers geſehen, hätte ſich's träumen laſſen, wie viele Prügel derſelbe ſchon bekommen. Aber wir wiſſen's, und: „er hat das Horn des Ueberfluſſes, und die Tugend ſeines Weibes ſchimmert hindurch!" ich wette drauf: ſeine Würdigkeit hält ſo wenig Stand, wie ihre Tugend.

Uebrigens herrſchte die erſten drei Tage eine wahre babyloniſche Verwirrung unter den Mitgliedern der Geſellſchaft, welche noch um vieles durch die Ankunft der neuen Sängerin Signora Gabrielle vermehrt wurde.

Signora Gabrielle war achtzehn Jahre alt, und faſt ſo hübſch wie ihre Namensſchweſter, die Geliebte des großen Heinrichs von Frankreich, aber ſie wußt' es auch, und war ſo coquett und ſo ſtolz, wie es nur immer eine hübſche Sängerin ſein kann.

Der Director war außer ſich vor Freuden über dieſe herrliche Acquiſition, und geſtand es offenherzig: „er komme ſich vor, wie die blinde Henne, welche eine Perle gefunden."

Benjamin aber verliebte ſich beim erſten Anblick dermaßen in ſie, daß er ausrief: „Dieſe oder keine! und will ſie mich nicht heirathen, ſo verführe ich ſie."

„Ei nun! wir wollen ſehen!"

Extrablatt.

Wenn ich auf den Anfang meines Romans zurückblicke, und dann die letzten Worte meines Benjamin überlese, so hätt' ich Lust, mich recht tüchtig über meine eigne Selbsttäuschung zu ärgern. Als ich nämlich den Roman begann, es ist die laut're Wahrheit! hatte ich nichts weniger im Sinn, als den Helden desselben zu einem so hypergenialen Bruder Liederlich, wie er's geworden ist, zu machen, sondern das Ganze sollte ein lichtes, heitres Bild werden, wobei ein Jeder mit Wohlgefallen verweilen könnte. Wie gesagt! ich ärgere mich sehr, daß das nicht geschehen ist, aber ich merke es wohl: es konnte nicht anders werden, wenn ich nicht bei der Nachahmerei bleiben, sondern alles so recht aus meinem Innern heraus schreiben wollte. Mein Inneres aber kam schon früh mit sich selbst in Conflict, und ich mag es anstellen wie ich will, ich kann nicht ruhig werden. Ich möchte weinen, wenn ich lache, und lachen, wenn ich weine; aber es giebt nur Betäu-

bung für meinen Schmerz — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Ich war fünf Jahre alt, als ich zum ersten Male Mozarts Don Juan sah und hörte; als der erste Act geendet war, überfiel eine plötzliche Unpäßlichkeit meine Mutter und sie mußte nach Hause fahren.

Ich mußte mit; aber was ich gesehen und gehört, hatte einen nicht zu beschreibenden Eindruck auf mein kindliches (?) Gemüth gemacht! Immer und immer klangen mir Don Juans schmeichelnde Weisen, der wilde Jubel seines Champagnerliedes, und dazwischen das donnernde „Trema, Trema!“ des ersten Finals, in den Ohren, und gar zu gern hätte ich das Ende des Stücks erfahren. Ich ließ nicht eher nach mit Bitten, bis Mama mich mit meiner Bonne zurück ins Theater schickte.

Unterwegs zitterte ich vor Angst, daß es schon vorbei sein möchte, aber die Sänger hatten eine lange Erholung nöthig gehabt; und schon saß ich wieder mit meiner Bonne in der Loge, als der Vorhang zum zweiten Mal aufflog, und das schmeichelnd-überredend-leichtfertig-spottende G dur Duett „Eh via buffone!“ ꝛc. erklang.

Mit steigender Aufmerksamkeit verfolgte ich jede Nummer des unsterblichen Meisterwerks, und

mein böſes, kleines, trotziges Herz ſchauerte hoch auf vor Luſt und Entſetzen, als Don Juan, durch Furiengeheul und Sturmesbrauſen der furchtbaren Erſcheinung ſein kühnes nó! nó! nó! entgegen dönnerte, und unter dem Jubel der Hölle hinabſtürzte in den flammenden Abgrund.

Die Oper war aus; der fünfjährige Knabe wußte recht gut, was Don Juan verbrochen hatte. Ich ſtaune jetzt ſelbſt darüber, wie es möglich war, daß mir an jenem Abend Alles ſo klar aufging! aber es iſt dem ſo! ich war mündig geworden, ich hatte erkannt Gutes und Böſes. Aber demohngeachtet fragte ich meine Mutter, ſo betrübt als ärgerlich: „aber mein Gott, Mama! warum iſt denn der hübſche Don Juan eigentlich in die Hölle gekommen?“ Ich fühlte es wohl, ich würde dereinſt —

Wir wollen wieder zur Geſchichte zurück kehren, lieber Leſer!

Ende des Extrablatts.

Ff: Univ Bibl.
Berlin

„Sie ſind ein Gott, Herr Buonſigli!“ rief der Director nachdem der erſte Act zu Ende war und preßte unſern Helden ſtürmiſch an ſeine Bruſt. „Sie ſind ein Gott! ein Teufelskerl! ſo einen Don Juan giebt's auf der Welt nicht mehr, Sie können jetzt fordern, was Sie wollen; ich werde zahlen, bleiben Sie nur bei mir!“

Benjamin lachte: „Wir wollen ſehen!“

„Nichts ſehen! Sie müſſen bei mir bleiben! alle Damen ſind außer ſich vor Entzücken über Ihr unübertreffliches Spiel, und Ihren herrlichen Geſang; Sie und Signore Gabrielle dürfen mich nicht mehr verlaſſen. Nein! ſolch eine Donna Anna, ſolch einen Don Juan findet man nicht wieder! Der durchlauchtigſte Fürſt ließen mich, kaum war der Vorhang gefallen, ſogleich in höchſtdero Loge rufen, und ſagten mir ausdrücklich: Es iſt unſer höchſter Wille, daß die neue Sängerin und der neue Sänger bleiben, für immer! und dann zeigten ſie mir höchſtdero Hände, welche ganz roth und geſchwollen waren vom vielen Applaudiren, und fügten huldreichſt hinzu, wie höchſt ihre Kehle ſchon ganz heiſer geworden vom vielen Bravo-Schreien! O Herr Buonſigli, können Sie noch mehr verlangen?“

„Wahrlich nein! aber ich bitte, laſſen Sie das bis morgen ruhen.“

„So lange Sie wollen — horch' da klingelt's! der zweite Act beginnt! vom Theater! vom Theater!" Alles ſtiebte auseinander und der zweite Act begann.

Wohl war es wahr, daß Benjamin den Don Juan auf eine ans Wunderbare grenzende Weiſe gab, aber er ſpielte ihn nicht. Willenlos wurde er fortgeriſſen mit dem Strom der Töne und der Dichtung. Eine faſt wahnſinnige Begeiſterung erfüllte ihn, und vereinigte ſich mit dem, was er ſelbſt erlebt hatte. Der keckſte übermäßigſte Muthwille durchzuckte und erhellte die nächtliche Tiefe ſeines Herzens wie Blitzſtral, und riß hervor, Alles, was dort hauſete, daß es ausſtrömte im wilden Todesjubel. Er ſpielte nicht! er war. Er war! die einzige Stelle in dem A dur Terzett:

„Und Euch, die wir mit Beben,
Im frühen Jünglingsleben,
Zu Göttinnen erheben,
Bethört ein ſchmeichelnd Wort."

Der Hohn, und zugleich der Schmerz über die entſchwundenen Jünglingsträume, die in dem Vortrage dieſer Stelle ſich ausſprachen, beſtätigten es unwiderleglich: Er war!

Es hätte aber mit dem Teufel zugehen müſ-

ſen, wenn er mit einer ſo raſenden Exaltation glücklich zu Ende gekommen wäre, und das geſchah denn auch wirklich nicht. Schon bei den Worten, womit er höhnend die bittende Elvire abfertigt:

„Mein künft'ges Schickſal
Macht Ihnen bange?
So trieb ich's lange,
Und mir war wohl."

Schon bei dieſen Worten war es bemerkbar, wie ihm nicht mehr ganz wohl ſei. Doch hielt er ſich noch die Geiſterſcene hindurch, und raffte beſonders gegen das Ende derſelben trotzig all ſeine Kraft zuſammen, aber kaum daß er das letzte furchtbare „Nein!" ausgerufen, ſo unterlag er ſeiner Empfindung! Er ſtürzte kraftlos zu Boden; und beſinnungslos riſſen ihn die Furien mit ſich fort — in die Garderobe. — O Ironie des Lebens! warum nicht wirklich in die Hölle? — Bei meiner Ehre! dieſes jämmerliche ſchaale Leben und Sterben erſcheint mir ſo nichtswürdig, daß ich mich dem Teufel ergeben, und mich mit Freuden von ihm holen laſſen wollte, blos der Abwechslung wegen.

Ein heftiges Nervenfieber warf unſern Helden, in Folge ſeines genialen Spiels als Don Juan, ſo wie auch vielleicht in Folge einiger andern Spielereien, darnieder und hielt ihn ſechs Wochen auf dem Lager feſt zwiſchen Leben und Tod. Wilde Phantaſien verwirrten während dieſer Zeit ſeine Sinne. Donna Anna, der ſteinerne Gaſt (welchen Letzteren er als den Geiſt ſeines Vaters bezeichnete), ſeine Liebenauer Freunde, Angela und die Gräfin huſchten und wirbelten in allerlei bunten Bildern in ſeinen Träumen an ihm vorüber.

Der Director war in Verzweiflung! Madame Strauß verbrachte, trotz der Othello-Wuth ihres Mannes, weinend die Nächte an dem Bette ihres geliebten Verführers; die Donna Seconda, als Elvira, fehlte nicht, auch nicht Zerlina, die Nichte derſelben, nur Gabrielle blieb gleichgültig über das Schickſal ihres Don Juan, obſchon ſie es erfahren hatte, wie er im Fieberwahnſinn ihren Namen ausgerufen. Wahrhaftig eine kaltherzige Dame!

Endlich ließ die Wuth der Krankheit nach, Benjamin kam wieder zur Beſinnung und wunderte ſich nicht wenig, ſeine drei Geliebten weinend an ſeinem Lager ſitzen zu ſehen.

„Wo bin ich?“ fragte er erſtaunt; denn ſeit jener Ohnmacht auf dem Theater, war er nicht wieder zum klaren Bewußtſein gekommen.

Da ſtürzten die drei Damen auf ihn zu, und umarmten ihn zugleich, und riefen jauchzend: „Er lebt, er ſpricht wieder vernünftig!“ darauf umarmten ſie ſich untereinander und weinten Freudenthränen, die Thränen des Leides noch auf den Wangen. „Alſo ſchnell wechſeln Freude und Schmerz im menſchlichen Leben!“

Indem traten der Arzt und der Director ins Zimmer, Beide hatten nicht geringere Freude, über die Folge der überſtandenen Kriſis; doch erſuchte der Doctor die Damen jetzt alles Ernſtes: ihrem Liebling ungeſtörte Ruhe zu gönnen, da nur ſie vermögend ſei, ihm bald und ſicher alle Kräfte wieder zu geben. Er verſprach ihnen jedoch täglich die zuverläſſigſten Bülletins über das Befinden des Patienten mitzutheilen. Die Damen empfahlen ſich, wiewohl ſehr ungern.

Der Doctor erkundigte ſich jetzt ausführlich nach dem Befinden unſeres Freundes, verſchrieb etwas, und ging dann ebenfalls, indem er ihn außer Gefahr erklärte, und nur Ruhe und ſtrenge Diät empfahl.

„Nun, mein theurer, geliebter Buonſigli.“ ſprach der Director, als ſie allein waren, und ſetzte ſich traulich an ſein Bett, „meinen herzlichſten Glückwunſch zu Ihrer Wiedergeneſung, gebe der Himmel nur, daß ſie bald ganz beendigt iſt, damit wir wieder anfangen können, Furore zu machen. Das ganze fürſtliche hohe Haus, ſo wie ein verehrungswürdiges Publicum nehmen den lebhafteſten Antheil an Ihnen, und ſind aufs Aeußerſte auf Ihr Wiederauftreten geſpannt, denn Alle meinen, Sie und die Signora Gabrielle dürften durchaus nicht getrennt erſcheinen, und ich meine das nämliche, denn meine Caſſe hat es empfunden, daß ich Sie Beide nicht miſſen kann.

„Wie iſt das hieſige Publicum mit dem edlen Strauß zufrieden.“

„Ums Himmels willen reden Sie mir nicht von dem! Er hat hier gar nicht auftreten dürfen, ich mußte ihm auf allerhöchſten Befehl den Contract kündigen.“

„Ei, wie kam das.“

„Sie erinnern ſich wohl noch, daß er ſich die erſten Tage ſeines Hierſeins ſehr ordentlich betrug?“

„Ja, und ich habe mich genug darüber verwundert.“

„Er konnte für das Muſter eines ſoliden Schauſpielers gelten, und ich hatte meine herzinnige

Freude daran, obſchon er mir auf andere Weiſe arg zuſetzte, indem er mit Teufelsgewalt den König Lear ſpielen wollte, welche Rolle er einſtmals von dem großen Devrient in Berlin geſehen haben will, und nun meint: er könne ſie ihm ohne ſonderliche Mühe nachſpielen. Ich konnte das Stück in dieſem Augenblick nicht beſetzen; auch wiſſen Sie, daß es, leider! wenig macht, wenn nicht ein ausgezeichneter Künſtler, oder gar der große Devrient ſelbſt die Hauptrolle giebt. Ich ſchicke ihm daher einſtweilen andere Rollen, und vergeſſe nicht, die Bemerkungen hinſichtlich der Hinderniſſe wegen Aufführung des Lear ihm beizuſchreiben. Er aber ſchickt mir ſämmtliche Rollen zurück mit der lakoniſchen Antwort: „Ich muß den Lear ſpielen!“ Ich gehe ſelbſt nach ſeiner Wohnung, treffe aber Niemand dort, denn ſeine Frau ſaß hier bei Ihnen, und er ſelbſt war ausgegangen, wie ich hernach erfuhr, in einen Schnappsladen. Dort nun betrinkt er ſich, fängt Händel an und wird mörderlich abgeprügelt, wobei man ihm die Kleidungsſtücke dergeſtalt mitnimmt, daß ſie ihm nur noch in Fetzen um den Leib hängen.

Unglücklicher Weiſe reitet der Fürſt in ſelbigem Moment bei dem Hauſe vorbei; er läßt ſogleich die ganze ſaubere Geſellſchaft arretiren, und

da er hört, wie Herr Strauß unaufhörlich brüllt: Laßt mich frei, ich bin ein Künstler, ein dramatischer Künstler, so läßt er selbigen sich nach aufs Schloß führen. Dort begann nun zwischen dem Fürsten und unserm Strauß folgender Dialog, welchen mir der Adjutant des Fürsten wörtlich mittheilte.

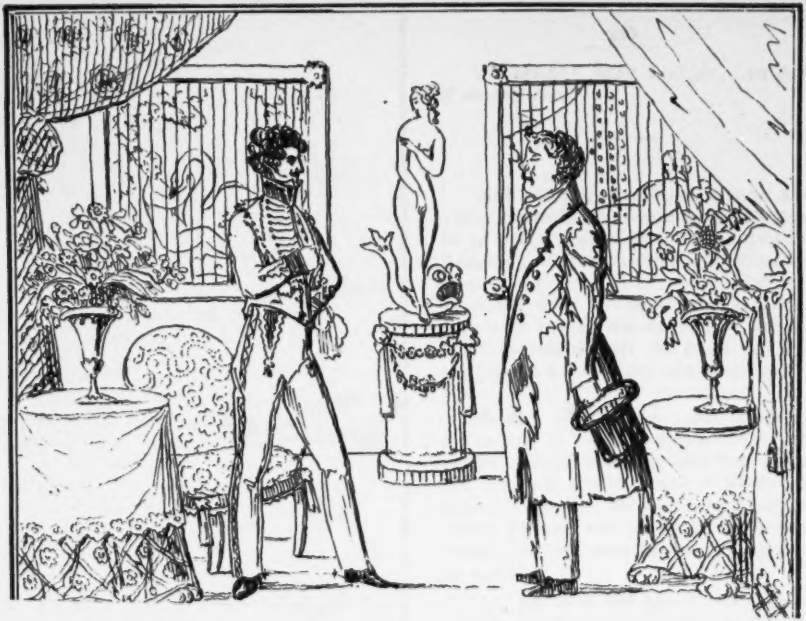
Der Fürst (dicht vor Strauß hintretend, und ihn betrachtend). Also Schauspieler?

Strauß (mit einer Verbeugung). Ja, Ew. Durchlaucht.

Der Fürst. Spielen —?

Strauß (wie oben, ernsthaft). Edle Helden, Anstandsrollen und Fürsten.

Der Fürst betrachtet seinen zerlumpten Rock, den zusammengedrückten Hut, das blutrünstig geschlagene Gesicht, und bricht in ein lautes Gelächter aus. Strauß will sich entschuldigen, der Fürst aber fällt ihm ins Wort: „Schon gut, mein Herr, ich werde Sie zu Ihrem Director senden.“ Er schickt ihn mir denn auch richtig mit zwei Gensdarmen zur Seite, ins Haus, aber natürlich mit der Weisung: ihm sogleich den Contract aufzukündigen. Das hab' ich denn auch gethan, obwohl mir's leid ist, der Frau wegen, doch vielleicht trennt sie sich wieder von ihm.“



„Sicherlich!“ meinte Benjamin, „der Kerl iſt unverbeſſerlich.“

Nach acht Tagen war Benjamin wieder hergeſtellt, und der Director begann mit dem Regiſſeur ſich zu berathen, wann und in welchen Parthien Benjamin zuerſt wieder auftreten ſolle. Benjamin kümmerte ſich wenig darum, ſondern hatte nur Augen und Sinn für die ſchöne Gabrielle. Liebte er ſie wirklich, oder war es nur Laune der Liebe? ich weiß es nicht! aber ſo viel weiß ich: viel Herzeleid macht' es ihm, was es auch immer war.

Er mußt' es ſich geſtehen: einer aufrichtigen erſten Liebe ſei dieſe Schöne nicht werth; aber ſo hätt' er ja auch nicht mehr lieben können, wäre ſie's auch werth geweſen; kurz, er kämpfte wie immer, ſo auch hier, viel mit ſich ſelbſt, aber er unterlag hier mehr denn jemals; das iſt die Zaubermacht der Theaterprinzeſſinnen! auch ich habe ſie empfunden.

Ich hab' ſchon oben bemerkt, daß Signora Gabrielle eine Theaterprinzeſſin war, ſo gut, wie

irgend eine Andere. Ueberdies war ſie, was viele nicht ſind, klug, und nur auf ihren Vortheil bedacht; und folglich um ſo gefährlicher. Kein Zweifel, daß ſie unſern Helden würde begünſtigt haben, wäre ſie verheirathet geweſen, oder hätte ſie ſonſt ſchon einen ſichern Freund gehabt, denn deutlich verrieth ſie's, wider ihren Willen, daß ſie ihm nicht gram ſei; aber ihr Eigennutz ſiegte, denn ſich ihm zu verbinden als Frau, dazu war er ihr zu arm und — Schauſpieler. Eine hübſche Sängerin will heut zu Tage wenigſtens einen Grafen, wenn ſie keinen ſouverainen Fürſten zum Gemahl bekommen kann.

Benjamin wollte verzweifeln, daß alle ſeine Verſuche fehl ſchlugen, ſeine Donna für ſich zu gewinnen, und der Director verzweifelte in der That, weil ſein Sänger umherlief wie beſeſſen, und kein vernünftiges Wort mit ſich ſprechen ließ. Nicht minder verzweifelten Madame Strauß, die Seconda Donna und deren Nichte. „Der Treuloſe!" riefen ſie im Trio lamentoſo; kurz, es war eine arge Verwirrung. Da nahte ſich zur rechten Zeit die Entwicklung.

Der Fürſt hatte einen Günſtling, Graf Xavier genannt, Manche nannten ihn nur einen X. Grafen, weil er der eheleibliche Sohn eines Friſeurs war, und nur die Gunſt des Fürſten ihn in den Grafenſtand erhoben hatte.

Der Graf war ein Günſtling, wie er ſein muß, wenn er ſich in der Gunſt ſeines Fürſten erhalten will, das heißt, er nahm es mit ſeiner eignen Ehre nicht ſo genau, und mit der Ehre ſeines Fürſten nicht mehr und nicht weniger, als Sereniſſimus zu befehlen geruhten, übrigens war er der unerſchöpfliche Maitre de plaisir, wo es galt, ein neues Vergnügen aufzuſpüren; er hatte in dieſer Hinſicht eine Naſe wie ein Trüffelhund, wie denn in ſeinem ganzen Weſen viel Hündiſches ſich vorfand.

Sr. Durchlaucht hatten ſich einſtmals dahin zu äußern geruht: „Die kleine Sängerin ſei gewiſſermaßen eine quasi Göttin.“ Der Graf hatte den Wink verſtanden, und hatte jetzt nichts Eifrigeres zu thun, als dahin zu arbeiten, daß die Wünſche ſeines allergnädigſten Herrn baldigſt erfüllt werden möchten. Aber er hatte ſich verrechnet, denn als er Gabriellen den Antrag machte, fragte ſie ihn ganz naiv: „Ob der Fürſt geſonnen wäre, ſich mit ihr zu vermählen?“

„Sind Sie von Sinnen!“ platzte der Graf heraus, „der Fürſt ſich mit Ihnen vermählen?!“

„Nun, warum nicht? oder wollen Sie mich heirathen?“

Der Graf ſtand wie vor den Kopf geſchlagen, noch einmal verſuchte er Alles, er machte die ungeheuerſten Anerbietungen, er zog einen unſchätzbaren Schmuck hervor, umſonſt, Gabrielle beharrte bei ihren Bedingungen: „Meiner Tugend darf ich nichts vergeben. Entweder der Fürſt läßt ſich mit mir trauen, oder Sie machen mich zu Ihrer Gemahlin, ſonſt um keinen Preis.“

Der Graf war in Verzweiflung, aber er mußte ſich abtrollen, ohne das Mindeſte ausgerichtet zu haben.

„Nun, mein lieber Xavier!“ rief der Fürſt ihm am Abend freundlich entgegen, „nun, wie ſteht's?“

Der Graf zuckte die Achſeln.

„Ich will nicht hoffen!“ zürnte der Fürſt und wurde roth vor Unwillen, „man rede! man erkläre ſich! man erzähle! woran liegt's?“

Der Graf erzählte kleinmüthig.

„Alſo heirathen will ſie?“

„So iſt's, Ew. Durchlaucht.“

„Nun, so heirathen wir, ins Teufelsnamen!“

„Wie, Ew. Durchlaucht wollten — eine Sängerin —“

„Bête! wer spricht von mir? Er soll sie heirathen!“ der Graf erblaßte, „ich ertheile Ihnen den Kammerherrnschlüssel,“ fuhr der Fürst milder fort, „aber eilen Sie, vollziehen Sie schnell Ihre Verlobung in dieser Stunde noch! diesen Abend werde ich sodann Ihrer Verlobten meinen Glückwunsch persönlich abstatten.“

Und so geschah es, der Graf verlobte sich mit der schönen Gabrielle, und bekam nicht allein den Kammerherrnschlüssel, sondern auch ein herrliches Landgut mit einem dazu gehörigen Forst voller Edelhirsche, Schwarzwild ꝛc.!

„Ich bin ruinirt,“ klagte der arme Director, als er den Streich erfuhr, „ich bin total ruinirt.“

Benjamin aber lachte: „O Weiber! Weiber!“

„Du hast Recht!“ sprach Strutzel, „die Weiber sind nicht werth, daß edelempfindende Männer, wie ich und Du, sich um sie bekümmern, und ich habe mich entschlossen, mein Weib bei eh'ster Ge-

legenheit wieder zu verlaſſen. Ueberhaupt taugt die ganze Welt nichts mehr, keine Wahrheit, keine Treue, kein Glauben und kein Credit. Denke Dir: da gehe ich heute in den Schnappsladen, wo ich die ganze Zeit über, ſeit wir hier ſind, meinen täglichen Schnapps trank, und ſage zum Wirth: lieber John, gebt mir einen Schnapps! und nun rathe einmal, was der Kerl mir antwortet? „Nein!“ Ich denke natürlich, daß er nur ſpaßen will, und ſage zu ihm: genirt Euch nicht, lieber John! und ſchenkt mir ein. „Habt Ihr Geld? Ih nun, auf Pump!“ „Nein!“ und nochmals: „Nein!“ und ich muß, ſo wahr Gott lebt, ohne einen Tropfen Schnapps bekommen zu haben, wieder aus dem Laden gehen, ſich! ſo weit iſt es mit mir gekommen.“

„Geh zum Teufel!“ rief Benjamin ärgerlich-lachend, und verließ ihn.

Sein Entſchluß ſtand feſt, immer mehr und mehr hatte er's erfahren, was der Teufel zum Fauſt ſagt:

„Die ſchlechteſte Geſellſchaft läßt Dich fühlen,
„Daß Du ein Menſch mit Menſchen biſt.“

„Ich muß fort, je eher, je lieber.“

Er hielt Wort.

Am andern Morgen noch vor Tagesanbruch

packte er ſeine wenigen Habſeligkeiten zuſammen, ſchrieb an den Director ein herzliches, und an Strutzel ein tolles Abſchiedsbillet, übergab beide ſeinem Wirth zur Beſtellung, und wanderte, das Ränzchen auf dem Rücken, mit einer, nach Berichtigung der Zeche, nur kleinen Baarſchaft davon.

Als er bei dem Palais des Grafen vorbei kam, blieb er einige Minuten auf ſeinen Stab geſtützt davor ſtehen und ſchaute hinauf nach den mit rothſeidnen Vorhängen verhüllten Fenſtern. „Gabrielle!“ flüſterte er lächelnd, „Gabrielle!“ eine Thräne, die erſte ſeit langer Zeit, glänzte wieder in ſeinem Auge, „böſes, treuloſes Mädchen! lebe wohl!

Leb' wohl! leb' wohl, Du ſchöne Maid,
Du haſt mir gemacht viel Herzeleid,
Das nehm' ich jetzt all mit mir,
Und wand're hinaus in die weite Welt,
Nichts Kluges im Kopf und im Säckel kein Geld;
Doch im Herzen das Bildniß von Dir.

Das nehm' ich jetzo mit mir fort,
Von Lande zu Lande, von Ort zu Ort!
Dein Bildniß, und meinen Schmerz. —
Und ſinge von Lieb' und von Liebesglück —

Und denk' an die Zeit Deiner Küſſe zurück!
Und im Singen verblutet mein Herz.

Alſo ſingend ſchritt Benjamin zum Thor hinaus, fort! fort! immer weiter, in die Welt, ins Leben hinein.

Letztes Extrablatt.

Hiermit, vielgeliebter Leser, endet der erste Theil meines Romans, denn die bestimmte Bogenzahl ist voll, und auch im Leben meines Helden bildet sich ein Abschnitt, welcher eine Pause bedingt.

Ich scheide daher von Dir, indem ich Dich de, und wehmüthigst bitte, mir doch, was ich gefehlt und gesündigt, nicht allzuhoch anzurechnen, inmaßen ich noch ein junges Autorlein bin, und meine Federn noch gar nicht gebührend ausgeschrieben habe. Der zweite Theil, das verspreche ich Dir, soll besser werden.

Der Herr Verleger meinte, ich hätte mich selbst in diesem ersten Theil gar zu sehr gelobt — dagegen habe ich gemeint, daß mich andere schon desto mehr tadeln würden, und also mein Bischen Eigenlob schon mit unterlaufen könne.

Dann meinte er, das erste Buch wäre zu breit, ich habe ihm dafür die letzten Bücher um so schmaler gemacht; und so wird sich der Fehler denn ja wohl wieder ausgleichen.

Zum dritten bemerkte er: „daß in manchem der Flegel noch zu sehr durchschimmere —" Darauf hab' ich ihm nichts geantwortet, weil ich grade Geld brauchte.

Uebrigens hab' ich selbst schon hie und da vieles bemerkt, was in einer zweiten oder dritten Auflage leichtlich verbessert werden kann, und soll das dann auch nachträglich gewiß und wahrhaftig geschehen. Somit lebe wohl, lieber Leser, und bleibe fröhlich und gesund bis an des Lebens

Ende.

Leipzig

wie es geht und steht, lebt und liebt;

oder

Spaziergänge

in und um Leipzig.

Herausgegeben

von

J. Lÿser.

Erstes Heft.

Mit einer colorirten Zeichnung.

Leipzig, 1835.

Verlag von W. Zirges.

Motto.

„Sieh' Neapel und stirb!
„Sieh' Leipzig und — bleibe leben!“

Vorwort.

Wie oft, seit Göthe, ist es nicht schon wiederholt worden, daß Leipzig ein kleines Paris sey und seine Leute bilde? Wie hat man diesen Ausspruch nicht auf die verschiedenste Weise angewandt — bald ernstlich gemeint, bald ironisch, am öftersten wohl behaglich, welches die Mitte zwischen Beiden hält.

Es ist wahr: Leipzig hat viele Aehnlichkeiten mit Paris! Paris liegt an der Seine und wird von ihr durchschnitten; Leipzig an der Pleiße von der es sich ebenfalls durchschneiden läßt. Paris hat hoch gebaute Häuser; in Leipzig zählen die Meisten fünf bis sechs Stock — einige sogar noch mehr. Paris hat bedeutende öffentliche Plätze, Thore und Brücken; Leipzig hat seinen großen Markt und seinen Näschmarkt, sein Rosenthäler Thor und seine steinerne Ranstädter Brücke; Paris hat seine Boulevards

welche in der ganzen Welt berühmt ſind, und Leipzig ſeine weltberühmten Promenaden! — kurz: der Vergleich läßt ſich bis ins Unendliche fortführen, das Reſultat wird aber immer ſeyn: Paris iſt die eleganteſte Stadt der Welt, Leipzig die eleganteſte Stadt nach Paris.

Indeſſen weichen auch beide Städte in mancher Hinſicht von einander ab! ſo z. B.: welch' ein Unterſchied iſt ſogleich in der Sprache! — In Paris iſt bekanntlich das reine Franzöſiſch die Hauptſprache, in Leipzig dagegen der reine Leipziger Dialect. Nun weiß aber Jeder welch' einen Einfluß die Art ſich auszudrücken auf die Geſinnung und die Handlungsweiſe der meiſten Menſchen übt: ruft der Franzoſe kurz und entſchieden „Non!“ ſo ſingt der Leipziger ein nichts weniger als entſcheidendes „Nee!“ und gegen ſolch' ein „Nee!“ läßt ſich ſchon etwas mehr ſagen als gegen „Non!“. — Der Egoismus der Berliner beruht offenbar auf die unſeelige Verwechslung des „Mir“ und „Mich!“ — und lispelt dir eine hübſche Leipzigerin mit ſüßer Stimme ihr „Ich bin Sie ſehr kuth!“ ſo haſt du ſogleich das treu'ſte Bild ihrer liebenswürdigen ſchalkhaft-ſentimentalen Naivität.

Leipzig ist so originell, wie irgend eine andere Stadt Deutschlands, nur wird diese Originalität von dem flüchtigen Beobachter nicht so leicht erfaßt, weil sie feinerer Natur ist, als die anderer Städte. Sachsen wurde schon von Alters her als das galante bezeichnet, und ist beständig dieses liebenswürdigen Rufes würdig geblieben.

Möge mir daher für mein Büchlein die allergröbste Grundsuppe des Pöbels immer fehlen und somit die Möglichkeit, die tiefste Baßsaite der Leutseeligkeit anzustreichen; Laune und feinere Ironie (ich meine solche, welche in das Leben des Volks eingreift und in ihm sich dem Beobachter offenbart) soll, so Gott will! der Leser nicht vermissen.

Daß übrigens nichts unbeachtet übergangen wird, was zur Charakteristik, auch der niedern, ja selbst der niedersten Volksklasse Leipzigs, nothwendig gegeben werden muß, wenn mein Gemälde vollständig seyn soll, daß versteht sich von selbst. — Ueberhaupt soll nichts fehlen, was Leipzigs Bewohner und seine, die Messen besuchenden zahlreichen Gäste amüsiren und interessiren kann.

Für mich allein hieße dieß ein wenig viel

verſprochen, aber mehrere kundige Mitarbeiter unterſtützen mein Unternehmen, und ſo darf ich denn ohne Charlatanerie verſprechen: dem Publikum, inſofern es nur einigermaßen mich unterſtützt, nach und nach ein Büchlein in die Hände zu geben, das — gleich fern von feiler Lobhudelei und galligter Grillenfängerei treu und heiter ſchildert:

„Leipzig, wie es iſt!“

Der Herausgeber.

I.

Physiognomie der Stadt im allgemeinen.

Wenig Städte mögten im allgemeinen einen so heitern Anblick gewähren als unser Leipzig! Trotz der unverkennbaren Spuren des Alterthums, dessen Stempel die meisten Gebäude tragen, haben doch alle so etwas Frisches, Wohlconservirtes und Lebenskräftiges, was sogleich auf die Lebenslust ihrer Bewohner schliessen läßt, daß der Eindruck, welchen sie auf den Fremden machen, von vorn herein ein erfreulicher ist. Von der Bauart der Häuser zu reden, muß den Künstler in Verlegenheit setzen! wie ich schon in der Vorrede bemerkte, haben die meisten fünf bis sechs Stockwerk Höhe; von dem Styl läßt sich nur sagen, daß er weder römisch noch griechisch ist — auch als maurisch und gothisch kann er nicht bezeichnet werden und eben so wenig neigt er sich zum ägyptischen. Die richtigste Charakteristik wäre wohl: wenn man ihn als einen soliden kaufmännischen mithin behaglichen bezeichnete. Aeußerst zierlich sind dagegen die Gartenhäuschen,

ſo wie die Gärtchen, woran die Leipziger ungemeinen Geſchmack finden und ſolchen auch bei Anlage derſelben beurkunden.

Uebrigens fehlt es auch nicht an einzelnen größern Prachtbauten! ich nenne hier nur das neue wunderſchöne Haus des Dr. Härtel, im reinſten italieniſchen Styl erbaut und im Innern mit Fresken von der Hand des genialen Genelli geziert! Ferner: das Haus des Hofrath Keil, mit ſchönem Park; das Haus des Buchhändler Brockhaus, das Dufourſche Haus, die Bürgerſchule, das neue Univerſitätsgebäude, das neue Schießhaus u. ſ. w.! Das weltberühmte Gewandhaus iſt ein Coloß, von deſſen erſtaunlicher Größe man erſt einen deutlichen Begriff erhält, wenn man ſeine gewaltigen Säle, Corridors, Zimmer und Gewölbe durchwandelt! von außen betrachtet erſcheint es nur als eine plumpe Steinmaſſe.

An eigentlichen öffentlichen Kunſtdenkmälern iſt Leipzig arm! nächſt Hillers Denkmal hinter der Thomasſchule, dürften wohl die bronzirten Löwen bei der Plumpe auf dem Naſchmarkte das werthvollſte dieſer Art ſeyn. Müllers Denkmal im Park iſt plump und ungeſchlacht, das des Fürſten Poniatowsky (in Gerhards Garten), hat nichts ausgezeichnetes, und das Standbild Friedrich Auguſts auf dem Platze vor dem Petersthor, iſt in ſeiner gräulichen Geſchmackloſigkeit des ſonſt großen Oeſer durchaus nicht würdig.

Der große Marktplatz aber darf ſich ſehen laſſen! alles Schmuckes entbehrend, als da ſind: ſchöne

Brunnen*), Statüen u. ſ. w., macht er doch einen ſo großartigen Eindruck, wie kein anderer ähnlicher Platz in Deutſchland. Man ſpricht viel von einem nothwendigen neuem Rathhauſe — ehrlich geſagt: ich wünſche, daß dies alte alterthümliche noch recht lange ſtehen möge! es giebt dem ganzen Markt ſo etwas Wackres, Würdiges, ohne ſich ſelbſt anmaßend hervorzudrängen und ſo den Totaleffect zu vernichten, daß ich um alles in der Welt es nicht erleben mögte, ein Neues, vom königlich preuß'ſchen Oberbaurath Schinkel entworfenes, an ſeiner Stelle zu ſehen.

Am herrlichſten nimmt ſich der Markt in heiterer Sonntagsfrühe aus, wo alle Buden weggeräumt ſind und die liebe Morgenſonne die Fenſter, Zinnen und Thurmfähnchen vergoldet — darüber ein ſtiller azurblauer gänzlich wolkenloſer Himmel — und nun die hübſchen Kirchgängerinnen an den Häuſern hintrippelnd, den Blick gar andächtig aufs Geſangbuch geſenkt. — Ein ſeltſam ſüßer Schauer erfaßt mich immer, wenn ich an einem ſolchen Morgen den Markt beſuche! er hat dann ſo etwas freundlich aus ferner Zeit herüberwinkendes —! nicht los werden kann ich den Gedanken: „hier war's, wo Fauſt zuerſt ſein Gretchen fand!" und große Luſt verſpür' ich immer: die erſte beſte ſchöne Kirchgängerin anzureden:

---

*) Ein Brunnen befindet ſich allerdings da, aber wahrhaftig kein ſchöner! zum Glück iſt er ſo unanſehnlich, daß unter hundert Fremden wohl kaum zehne ihn bemerken.

„Mein ſchönes Fräulein! Darf ich's wagen,
„Mein' Arm und Geleit' Ihr anzutragen?"

Wie der Markt an Wochentagen ſich ausnimmt, davon bei ſchicklicher Gelegenheit! Eben ſo: von Leipzigs Spaziergängen und den umliegenden Luſtorten.

Die Kirchen Leipzigs haben an ſich nichts ausgezeichnetes! Nur das Schiff der Nicolaikirche, mit herrlichen Gemälden von Oeſer geſchmückt, iſt ſchön zu nennen! die Thomaskirche aber iſt merkwürdig der vielen großen Männer wegen, welche ſie unter ihren Cantoren und Organiſten zählte! Wer kennt nicht die Namen Bach, Doles, Hiller, ſo wie das mit dieſer Kirche verbundene Inſtitut der Thomasſchule?

Hôtels ſind: das Hôtel de Saxe, de Prusse, de Bavière, de Russie, der große Blumenberg, das durch ſeine ſchönen Säle bekannte Hôtel de Pologne u. ſ. w. Unter den Italienerwaarenhandlungen ſind zu nennen, die der Herren Otto Pierer (in dem berühmten Auerbachſchen Keller), Dominico Primavesi (ſonſt Ferrari), Alippi, Martello u. ſ. w. Kaffeehäuſer ſind eine Menge, und darunter ſogar ein homöopathiſches vorhanden, die bekannteſten ſind übrigens das Klaſſigſche und der goldne Anker. Unter den Schweizer-Conditoren gehören die feindlichen Brüder: Kintſchy und Clermont der Weltgeſchichte an. Die Zahl der Bierhäuſer iſt Legion und eben ſo die der Weinſtuben, trotz des Zollverbandes und trotz dem, daß wir Feinſchmecker keinen Meißner und Naumburger trinken.

Das Schuldgefängniß, oder feiner zu reden, die Bürgerstube, befindet sich auf dem Naschmarkt und ist sehr elegant und freundlich eingerichtet, wird daher auch fleißig, selbst von den elegantesten jungen Männern besucht.

So viel im allgemeinen von der Stadt selbst! und nun zu ihren Bewohnern, wie sie leben und lieben, und wie sie's treiben! — Ich werde keinen der verschiedenen Stände einzeln vor- und durchnehmen, wie Glasbrenner in seinem bekannten und vielgelesenen „Berlin wie es ist;" sondern ich suche mir einen günstigen Leser, oder noch besser: eine schöne Leserin und — führe sie spaziren. — Ach ja! „spaziren!" lächeln mir Beide zu. Wohl denn! und was uns eben auf unsern Spaziergängen aufstößt, das wollen wir beobachten.

Erster Spaziergang.

Die Kreuzbrüder.

Die Leipziger Kreuzbrüder sind für Leipzig ungefähr das was die Eckensteher für Berlin sind, doch unterscheiden sie sich in manchen Stücken sehr wesentlich von diesen, da sie ihr Geschäft mehr ins Große treiben und in den Messen fast ausschließlich dem Kaufmannsstande ihre Thatkraft widmen, indem sie Waaren tragen, schieben, schleifen und fahren, je nachdem es fällt und sich schickt, denn sie sind durchaus nicht auf eine ärmliche Schubkarre beschränkt.

Am liebsten arbeiten sie im Vereine von zweien, dreien und vieren, etwa wie die Hamburger Litzenbrüder, und nur außer der Meßzeit schieben und schleppen sie einsam und — langsam was ihnen eben zufällt.

In der Faulheit stehen sie mit den Berliner Eckenstehern so ziemlich auf einer und derselben Stufe — ja, vielleicht haben sie noch etwas vor ihnen voraus, denn nie sieht man einem Kreuzbruder an einer Ecke

ſtehen, nein! er ſitzt auf einem Eckſtein oder in ſeinem Riemen, welchen er mit den Enden wie eine Schaukel an die Mauer befeſtigt, oder er liegt vor oder unter einem Thorwege, wo es recht kühl oder recht ſonnig iſt, je nachdem ſein Guſto. Was ein rechter Kreuzbruder iſt, kann einen ganzen lieben langen Tag alſo liegen, ohne mehr zu thun als nach ſeiner „Bulle" zu greifen und dann und wann einen Schluck zu machen. Wird er geſtört, ſo iſt er keineswegs, wie der Berliner Eckenſteher, grob, ſondern giebt ſelbſt dem bloßen Frager, von dem er nichts zu erwarten hat, gerne, wiewohl ungemein langſam und ſchläferig, oder um mich eines in Sachſen allgemein bekannten und bezeichnenten Ausdruck's zu bedienen: „allmählig" Auskunft.

Man findet unter dieſen Leuten keineswegs ſolche aufgedunſene Schnapsphyſiognomien, wie unter den Berliner Eckenſtehern, doch darf man dies nicht ihrer Mäßigkeit, ſondern nur ihrem homöopathiſchen Syſtem zu ſchreiben, dem zufolge ſie ihren Schnaps mit Bier verdünnen, ſo, daß wenn ſie ſich betrinken auf ein Fläſchchen Schnaps, ſechs und mehr Flaſchen Bier, und zwar Leipziger Stadtbier, geſetzt werden, daher wohl ihre große Schläfrigkeit.

Meiſt alle verheirathet, ſtehen auch alle mehr oder minder unterm Pantoffel, der in der Regel nicht's weniger als ein Sammtpantöffelchen iſt! ihre Weiber ſind bekannt als die ärgſten Tratſchen (Klätſcherinnen), und die armen Männer geben gewöhnlich das erſte Thema ab, woran ſie ihre Zungen wetzen.

Unter ſich halten die Kreuzbrüder gute Freundſchaft und, ganz den Eckenſtehern entgegengeſetzt, fällt unter ihnen nur höchſt ſelten eine ernſtliche Prügelei vor, au contraire! in ihrer Converſation giebt ſich ein gewiſſes Je ne sais quoi kund, worüber man lachen, es aber doch aber doch auch, als nicht zum Gemeinen ſich hinneigend, anerkennen und ſomit beloben muß. Nur wenn ein Neuling unter ihnen ſich etwas Ungebührliches erlaubt, übernimmt einer der Aelteren das Amt des Rächers und applicirt dem Naſeweis einige derbe Ohrfeigen und Ribbenpüffe, welche dieſer dann gewöhnlich, ſein Unrecht und die Uebermacht des Andern anerkennend, ohne alle Erwiderung acceptirt.

Gespräch
zwischen einigen Kreuzbrüdern
auf dem Brühl.

Mehrere Kreuzbrüder sitzen auf den Steinen vor einem großen Hause, Andere liegen auf dem Straßenpflaster und sonnen sich; ein Alter hat seinen Tragriemen an die Mauer, wie eine Schaukel befestigt, worin er sitzt und schläft.

Erster Kreuzbruder (hinzutretend).
Kuten Morgen! (er niest).

Alle Uebrigen (außer dem Schlafenden).
Kuten Morgen! — Prost! — zur Kesundheet!

Der Erste.
Kehorsambst zu betanken (zieht seine Schnupftabacksdose und reicht sie herum. Alle schnupfen, niesen und bekommplimentiren einander).

Der Zweite.
Nal was liebt's d'n Neies?

Erster.
's ist de verkang'ne Nacht wieder ämal e schweeres Kewitter kewesen.

Zweiter.
Ja! meine Frah hat's dunnern kehört! hat's denne wo einkeschlah'n?

Erſter.

Nee! dasmal niche! aberſcht vorges Jahr full's bei Krimme in enne Scheine einkeſchlahen ham'n.

Zweiter.

De heiſigen Kewitter ſeyn wull enne natierlige Folge der trickenden Hitze in der Jahreszeit. (thut einen derben Zug aus ſeiner Schnapsflaſche und reicht ſie dem Andern.) Willſt de eenen ziehen?

Erſter.

Mit Verlob! (trinkt, und giebt die Flaſche zurück.) Der ſchmeckt! — aber was ich ſah'n wullte: ja! De haſt recht! Das hengt dir alles mit der Naturkeſchichte zuſammen un mit den Kumeten der ins kinftge Jahr am Himmel kummen werd.

Zweiter.

Warum kimmt 'r aberſcht das Jahr niche, wie doch keprufezeiht hatt?

Erſter.

Na nu! weil an der Plehßenburk kebaut werd.

Zweiter (verwundert).

Na! was keht 'n das den Kumeten an?

Erſter (ärgerlich).

Na! wie dumm de biſt! Wo ſulle'n denn de Kalendermacher b'obachten thun, wenn uf de Sternwarte nich alles in der Reihe is? (Zur Zeit, daß dieſe Unterhaltung ſtatt fand, wurde an der Leipziger Sternwarte gebaut).

Zweiter (ſchlägt ſich vor die Stirn).

Nee weeschen! de haſt och recht! dadran hawe ich kaar nich emal kedacht.

Erſter.

Na, ſieh'ſt de! — aber was ich fahn wullte: Biſt de käſtern in der Cumedje kewehſ'n?

Zweiter.

Nee! — was han ſe denn kekeb'n?

Erſter.

Na! was wull'n ſe keb'n? den Lumpi vabundus! allemahl!

Zweiter.

Na ſo! aber ſah mer doche: was hehßt das eegentlich: „Lumpi vabundus?“

Erſter.

Na! das is ehgentlich lateenſch un hehßt uf deutſch ſo vihl als unkefähr Lumpi-va-bun-dus, nehmlich als een zuſammenkeſetztes Wort. Verſtehſt de?

Zweiter.

Ja.

Erſter.

Ja? Na! was hab ich denn ſah'n kewullt?

Zweiter.

Was de haſt ſah'n kewullt?

Erſter.

Nu ja! iche.

Zweiter.

Ja ſiehſt de! Ich habe dich wuhl verſtanden, aber ich habe dich nich bekriffen.

Erſter.

Na! ich will ders bekreiflich machen thun! nähmlich kleb acht: Lumpi, des werd ſo kenannt wie lumpich un ſtammt her von Lump.

Zweiter.

Lump? — des is ánne Anzúchlichkeht.

Erſter.

Nee! es is en Schimpnahme un hehßt á lump'ger Keerl. Alſo! nu, Vabundus das hehßt uf latenſch ſo vihl als: Vabundum, dafihr kiebts in der teutſchen Sprache keen Wort niche! Es beteutet aber ſo vihl als ene Cumedje, un alſo hehßt des Kanze: ene lump'ge Cumedje von Lumpe un fihr Lump'ge. Bekreifſte nu?

Zweiter.

Na! de haſt recht! — aber des is ehgentlich [illegible] Stichellei uf uns.

Erſter.

Ehgentlich wohl niche.

Zweiter.

Niche?!

Erſter.

Nee! denn ſiehſt de: erſchtens kummt niſcht niche von uns Kreúzbrider drinne vor; un zwehtens tenke ich ſo: wenn de andern furnehmen Leite ſich's kefallen laſſen tuhn, da können merſch uns oh kefallen laſſen. (er zieht die Flaſche aus der Taſche, trinkt und reicht ſie dem Andern) Na, de willſt wohl oh ámal ihtſchen?

Zweiter.

Bruder allemal! (zieht) das is klar! (giebt die Flasche zurück) danke schönstens.

(Ein jüngerer Kreuzbruder hat während dem sich den Spaß gemacht, den Riemen, worin ein alter Kreuzbruder sitzend schläft, zu zerschneiden, dieser küßt mit dem Hintertheile sehr unsanft das Straßenpflaster und erwacht. Der junge Witzling bricht in ein lautes Gelächter aus).

Alle Uebrigen (mißbilligend).

Na hehre du! das war krob!

Der Erwachte (blickt sich verwundernd um).

Na! wer hatt sich denn den schlechten Witz wullen mit mir machen?

Erster (auf den Thäter deutend).

Na! der da! der Fritze.

Der Erweckte (steht langsam auf).

J=i=i! — Du ufkerapter Fagebund! (gibt dem Witzling eine fürchterliche Ohrfeige). 's is es Hoppr... den Abschnitt.

Fritze (schmerzlich lächend).

Na Bruder! darum keene Feindschaft niche. (er reicht dem Alten seine Flasche hin, dieser thut einen rapiden Zug und ruft begeistert:) á Schnaps, wie Oel, Fritze!

Anekdoten.

1.

An der Rosenthaler Brücke hat sich ein Ex-Kreuzbruder postirt, (ohne Zweifel der Liederlichste der ganzen Zunft!) der den ganzen Sommer lang allen Vorübergehenden zum Neujahr gratulirt und mit der größten Ruhe unsern Elegants die mokantesten Bemerkungen nachruft, wenn sie ihm nichts geben.

Vor nicht langer Zeit geht Jemand vor unserm Helden vorbei, der bei größter Hitze ruhig auf dem Pflaster liegt und sich von der Sonne schwarz brennen läßt.

Frage: He? heute ists warm?

Antwort: O ja! 34 Krad Faulheet.

2.

Zwei Kreuzbrüder — fleißige Besucher der letzten Gallerie im Theater — streiten sich — Gott weiß worüber!

Vergebens ist alles Mühen des Einen, dem Andern „bekreiflich" zu machen, daß er Unrecht habe, da ruft er endlich im höchsten Zorn:

„Thu doch nur e Mensch sinn uf Kenig Fillips Drohn!"*).

*) Ein Mensch zu seyn auf König Philipps Thron Schwör' ich —

(Dom Carlos.)

3.

Zwei Kreuzbrüder sollen aus einem Pianoforte-Magazin ein Instrument in ein Privathaus tragen; bevor sie es auf die Tragbahre laden sehen sie es aus Unvorsichtigkeit in den Gaßenschmutz.

Sie sehen sich verwundert an, nach einer Pause beginnt folgendes Gespräch:

Erster.

Na! wes is denn das?

Der Zweite (die Arbeit von allen Seiten betrachtend).

Ich klobe — das — das is — (er schnüffelt — denkt nach — plötzlich sehr erfreut, daß er es gefunden,) Herr Jehses! das is D....!

Erster (beistimmend).

Richtig! das is D....!

4.

Ein bereits betrunkener Kreuzbruder kommt einem Andern, der sich in gleichem Zustande befindet, entgegen.

Erster.

Na Bruder! heute haste oh zu viel gesoffen!

Zweiter.

Ja Bruder, du hast recht, 's Sauffen is å Laster, awer (indem er einen tüchtigen Zug aus der Flasche nimt) doch å Schönes.

5.

Ein Kreuzbruder steht vor einer Kunsthandlung und betrachtet die buntgeklexten Fabrik-Oelbilder,

welche gerade dort ausgestellt sind. Endlich bricht er in die Worte aus: „Na! die Mahlerei hat kerriß der Kewandhausmaler fabreziert.“ (Bekanntlich ist der neue Anstrich des Conzertsaales, wodurch die herrlichen Deserschen Freskobilder auf barbarische Weise vernichtet wurden, zum Sprichwort geworden, wenn man in Leipzig etwas durchaus Schlechtes bezeichnen will.)

Zweiter Spaziergang.

Studenten; — Handlungs-Commis.

Der Leipziger Student oder wie er dem Coment gemäß sich selbst nennt „Bursch" zeichnet sich dermalen unter allen Burschen am wenigsten durch wüste Renomisterei aus, ja eigentliche Renomisten findet man nur unter den Füchsen; der alte Bursch ist flott, aber auch solid und fleißig und in seinen Manieren nichts weniger als zurückstoßend, er freut sich des Lebens, genießt seine Jugend, verlacht — so lange es währt — das Philisterthum wo es wirklich sich kund giebt, hat aber ein richtiges Gefühl für Anstand und Sitte, und käme nicht von Zeit zu Zeit ein Hallenser oder Jenenser Wildling herüber und richtete hier unter den jüngeren Brauseköpfen einen Randal an der sich dann gewöhnlich mit einer Pauckerei endigt, so hätten die Pudel (Pedellen) fast das ganze liebe lange Jahr hindurch nichts zu apportiren. Besonders sind es die Mediciner, welche es ernstlich mit ihren Studien nehmen; sie haben aber auch Ursache, denn unsere Professoren der medicinischen Facultät verstehen beim Examen keinen Spaß, und lassen mit nichten fünf gerade seyn, wie das bei dem andern wohl dann und wann der Fall

sein mag, Donna Juristerei weiß wenigstens hübsche Schelmliedlein davon zu singen, und dürfte Frau Theologia nur die Beichtgeheimnisse verrathen, so würden wir Wunderdinge erfahren; — von der Philosophie red' ich gar nicht! —

Indeß, so solid der Leipziger Bursch in der Regel ist, so wenig der unsterbliche Renomist hier gilt, und so viele mildernde Zusätze dem Coment mit jedem neuen Semester anwachsen, ein Zierling, wie der Berliner Student, ist er doch noch immer nicht! das Herz geht ihm noch auf so oft ein „flotter Bursch" losgelassen wird, hält noch etwas auf seinem Landesvater und wird gewiß keinen Sturz ohne Gegensturz lassen. Grund genug, um sich fern zu halten von unsern jungen Handlungs-Commis, nemlich von den eleganten; denn daß es in diesem, wie in jedem Stande, auch gesetzte ja edle junge Männer giebt bedarf der Bemerkung nicht, und führe ich nur noch an, daß ihre Anzahl in Leipzig nicht klein ist. —

Aber jene zuckersüßen eleganten Herrchen, wie sie in Gohlis, im Rosenthal, in den Kuchengärten, die Schönen Leipzigs umflatterrn! — So oft ich so ein liebes herziges Närrchen beobachte, wie es lispelt und schnarrt und sich ziert und mit den matten Aeuglein blinzelt wie ein kokettes Mädchen, muß ich immer laut auflachen und stets denken: wie mußte der liebe Gott doch in so fröhlicher Laune seyn, als er diese Aeffchen sogar possirlich erschuf.

Das müßte ein arger Mysantrop seyn, der unsern kräftigen, strebenden Jünglingen die wenige

Rohheit, welche hier und da mit unterläuft, allzusehr verübeln wollte; aber wem das weibische, bis zum Eckel süßliche Wesen der Coriphäen unserer eleganten Ellenritterschaft nicht widersteht, wem in ihren Cirkeln und bei ihrer Unterhaltung nicht ganz flau zu Muthe wird — der hat eine bessere Natur wie ich und viel andere robuste Leute.

Wir wollen beide Chöre einmal belauschen! die Scene ist bei Kintschy im Rosenthale; an einem Tische sitzen, wie das Titelkupfer zeigt, mehrere Burschen, an einem Andern junge Handlungs-Commis; am dritten Tischchen, im Hintergrunde erblickt man einige junge elegante Damen, welche stricken, medisiren und sich sehen lassen.

Also:

Erster Commis (zum Andern).

Auf Ehre ich sage Sie: ich weiß es kewiß! sie wird wieder herkommen un zwar in' October.

Zweiter.

Sie entzücken mich, auf Seele! un als Romeo werd sie aufdreten.

Erster.

Versteht sich — o Sie hetten se sehn sollen das letztemal, ich sage Sie bei Kott! hinkekissen hat sie mich, un sie wissen was das beteiten will, denn ich bin selbst gebildeter Dilletant.

Zweiter.

Auf Ehre! ich wollte ich hätte Ihre Kenntnisse.

Erſter.

O Sie ſeyn zu kütig! Ihre natürliche Turniere erſetzt Sie alles Andere. —

Zweiter.

Ja, ich habe vill kereiſt. —

Erſter.

Um Verkebung! wenn ich ſo frei ſin darf zu fragen — worin?

Zweiter.

In ſeidnen Bändern! Sie wiſſen: ich conditionirte drei Jahre in der *** Band- und Seidenhandlung. (ruft) He Kellner, en Schnittchen Grog! — Drinken Sie auch eens?

Erſter.

Nein ich drinke Zuckerwaſſer. —

Zweiter.

Sie kebrauchen woll enne homähhopathiſche Kuhr?

Erſter.

Ja, ich habe einen ſchwachen Magen un das homöjopatiſche is alleweile in der Mode. —

Zweiter.

Je nun, ſchadet, es nichts ſo hilft es nichts.

Erſter Burſch.

Alſo Herr Bruder! es bleibt dabei: Ihr geht miteinander los?

Zweiter Burſch.

Verſteht ſich, es iſt ſchon alles in Richtigkeit.

Erſter.

Und wann?

Zweiter.

Morgen früh um sechs Uhr.

Erster.

Dein' Sau ist unerhört! das ist nun schon das dritte Semester in welchem du die erste Pauckerei hast.

Zweiter.

Sollt' ich mir etwa ungestraft einen Dummen aufbrummen lassen?

Erster (empfindlich).

Das ist eine sonderbare Frage.

Zweiter (pikirt).

Sonderbar! — Herr Bruder, soll das Tusch seyn?

Erster.

Das magst du nehmen, wie du willst.

Ein bemoos'tes Haupt (zum Ersten).

Halt! Donnerwetter! das ist wider den Coment! du mußt eine bestimmte Antwort geben, und ich stürze dir hiermit Einen in R**'s Namen. Ihr müßt mit einander losgehen.

Erster und Zweiter.

Angenommen!

Bemoos'tes Haupt.

Und für jetzt still davon und sauft in Frieden. (ruft) Bier! —

Erste Dame.

Aber es ist ein scheener Mann!

Zweite Dame.

Ja! ja! (sie reden leise weiter).

Erſter Commis (die Damen belorgrettirend).
Seh'n Sie Lieber, welche ſcheene Tamen!

Zweiter.
Ja! de jüngſte is das Freilein A— ein köttliches Mähdchen, voll Keiſt un Bildung un anerkannt als Leipzigs erſte Scheenheit.

Erſter.
Eeenzich! in der That! welche Kratziche in allem was ſie thut! was is ihr Vater?

Zweiter.
Er hat ein kroßes Comptoir un is ein ankeſehenes Haus.

Erſter.
Das wehre 'ne Parthie! —

Zweiter.
Ja, werſch Klick hat, fihrt die Braut nach Haus.

Erſte Dame.
Hab' ich nicht Recht, Liebe?

Zweite Dame.
Ja, ja! (ſie lachen und reden leiſe weiter fort).

Erſter Comis.
Wie iſt es denn aber keworden mit Sie un dem blonden Mienchen?

Zweiter.
Ja hehren Sie! das is eine intereſſante Keſchichte (er fängt an ſie ihm leiſe zu erzählen).

Ein Fuchs (zu einem alten Burſchen).
Wie ich euch ſage, der Philiſter wollte meinen Xyras nicht im Hauſe leiden.

Alter Bursch.

Ich hoffe du hast das Rhinozeros sofort ennuyirt.

Fuchs.

Und-wie! aber er will mich beim Prorector verklagen.

Alter Bursch.

Dann werden ihm die Fenster eingeschmißen und er selber in partiellem Verschiß erklärt.

Aber wie bist du mit deiner Thürklinke auseinander gekommen?

Fuchs.

Der alte Esel ihr Vater wollte mich todtschießen; er sitzt jetzt — aber mein Alter muß herausrücken, denn ich muß Ziehgeld für den Jungen geben.

Alter Bursch.

Kameel! kein Bursch von honneur muß wenn er nicht will.

Fuchs.

Nun ich will's, damit der Scandal nicht zu groß wird, du weißt ich habe gewissermaßen schon eine Braut.

Alter Bursch.

Still Fuchs, von deinen philiströsen Angelegenheiten! hier bist du Fuchs und nichts weiter und sollst als solcher auf Coment halten, sonst brumme ich dir einen Dummen auf.

Fuchs.

Nu! nu!

Erste Dame.

Ja! ja! — (Beide Damen erheben sich zum Fortgehen, die Burschen rücken ihre Mützen und dampfen ruhig fort; die Damen verbeugen sich höflich; wie sie an die Comuls vorbei

kommen erheben sich diese rasch um ihnen ihr Compliment zu machen, werfen aber in der Eile den Tisch um, daß sie sich und die Damen mit den Getränken bespritzen. — Die Damen schreien auf und eilen rasch vorüber. Die Burschen lassen ein donnerndes Gelächter ertönen, die Commis schleichen beschämt davon).

Der alte Bursche
und
der alte Commis.

(Wechselgesang.)

Der alte Bursche.

Denkst du daran, wie in den Burschenjahren
So licht und froh das Leben uns erschien?
Denkst du daran, wie wir es da erfahren,
Wie schön es ist für Freiheit zu erglühn? —
Denkst du daran, wie dich die jungen Schaaren
Als Bruder grüßten, treu in Glück und Mühn
Wo Haß und Lüge uns nicht konnten nahn
Du altes Haus! — o denkst du noch daran?

Chor.

Wo Haß und Lüge uns nicht konnten nahn
Du altes Haus! — o denkst du noch daran?

Der alte Commis.

Denkst du daran, wie wir in Jünglings-Jahren,
Im schönen Leipzig treu conditionirt?
Wie manchen Götterwitz wir dort erfahren,
Als wir — gewandte Suitiers noch — servirt?
Weißt du es noch, wie von den schönen Damen
Ein jeder gleich sich Blick und Gruß gewann?
Sobald wir nach dem Kuchengarten kamen,
Geliebter Bummler! denkst du noch daran?

Chor.

Sobald wir nach dem Kuchengarten kamen,
Geliebter Bummler! denkst du noch daran?

Der alte Bursche.

Gedenkst du noch der alten guten Zeiten?
Im knappen Flaus, Wirrhaar mit kühner Brust,

Heft unterm Arm, den Schmaucher an der Seiten
Gings ins Collegium mit Muth und Luſt.
Und wie wir paukten bei des tief und breiten,
Und hochgelahrten Redners Wörterwuſt!
Uns täuſchte damals weder Stand noch Wahn!
Sprich altes Haus! — o denkſt du noch daran?

Chor.

Uns täuſchte damals weder Stand noch Wahn!
Sprich altes Haus! — o denkſt du noch daran?

Der alte Commis.

Denkſt du daran, wie wir als junge Männer, —
Von Bildung und voll Liebenswürdigkeit! —
Als Schönheitsrichter und als Künſtlergönner,
In Kintſchy's Hüttchen thronten lange Zeit?
Den Sängerinnen und den Belletriſten,
Warſt du vor allen Andern zugethan!
Ich hielt es mit den bildenden Artiſten —
Beſonders Malern — denkſt du noch daran?

Chor.

Er hielt es mit den bildenden Artiſten —
Beſonders Malern — denkſt du noch daran?

Der alte Burſche.

Denkſt du daran, wie der Philiſter zagte
Doch gerne pumpte, wenn der Burſche kam,
Und wenn er beim Prorector uns verklagte,
Die ganze Landsmannſchaft ihn coram nahm.
Weiſt du es noch, wie viel ich damals wagte,
Bei hübſchen Mädchen und wie die ſo zahm?
Wie im Comerſch wir joolten Himmelan
Sprich altes Haus! — o denkſt du noch daran?

Chor.

Wie im Comerſch wir joolten Himmelan
Sprich altes Haus! — o denkſt du noch daran?

Der alte Commis.

Denkſt du daran, wie wir im Glanz uns zeigten,
den Conzerten, — mehr noch auf den Bäll'n?
enn Barth und Queiſer neue Walzer geigten,
ie fingen da die Herzen an zu ſchwell'n.
s zwickte uns, von Zeh' bis in die Waden!
nd alle Mädchen ſah'n uns fragend an:

Die flinksten Tänzer mogten sie errathen
In uns! — Herr Bruder denkst du noch daran?

Chor.

Die flinksten Tänzer mogten sie errathen
In uns! — Herr Bruder denkst du noch daran?

Der alte Bursche.

Gedenkst du noch der komisch-ernsten Stunde,
Wo wir loggingen, weil ich dich touchirt?
Und als das heiße Blut floß aus der Wunde
Wir, herzlicher denn jemals, da smollirt?
Und wie wir endlich dann — treu unserm Bunde,
Zwei Monden lang den Carzer frequentirt?
Doch selbst im Carzer stießen frei wir an,
Sprich altes Haus! o denkst du noch daran?

Chor.

Doch selbst im Carzer stießen frei wir an,
Sprich altes Haus! o denkst du noch daran?

Der alte Commis.

Und wie wir dann bei Clermont raisonirten
Von Politik, und von dem Zollverband,
Die trocknen Kehlen fleißig restaurirten,
Denn, Grog und Necos waren stets zur Hand,
Denkst du daran, wie du mirs Wort gegeben:
So sollt' es bleiben, unser Lebenlang?
„Ich denke d'ran — ich denke d'ran mit Beben!
„Ach! auch die Jugend hat ihr Falliment."

Chor.

„Ich denke d'ran — ich denke d'ran mit Beben!
„Ach! auch die Jugend hat ihr Falliment."

Der alte Bursche.

Ich denke d'ran! nie werd' ich sie vergessen
Die liebe gute alte Burschenzeit!
Ach! daß sie hin! daß sie so kurz gemessen,
Nach Ost und West die Guten sind zerstreut
Viel Schurkerei erfuhr ich unterdessen,
Das Leben wivert mich, so kalt und breit.
„Muth, altes Haus! Stimm' Gaudeamus!" an!
„Kannst du es noch?" — Ach Gott! ich denke d'ran!

Chor.

„Muth, altes Haus! Stimm' Gaudeamus!" an!
„Kannst du es noch?" — Ach Gott! ich denke d'ran

Komische Anzeigen.

1.

Leipziger Tageblatt Nr. 224 v. 1834.

Bitte. Herrschaften und daran Theil nehmende Herren, welche mir das Vertrauen schenken, ihren Knaben Unterricht im Exercieren und Fechten ertheilen zu lassen, belieben sich gefälligst bei mir zu melden.

Da ich als Corporal im Regimente Prinz Maximilian gedient, auch schmeicheln darf, die Fertigkeit hinlänglich darin erlangt zu haben, hoffe ich mir Beschäftigung zu verschaffen, oben erwähnten Unterricht Beifall zu spenden.

C... L....., Windmühlengasse Nr. 860, im Hofe rechts, 3 Treppen hoch.

2.

Aus der Sachsenzeitung Nr. 201. 1834*).

Anzeige. Fortwährend linirt gebunden oder ungebunden ganz fehlerfrei und sehr schnell, genau nach Muster, die gewöhnlichen Handlungs- und Ge-

*) Diese Anzeige wird übrigens Jahr aus, Jahr ein viele, vielemal in gedachtem Blatte abgedruckt, und es dürfte wenig Leipziger Spottvögel geben, welche nicht im Stande wären, sie aus dem Gedächtnisse buchstäblich zu recitiren.

schäftsbücher, Rechnungen ꝛc., das Buch zu 2, 4 bis 6 gr. und auch bei größten oder Haupt-, Cassa- und Journalbüchern werde ich nach Verhältniß des Formats und Zahl der Linien bei größter Sorgfalt alle nur mögliche billige Preise stellen, so wie auch bei rothen, blauen, schwarzen Tinten oder Bleistift-Querlinien, da ich zehn Jahr nun mich damit beschäftigt, können auch die schwierigsten so wie die leichtesten Muster ganz accurat und gänzlich fehlerfrei linirt werden, mit guter echter selbstverfertigter Tinte, und auch bei jeder Kleinigkeit werde ich Veranlassung zu fernerer Zuversicht geben, da ich mehrfältig für einen Theil hiesiger resp. Handlungen und auch viele auswärtige Handlungshäuser zu verschiedenen Zeiten linirt. Auswärtige Aufträge werden pünctlich und zu jeder Zeit besorgt. G. F.

3.

Leipziger Zeitung 1834.

Gestern ging mir nach vielen trüben Tagen die Sonne recht freundlich auf. Meine theure Auguste, geb. — von —, wurde mir, nach 16 Monaten Einsamen, liebende Gattin und meinen Kindern zärtliche Mutter. Dieses frohe Ereigniß, durch welches ich das Leben wieder liebgewonnen habe und über welches sich der verklärte Geist meiner heimgegangen Lina, im Fall sein Auge hierher reicht, nur freuen kann, mache ich entfernten Freunden ergebenst bekannt.

—, d. 22. Sept. 1834.

Der Schullehrer — —.

Angenehme Unterhaltung der 3 Nachbarinnen Frau Kunze, Frau Meyer und Frau Schneider aus dem Fenſter, am Abend der September-Unruhen:

Frau K. Sinn ſe denn zu Hauſe?

Frau M. Freilich; ſah'n ſe mer nur was das vorn Spektakel is?

Frau K. Na Kott ſoll mich, wiſſen ſe denn niſcht dervun?

Frau M. Na, was is denn? mei Mann der Schlottg is fort gelofen un hat mer keh Wort niche kesaht!

Frau K. Na ich will ſ'es sahn: ſe temeliren in der Stadt.

Frau S. Schön kuten Abend, was sahten ſe Frah K. ſe temeliren in der Stadt?

Frau K. Ja wees Gott 's is wahr, mei Mann hat mit kemußt, denn der hat e Feuerzehchen daß wenn was vorfällt daß er klei bei der Hand is.

Frau M. Na da ſoll mich der liebe Gott erwiſchen wenn mei beſoffener Kerl nich och dernach kelohfen is.

Frau S. Herjehs was war das vor'n Schlak! na das muß dadrinne kut zukehn, da ſulten mer mit derbei ſin, ich klobe da wehr was zu ſchleppen.

Frau K. Ne, das thu ich niche, ich kehe nich' aus 'm Hauſe, denn wenn mei Alter heme kumt da will 'r o na e Latſch drinken;

Frau S. Na ich klobe kahr die fergt ſich for ihren faulen Kerl; ſe muß'n ja ernähren! na da ſollte meinen der Teiwel holen wenn dehr mer wullte was fahn!

Frau K. Na tuhe ſe ſich doch niche, er hat ſe ja keſtern erſt gekeilt!

Frau S. Was, mich hät' r gekeilt? Na da mach'ſe ſich 'n andermal die Ohren rehne das ſe beſſer hört! ich ham 'n durch keplaußt weil er wieder de Lampe zu vull gekoßen hatte.

Frau K. Na á Schlahk hat ſe och mit weck gekrigt, denn ich habe ſe ſchreien hören.

Frau S. Na lohf' ſe, mach ſe ſich nich vull; ſe tuht wohl als krigte ſe kehne Haue nich?

Frau M. Zankt euch doch nich um de Keile, mer kriegen alle Dreie welche, aber wenn mich meiner wieder ſchleht — Kott ſtrampach da ſetze ich mich zur Wehre.

Frau S. Du halt 'n Rand, da kimt dei Alter kebummelt.

Frau M. Na da muß ich en nur ruff helfen ſunſt macht 'r mer Krawall.

Frau K. Na Frah S. wenn die ſich wehrt wenn's an e treſchen keht da laſſe ich mich freſſen! Sah'n ſe mer nur was hats denn keſchlahn?

Frau S. Alleweile Elfe.

Frau K. Na da möchte mer ſich nur in de Bucht legen.

Frau S. Bleiben ſe doche na å Bischen am Fenſter, mer wull'n uns na was erzählen.

Frau K. Na ehe de Lampe auskeht will ich nur erſcht å mal kuken was mei klehner Knochen macht; der Balk ſchreit ſchon ánne halbe Stunde; ich kumme klei witter, dann ſchlawwern mer na å Bischen im Finſtern; (kurze Pauſe) ſein ſe denn na da?

Frau S. Ja, was war'ſch denn?

Frau K. I weiter niſcht, er werd wohl de Nacht na um de Ecke fahren; 's arme Wermchen hat de Krempfe! na was ich ſah'n wollte, han ſe denn niſcht gehört von der Schulzen ihren Mädchen?

Frau S. Na, was is denn mit der?

Frau K. Na, das will ich ſe ſahn, aber ke Menſch darf's weiter wiſſen, ich hab 's blohs na Zwee'n keſaht.

Frau S. Na wees Kott, ich ſah's nich wieder; was is 's denn?

Frau K. Na die lohft mit Eenen aus 'n Bunde.

Frau S. Was mit Eenen aus 'n Bunde? Sahn ſe mer 'mahl was das heeſt?

Frau K. Na ich verſteh 's och nich, ich klobe ſe nennen's den Jugend-Bund;

Frau S. na Kott verſorge mich, das habe ich mer bald kedacht, denn wo ſollte ſe denn die Sachen alle herkriegen!

Frau K. Denken ſe denn daß ſe das von Eenen kriecht? das klobe ich nich!

Frau S. Da han ſe recht, Eener kibt nich ſo

viel; na warten se nur, ich will mich schont's erkunt'gen, da will ich's aber ihrer Alten schöne unter de Nase reiw'n, denn bei dehr tähts och Noth mer blies 'r 'n Stoob aus 'n Wäge wenn se über de Kasse keht.

Frau K. Na, wissen se was, kummen se morgen Nachmittage zu mer, da koch'n mer uns á warm'n Schuster, da wull'n mer schont's na mehr uns erzählen.

Frau S. Na ich kumme, weeß Kott, bleiben se aber nur och heme.

Frau K. Se könn'n sich druff verlassen.

Frau S. Schlafen se schöne wohl.

Frau K. Schön kut'n Nacht Frah S. Na morgen!

Frau S. Na morgen!

Leipziger Lied

(für putzſüchtige Mädchen und Fräulein).

Ein Käfer auf dem Zaune ſaß:
Summ, ſumm!
Die Fliege, die darunter ſaß:
Brumm, brumm!
„Fliege! willſt du mich heirathen?
Summ, ſumm!
Ich geb' dir ein' Ducaten
Brumm, brumm!"

Die Fliege ſpricht: „Mein liebſter Schatz!
Summ, ſumm!
Hier haſt du den Verlobungsſchmatz!
Brumm, brumm!
Mit Freuden will ich dich heirathen
Summ, ſumm!
Gieb mir nur den Ducaten
Brumm, brumm!

Und kauf' mir einen neuen Hut!
Summ, ſumm!
Ein neuer Shawl mir nöthig thut!
Brumm, brumm!
Auch ein Kettlein mußt mir ſchenken!
Summ, ſumm!
Und ein' Ring, zum Angedenken!
Brumm, brumm.

„Auch brauch' ich vor allem noch dazu:
Summ, ſumm!
Zwölf Dutzend Paar ſeidne Tanzſchuh!
Brumm, brumm!

Daß ich kann gallopiren und rutſchen,
Summ, ſumm!
Auch wünſch' ich mir Pferd' und Kutſchen!
Brumm, brumm!

„Ein' gülden Uhr mir noch gebricht!
Summ, ſumm!
Und kauf' mir Glaurens Vergißmeinnicht!
Brumm, brumm!
Auch mußt du ohn' Beſchwerden,
Summ, ſumm!
Jäger-Communal-Gardiſte werden!
Brumm, brumm!

Auch in's Theater führe mich!
Summ, ſumm!
Und in's Conzert, verſtehet ſich!
Brumm, brumm!
Nach Gohlis und in's Roſenthal!
Summ, ſumm!
In den Kuchengarten allemal
Brumm, brumm!

Der Käfer ſpricht: „das thu' ich nit!
Summ, ſumm!
Da ging' zu Grunde mein Credit!
Brumm, brumm!"
Und er fliegt auf die Kirchthurmſpitzen
Summ, ſumm!
Und die Fliege? — die bleibt ſitzen!
Brumm, brumm.

Kgl. Bibl.
Berlin

Schweizer Garten
W. B. Clermont

Leipzig

wie es geht und steht, lebt und liebt;

oder

Spaziergänge

in und um Leipzig.

Herausgegeben

von

A. Lüser.

Zweites Heft.

Mit einer colorirten Zeichnung.

Leipzig, 1835.

Verlag von W. Zirges.

Motto.

„Sieh' Neapel und stirb!
„Sieh' Leipzig und — bleibe leben!"

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Dritter Spaziergang.

Dienstmädchen.

Wer ist jene Dame mit dem überbunten Shawl, dem funkelnden „Blick' mich an!" (Regardez-moi) an der Stirn, dem etwas schwerfälligen Pompadour und mit den gewaltigen Flügelärmeln? Das ist so zu sagen, eine Leipziger Jungemagd am Sonntag.

Jungemagd ist Leipzigsch und bedeutet ins reine Deutsch übersetzt soviel als Stubenmädchen, aber wieder der feinern Art. Die Jungemägde haben die noblen Beschäftigungen in den angesehenen Häusern: sie halten die Meubles rein, das Porzellain, das Silberzeug und die Garderobe der Dame vom Hause und der halb oder ganz flüggen Töchter. Es ist Bedingung daß sie sich auf feinere weibliche Handarbeit verstehen; auch Lesen, Schreiben und Rechnen müssen sie können, und gute Sitte, Anstand genug besitzen um wenn große Gesellschaft geladen ist, die Erfrischungen zu präsentiren, u. s. w.

Man sieht der Dienst dieser Mädchen ist nicht unangenehm, indem sie durchaus keine schweren Arbei-

ten zu verrichten haben! Leisten sie gar — was nicht selten ist — in den feinern Handarbeiten Vorzügliches, so ist ihr Loos in manchen Häusern wirklich beneidenswerth! sie helfen dann der Hausfrau oder der erwachsenen Tochter ihren Putz von Zeit zu Zeit umformen und erfahren Manches, wovon die Köchin und das Kindermädchen ihr Lebtag nichts hören.

Uebrigens findet man oft wahrhaft liebliche Gesichter unter dieser Classe von Mädchen! ihre Anzahl würde noch größer seyn, wenn nicht ihre rasende Tanzwuth, welche sie mit ihren Herrinnen gemein haben, den Rosenhauch der Jugend vor der Zeit zerstörte, so zwar, daß man mit ziemlicher Zuversicht sagen kann: „Jenes blühende Kind da, wird nach zwei Jahren gelb und runzelicht wie eine schlecht conservirte überreife Citrone sein!“ — Indeß so lange es währt erfreu' ich mich an den hübschen Gesichterchen und verdenk' es keinem Hausherrn wenn auch er Gefallen hat an der neuen Jungemagd und sie protegirt.

„Aber das schickt sich nicht!“ ruft sie, als er, um zu zeigen, wie gut er es mit ihr meint, ihr einen feurigen Kuß auf die rothen Lippen preßt. — — Nun freilich! der Kuß hätte wegbleiben können, um der Madam willen! — aber: gesteh' es nur, Anna, Bertha, Adelheid, Laura! oder wie du sonst heißest (vornehm und schönklingende Namen haben in der Regel alle!) — auch noch um einer andern Person willen hätte der Kuß wegbleiben können? — Ha!

du erröthest! — ja, ich sage es: Sergenten sind ihre Passion.

Sergenten sind ihre Passion!

Und warum denn auch nicht? die Sächsischen Sergenten sind hübsche Leute, durchaus nicht ohne Bildung! — ja, Manche sind wirklich gebildet in vollster Bedeutung des Wort's. Dabei haben sie etwas Wackeres, Zuverlässig-Männliches in ihrem Wesen, was unsere jungen Cravatten-Zierbengel nicht haben, so daß ich, wenn ich ein Weib wäre — (wofür mich übrigens Gott bewahren mag!) ich mich zehnmal in einem Sergenten denn einmal in einem solch' modischen Windbeutel verlieben würde.

Ein Sergent also ist's, der das Herz der Jungemagd rührt. — Wohl! er thu's und ich gebe meinen Segen dazu, um so mehr als der Priester allerdings keine Copulationsgebühren von dem Pärchen erhalten dürfte, denn ihre Liebe ist zu romantischer und poetischer Natur um mit der Wirklichkeit der Ehe zu enden. Hat der Mephisto ja einmal sein Spiel, (wie das Tageblatt freilich oft anzeigt!) so ändert sich's mit — einem Dienst als Amme für sie, und einem neuen Schatz für ihn. Allerdings auch mathematische Wirklichkeit! doch immer noch nicht gar so schlimm.

Ich will aber mit solchen Geschichten nichts zu thun haben, sondern meinen Lesern meine Heldin vorführen im Blüthen-Mond ihrer Liebe, wie sie mit ihrem Schatz nach Möckern spaziert. Möckern nämlich ist der Jungemagd das, was der Dame

das Rosenthal, der Kuchengarten und das elegante neue Schützenhaus mit sonnigem Hof.

Sie nahet die Holde! das Exemplar welches wir vor uns sehen ist nicht übel! doch ein wenig allzu voll; es giebt leichtere anmuthigere Gestalten unter ihnen! Der Redacteur Lyser hat aber dem Maler Lyser gerathen: „Zeichne sie nicht allzuhübsch, traute Seele! spare etwas für die Dame! die Dame mußt du so schön zeichnen wie du kannst! du kannst ihnen sogar ein wenig schmeicheln, denn im Vertrauen Guter! — ich — der Redacteur — habe ihnen nicht geschmeichelt.

Beiläufig sey bemerkt: daß meine Jungemagd so gut spricht, wie es eben eine Leipzigerin kann — und daß sie im Medisiren keiner Dame etwas nachgiebt, ist eben so gewiß! und so ohne weitere Vorrede meinerseits trete vor, liebes Pärchen und rede selbst.

Scene zur Titelvignette.

Sommer-Sonntag Nachmittag: ein Sergent von dem in Leipzig garnisonirenden Schützen-Bataillon erwartet am Eingange des Rosenthals seine neue Geliebte, ein feines in einem guten Hause konditionirendes Stubenmädchen — vulgo Jungemagd.

Er. (den Gegenstand seiner zarten Gefühle von weitem erblickend, ihr entgegeneilend und militairisch grüßend) Guten Tag liebes Riekchen, ich habe schon lange auf Sie gewart'.

Sie. Ihr Diener, das thut mir sehr leid, ich konnte aber werklich nicht eher kommen, denn meine

Mammsell keht auch weg und da habe ich ihr erst müssen 'n Paar feine Strümpfe stopfen.

Er. Wo geht denn Ihre Mammsell hin?

Sie. Sie keht nach Kolis, denn da is immer der Sammelplatz von den Zierpuppen.

Er. Wir gehn doch durchs Rosenthal nach Möckern?

Sie. Ei ja, das is doch der schönste Weg.

Er. Ich glaube da kommt Ihre Mammsell gegangen.

Sie. Ja, das is se; nun besehn Sie sich 'se einmal.

Er. Die thut aber als kennte sie Sie gar nicht!

Sie. Was denken Sie denn? die würde mich ansehn! da denkt die schon sie verkiebt sich was wenn se ein ehrliches Mädchen grüßt was zu Tanze keht! 's is mir auch kanz eingal.

Er. Nun ich dächte doch da fiel ihr keine Perle aus der Krone.

Sie. Nach der ihren Bekriffen, o ja; wenn die sich aber lassen Abends zu Hause bringen da betragen se sich freier als wir Mädchens die wir alle vier Wochen emal zu Tanze kehen.

Er. Da haben Sie wohl Recht! — Nun liebes Riekchen! hier kommt gerade Niemand, da geben Sie mir geschwind ein Schmätzchen.

Sie. Ach wenn's nur Niemand sieht.

Er. Sein Sie mir denn 'n Bischen gut?

Sie. Na, ich will Sie's nur kesteh'n, — ja!

Er. Das macht mich ganz glücklich, Sie sollens der auch nicht bereuen.

Sie. Ich klaube wenigſtens nich daß ich mich in Sie irre.

Er. Gewiß nicht wenn Sie mich erſt näher kennen da werden Sie ſich überzeugen.

Sie. Nun, ich habe das beſte Zutrau'n zu Sie.

Er. Seh'n Sie 'mal wie voll 's bei Kintſchy iſt! kennen Sie denn vielleicht die ſchöne Mammſell da am vorderſten Tiſche?

Sie. Ja, die kommt immer zu meiner; das is auch ſo'n Affe.

Er. Wenn ich nicht irre ſo is das ein adlicher Student der bei ihr ſitzt.

Sie. Na, wenn der wiſte was ich weis da ließ er ſe kewiß laufen.

Er. 's is doch ein herrlicher Weg durch's Roſenthal wenn man ihn zumal in Ihrer Geſellſchaft geht.

Sie. Ich bitte recht ſehr machen Sie keine Complimente, denn ich weiß ſie nicht zu erwidern.

Er. Herr Jees da ſind wir ſchon an der Waſſerſchenke, was doch die Zeit vergeht! Woll'n wir vielleicht lieber hier bleiben.

Sie. Ach ne, in Möckern is 's hübſcher; und dann die ſchöne Schützenmuſik! —

Er. Sie ſchmeicheln uns; Ihr Wille is der mein'ge; laſſen Sie uns alſo fortgehn. Hier aber können Sie mich mit noch 'n Küßchen beglücken.

Sie. Wo denken Sie denn hin? ich habe Sie ja ſchon Eenen gekeben, und hinter un vor uns ſein ja Menſchen!

Er. Ach was gehn uns die Leute an, die können immer wiſſen daß wir uns gut ſein.

Sie. Nu, das is aber der Letzte.

Er. Sie sind á köttliches Mädchen! gehen wir denn 'nein oder bleiben wir haußen?

Sie. Wie Sie wollen, 's is ja noch Concertmusik.

Er. Nun da woll'n wir erst im Garten ein Schälchen Koffee trinken. Setzen Sie sich mein gutes Riekchen.

Sie. Machen Sie sich nur keine Unkosten meinetwegen.

Er. Ich bitt' Ihnen! — Markör!!!

II.

Briefe.

Erſter Brief.

Er an Sie.

Anzubetende Friederike!

Ich ſchreibe Ihnen in aller Eile nur wenige Worte, weil mich Dienſtgeſchäfte drängen; Ich wollte der Teufel holte das Exerzieren bei dieſer Hitze! aber Sie wiſſen als Mann von Ehre, daß man muß ſeine Pflicht thun, wenn ſie auch ſauer ankommt, das bringt unſer Stand ſo mit ſich. Nun! wenn des Tages Plagen vorüber ſind, winkt mir ja die freundliche Erholung der kühlen Nacht und ſinkt das beleuchtete Geſtirn der Sonne, ſo gehen die ſtrahlenden Sterne Ihrer Augen mir auf und verheißen mir die Erfüllung meiner ſtürmiſchen Wünſche. Ja geliebtes Mädchen! nur Dein Beſitz kann mich in die höchſte Seeligkeit dieſer Erde verſetzen und ich rufe kühn: „Sieg oder Tod!“ denn ein Drittes giebt es nicht für den ächten Sohn des Krieges und ein ſolcher bin ich. A propos: haben Sie ſchon das häutige Tageblatt geleſen es ſteht darin: daß auf Lindner's

Ruhe diesen Abend Schweinsknöchelchen und Klöße verspeiset werden, hernach ist Tanz-Musicke. — Wie wär' es göttliches Riekchen wenn wir 'rausgingen, ich weis daß es Ihr Lieblingsgericht ist, und Sie wissen daß ich es ebenfals leidenschaftlich liebe, also sagen Sie ja! ich bringe Ihnen dann später nach Hause und habe unterwegens Gelegenheit Sie zu versichern wie unaussprechlich ich Sie liebe. — Also antworten Sie mir und sagen Sie mir wo ich auf Sie warten soll. Ich schlage Ihnen die Nonnenmühle vor weil das nahe bei Sie ist — ich küsse Sie in Gedanken tausend mal und bleibe Ihr ewig getreuer

Wilhelm Stürmsch
Sergent.

Zweiter Brief.

Sie an Ihn.

Geliebter Wilhelm!

Was Sie mir gestern Abend sagten, hat mich sehr gerihrt denn Sie redeten so rihrend und das Rihrende ergreift mich immer weil mein Herz so leicht gerihrt wird, daß ich nicht wieder stehen kann. Ach! wie schwach ist doch das Weib, daß es sich so leicht rihren läßt. Aber Nein Wilhelm ich kann nich glauben: daß Sie mich teuschen wollen, denn dieses rädliche Auge kann nicht triegen denn das wäre schröcklich ein unschuldiges Mähdchen mit triegerischen Worten zu teischen. Nein Wilhelm Sie lieben mich

gewiß auf richtich darum will ich Sie verbrauen! denn Verbrauen erweckt wieder Verbrauen! wie Schiller sagt.

Ich habe die ganze Nacht von Sie getreimt daß wir auf Schimmels Teich gefahren sind — was beteitet das? aber ich glaube die Lindnersche Gose von gestern Abend hat mir Wallungen gemacht oder ist es die Aufrägung meiner Seele weil ich immer an Ihre rihrende Worde gedacht habe? — ich sage mir oft: Rieke sey ein Mann und laß Dich nicht so hinreißen, von deinen Herzen! aber das hilft mir Alles nichts denn meine Liebe zu Sie ist zu möchtig und der Zuch des Herzens ist des Schicksahls Stimme wie ins Vergißmeinnicht gedruckt steht. — Nun dann! ich folge dir Schicksaal! diesen Abend um acht Uhr kann es an gehen, daß sie mich treffen, beim Schloß an der Freimaurer Losche aber lassen Sie mich nicht zu lange in Dunkeln warten denn ich bin ein furchtsames Geschöpp und fürchte mich vor die Freimaurer denn Mein Herr — ist auch mit darunter — Nun! ich erwarte Ihnen! ewig Ihre unaussprechlich treie Geliebte

Friederike Flieder.

Dritter Brief.

Friederike an ihre Freundin Agnes in Dresden.

Geliebte Freindin!

Aus Deinen Brief habe ich ersehen: Das es Dir wohlgeht, bei deiner neien Herrschaft in Dreßen und das du dich gesund besinten thust, was mich ser freit

denn ich bin ja Deine treie Freindin. Aber sage mir: wie es Dir sonst in Dreßen gefällt und was ihr da fier Vergnigen habbt und op du schon einen neien Geliebten hast und ob es ein Scherschant ist, wie der Vorichte? Deiner hier in Leipzig hat sich auch schon wieder was neies genommen! Das kann ich ihn aber nicht vertenken, denn, da Du fort bist so mußte er doch wieder was haben, Na, Du wirst Dich darüber nicht grämmen, sondern Dich auch zu drösten wissen, so kuth wie jede Andere.

Schreibe mir doch ist, daß denn wahr das, die Mädchen in Dreßen lauter Madronen-Gesichter von Rafahhel haben, wie der junge Maler immer sagt, der meine Matam kemalt hat, und was ziehen sie denn, an wenn sie auf den Pall kehen?

Der diesjähriche Garmarkt in Tauche ist sehr lustig gewesen, ich bin auch mit meinen Scherschanten in einer Schöße rausgefahren und sein wir recht vergnigt gewesen, wenn nur nicht so schröcklicher Staub gewesen wöre.

Nun weiß ich aber nichts mehr zu schreuben darum muß ich schlüßen. Lebe wohl liebe Freintin!! ich bleibe deine ewiche dreie

Friederike Flieder.

NB.! Diesen Morgen hätte ich mich mit meinen Geliebten beinahe entzweiet weil er glaubt, das mein Herr mich zu sehr protekzirt, ich habe ihn das aber aus den Kopfe geredet.

NB.! NB.! — Meine Matam sieht mich auch so mißbrauisch an, ich bin in Angst das sie was gemerkt hat. Laß du dir nur um Kottswillen nichts merken von das was ich Dir mitgeteihlt habe im Verbrauen.

Vierter Brief.

Agnes an Friederike.

Ebich Kelübte Rüke!

Ich hätte Dir schon lange keschrüben aber ich habe so vihl Arbeit kehabt tas ich nicht weiß wo mein Kopp steht denn du kannst kar nich klauben in was fir einen draurichen Umständen meine knötiche Frau ihre Leinen Karderobbe ist. alle Hemden warren zerüssen und alle Strümpe hatten Löcher aber wenn sie keputzt ist, merkt Keiner nichts dafon, denn sie trägt immer scheene seidne Kleiter und einen Schahll, der kost treihuntert Tahler — tenke dich! treihuntert Tahler fier einen Schahll und dabei kein kanzes Hemte!! — Ne! So was passirt doch in unsern Leipzich niche, hier in Treßen soll es aber vil solche Tamen keben thun, denn die Powretä soll sehr kroß seyn.

Du fragst mich, ob ich schon wihter einen Kelübten habe? Nee, Rükchen! den habe ich nicht, aber ich habe mich unklücklich verliebt in Karl Tewrient der jetzt fortkekangen ist von Treßen, alle Tamen haben dariber keweint und meine knödiche Frau woint noch mit mich dariber um die Wedde.

Kestern ist der Herr Professor Reuchert in die Luft kefahren un tenke dir seine Dochter ist mit ihn kefahren, weil die jungen Herrn hür keine Kurasche hatten, na! ich tenke in Leipzich hat auch keiner so

vil, denn es keht doch auf Löben und Doth und das Löben ist doch scheene sagtt Schiller.

Ueber alles was du mich sonsten kefragt hast kann ich dir noch nicht antworten weil ich keine Zeut hawe, Ach Kott! ich hätte kroße Lust rüber zu kommen zur Messe es ist doch hier nichts, was sich damit verkleichen läßt, das mein Scherschant sich eine neue Kelübte kenommen hat ist mir kanz einkal, denn seit dem daß ich den Carl kesehn habe, weiß ich erscht was Lübe ist und mache mir aus alles Uebrige nichts nich mehr.

Nun löbe wohl kelübte Sääle! stoße Dich nich, an die unlöserlichen Worte meine Dräbnen sind tarauf kefallen denn ich muß immer weinen wenn ich an Carl denken thue.

Ewig Deine unklikliche

Agnes.

Vierter Spaziergang.

Das Feuerwerk auf der großen Funkenburg.

(Ein Capriccio.)

Die große Funkenburg, außerhalb des Ranstädter Thores gelegen, ist ein sehr besuchter Vergnügungsort der mittlern Bürgerklasse Leipzigs. Ehrsame Handwerker, mit ihren Frauen, Töchtern und Schätzchen, wandern an schönen Sonn- und Fest-Nachmittagen zu Hunderten hinaus, thun sich gütlich bei Caffee, diversen Bieren namentlich des Dölnitzer Weisbier's auch Gose genannt, Punsch und Schnaps, und erfreuen sich an den Garten-Conzerten, woran es, natürlich! hier so wenig wie an irgend einem andern Vergnügungsorte Leipzigs, fehlt; Abends beschließt ein Tänzchen die Feier. Heut' Abend aber muß etwas besonderes los seyn, denn auch die Noblesse verschmäht es nicht hinaus zu wandern, trotz dem daß es empfindlich kühl ist, (es ist der 24. September). — Da — wahrhaftig! sogar eine elegante Equipage hält vor der Funkenburg! eine hübsche Frau und deren Schwester steigen aus — gehen hinein! — Ei da muß ich sehen was es giebt! — „Hinter drein!" —

Das Gedränge am Eingange ist stark, um so mehr, als Abgesandte der Sicherheits-Behörde sich beeifern auf Ordnung zu halten! die liebe Straßenjugend vermehrt den Lärm und „tummelirt" über das hohe Entrée des letzten Platzes „Zween Groschen zum Stehen!" — ich winde mich Schlangen gleich durchs Gedränge, bis zum Mittelpunkt, wo eine Zeitlang, Vor und Zurück, unter die absolut unmöglichen Dinge gehört. „Mer sin einkeilt!" quäckt ein Zwirnsfaden dünner Jünger des edlen Schneiderthums, und die Damen, denen ich nachhuschte, jammern laut, denn ein plumper Schlosser hat ihnen die zierlich beschuhten Füßchen mit seinen ungeschlachten Stiefeln fast abgetreten. Noch mehrere der lieblichsten und elegantesten Damen Leipzigs erblick' ich! Einige lächeln mich so unbefangen an, als ob sie sagen wollten: „Du hast das Pulver gewiß auch nicht erfunden!" Die Armen! sie wissen nicht wie nahe ihnen der böse Feind ist! wissen nicht, wie ich umherschleiche, gleichwie der brüllende Löwe in der Bibel, und nach Raub spüre, für mein Leipzig wie es geht und steht und lebt und liebt — ja! mein Rezensent in den Blättern für literarische Unterhaltung hat Recht! ich bin ein ruchloser Bösewicht, ohne Religion, Tugend und Gewissen! ohne moralische und literarische Bildung, in Summa: ein literarischer Don Juan. — Dort geht mein frommer Octavio! ich nicke ihm unbefangen zu und er erwiedert's, denn er glaubt ich kenne ihn nicht. — Bah! Don Octavio! kenne ich nicht deine Donna Anna? — — —

Wer grüßt mich da? — O weh! eine Ballett-Tänzerin!

„Blamir mich nicht mein schönes Kind
„Und grüß' mich nicht unter den Linden
„Wenn wir alleine beisammen sind
„Wird sich schon Alles finden." —

Da schlägt mich Jemand auf die Schulter, ich wende mich, es ist mein Freund X.

Ich. Willkommen auf der Funkenburg! was giebts denn heute?

X. Das weißt Du nicht?

Ich. Nein.

X. Und bist hergekommen?

Ich. Ich sah ein paar Bekannte dahin gehen.

X. Ja so! nun 's ist ein großes Wasser-Feuerwerk.

Ich. Ah Bravo! da sieht man sie in Feuer.

X. Komm mit in den Saal, es ist noch früh. —

Wir treten ein! aber nicht lange können wir's aushalten, es ist zum Ersticken voll! Bier und Schnapps fließen wie die Milch- und Honigbäche des weiland gelobten Landes, ja sogar einige Flaschen ächten Naumburger (hier Würzburger getauft) lächeln wie Giftmischer unter den ehrlichen Bierkrügen hervor, das schrecklichste aber ist der schlechte Tabaksdampf; schnell zieht mich der feinnasige X wieder hinaus und sein Erstes als wir draußen sind, ist, daß er mir eine Havanna-Cigarre präsentirt und selbst eine anzündet, dann schlendern wir der Casse

zu, denn es ist schon halb 7 Uhr und o um Acht soll das Feuerwerk beginnen. — Natürlich gehen wir als feine Leute auf den ersten Platz; es ist schon alles voll bis auf eine Bank in den vordern Reihen, wir setzen uns und bald sind auch die wenigen noch übrigen Plätze eingenommen.

Es ist stockfinster geworden nur in den Büschen jenseits des Teiches flimmern hin und her noch einzelne Lichter. — Rings um uns leises Zähneklappern, denn wie gesagt es ist empfindlich kühl! — man rückt näher zusammen, die Damen schmiegen sich inniger an ihre Begleiter und umgekehrt. — Freund X seufzte tief und dachte an die kleine Opern-Tänzerin auf dem zweiten Platz.

Vom zweiten Platz herüber tönten auch Seufzer und Zähneklappern aber auch diverse Küsse und dann und wann von einer Diskantstimme ein: „So kehn se doch!" — „Das schickt sich nicht!" — u. s. w. Es schlug Acht, aber das Feuerwerk begann noch nicht, eine Viertelstunde nach der andern verfloß — kein Funke — die Cigarrenfunken ausgenommen — sprühte. Der Mond ging auf und beleuchtete mit ungewissem Licht die gewissen und ungewissen Gruppen. X's Seufzer stiegen wie Raketen zum keuschen Mond empor, selbst mich begann eine Art Verzweiflung zu fassen. — Lebensüberdruß überkam mich, ich bestellte eine Flasche Naumburger und zwei Gläser. Das ätzende Gift wurde gebracht, ich füllte die Gläser und reichte eins meinem Freund — wir sahn uns an mit nassen Blicken, tranken zugleich und zer-

ſtarrten. Da donnerten die drei Böller die Ouvertüre und das Feuerwerk begann.

Ich habe in den Reſidenzen Europa's die glänzendſten Feuerwerke mit angeſehen, da kann ich denn nun freilich von dem Funkenburger nur ſagen: daß es, — die Schwärmer und Raketen ausgenommen, — (welche Spektakel genug machten), recht niedlich war. Aber meine Lebensluſtigen Leipziger ſchienen es ſehr großartig zu finden, applaudirten tüchtig, und riefen in Einem fort: „Wie ſcheen! eenzich! — köttlich! „Auf dem zweiten Rang gab es aber einiges Gekreiſche, denn ein loſer Schwärmer fuhr einer gewaltigen Madam in den ſeidnen Lockenbau wo er eine fürchterliche Verwüſtung anrichtete; ſonſt ging alles glücklich ab, und als die letzte ſogenannte Girandola verpufft war öffneten ſich alle Mäulchen und ein Beifall ſpendendes Ah! ließ ſich hören. Dann erhoben ſich die durchfror'nen Geſtalten, ſo ſchnell es gehen wollte und drängten ſich dem Ausgange zu wo es wieder nicht ohne Rippenſtöße, Fußtritte und Quetſchungen abging. Die Nobleſſe und die ſolideſte Bürgerſchaft begab ſich nach der Stadt zurück, leichtere Waare promenirte noch ein Stündchen im Mondenſchein oder machte noch ein Tänzchen in dem Saale der Funkenburg; Freund X und ich aber ſchwankten als unglückliche Selbſtmörder nach Clermonts Conditorey, „dort wollen wir ſterben!" ſeufzten wir, „dort wo wir ſo manche frohe Stunde erlebt haben." — Dann fragten wir einander ob wir denn wirklich der X. und der L. wären und nicht etwa ein paar junge franzöſiſche Trauerſpieldichter deren

Stücke ausgepfiffen — und wie wir denn eigentlich auf die unſeelige Idee gekommen wären Naumburger Ausbruch zu trinken, und ſo in der Blüte unſerer Jahre elendiglich zu ſterben? — wir waren gerührt und weinten ſehr!

Clermont erſchrack als er uns erblickte — denn wir glichen ſchon lebendigen Leichen. Wir entdeckten ihm das ſchreckliche Geheimniß — er erſchrack nochmals, dann aber ſprach er: „Meine Herr'n, vielleicht iſt noch Hülfe möglich, verziehen Sie einen Augenblick, ich bereite Ihnen ſchnell ein Tränklein. — Er entfernte ſich — hoffend blickten wir ihm nach — der Brave hielt Wort! Bald trat er wieder herein, er trug eine dampfende Bowle, gefüllt mit jenem aromatiſchen Göttertrank, welchen die Sterblichen unter den Namen Annanas-Punſch kennen und lieben. — Wer den Clermont kennt, weiß auch, zu welcher Vollkommenheit er es in der Bereitung dieſes Tranks gebracht hat. — Schon nach dem erſten Glaſe ſchöpften wir neuen Lebensmuth, beim zweiten war der ſchreckliche Naumburger vergeſſen, beim dritten fielen wir uns mit Freudenthränen um den Hals und jauchzten: Seid umſchlungen Millionen, beim vierten lachte ich meinem Rezenſenten entgegen der eben eintrat, und beim ſechſten dichtete ich folgendes freche Liedchen — ich weih' es ihm hiermit, daß er es zerrupfe und zerzauſe:

Wüſtes Liedlein.

Thema.

Klingen! Singen! Blumen! Blüten!
Treue! Funken! — Betrunken! —

I.

Komm' Schätzchen! tanz' einmal mit mir,
Schallmei, und Fiedel klingen!
Klingen! klingen!
Und loſe Vöglein ſingen,
Sie ſingen, ſie ſingen:
„Willkommen, zärtlich Pärchen hier!"

II.

Ich bin dein Schatz, und ſchwöre Dir
Zehn tauſend mal auf's neue:
Treue! Treue!
Doch, wenn ich dich nicht freie,
Nicht freie, nicht freie;
Die Schuld, mein Kind, liegt nicht an mir.

III.

Wie heißt das flinke bunte Ding?
Es koſ't mit Blum' und Blüten,
Blumen! Blüten!
Sie wollen's nicht verhüten,
Verhüten! verhüten! —
Glück auf du leichter Schmetterling!

IV.

Und der dies kleine Lied erdacht,
Der naſchte manche Blüte,
Blüte! Blüte! —
Na, daß ſie Gott behüte,
Behüte! behüte! —
Wenn eine — Früchte hat gebracht.

V.

Und der zu Ende führt den Sang,
Deſſ' Herz ſprüht ſchöne Funken!
Funken! Funken! —
Und heut' iſt er — betrunken;
Betrunken! betrunken!
Und bleibt ein Narr ſein Lebenlang.

Der Jahrmarkt zu Taucha.

Prolog.

Hin nach Taucha! hin nach Taucha!
Wo der Buden Prachtgebäude
In den hügelichten Gassen,
Stolz und blendend sich erheben,
Ihren Schimmer weit verbreitend;
Dahin sehnt mein Herz sich sehr.

Hin nach Taucha! hin nach Taucha! —
Wo die allerliebsten Mädchen,
Die im großen Leipzig wohnen,
Hier, auf kleinem Raum vereinet,
Deinen trunk'nen Blick entzücken;
Dahin sehnt mein Herz sich sehr.

Hin nach Taucha! hin nach Taucha!
Wo das kühnste Liebeswörtchen,
Welches ich der Kleinen flüst're,
Nicht die strenge Mutter höret,
Vor der Menge fröhlich Schreien;
Dahin sehnt mein Herz sich sehr.

„Guten Abend! guten Abend!
„Lieber Freund! komm' setz' dich nieder!

„Ei, wo bist du denn gewesen?
„Scheinst ein wenig angetrunken" —
Ei! von Taucha komm' ich eben!
Vivat! Taucha's Jahrmarkt hoch! —
Hin nach Taucha! — Hin nach Taucha!

Taucha soll früher bedeutende Fabriken besessen und einen ansehnlichen Handel getrieben haben. — So viel ich weiß, giebt es daselbst außer einigen Webern dermalen nur noch diverse Schlosser und Tischler, sonst fehlen Fabriken, man müßte denn die Fortpflanzung des Menschengeschlechts mit unter die Fabrikarbeiten versetzen. Der Kinderseegen des Städtleins ist bedeutend, den Handel aber hat das, nur zwei Stunden entfernte stolze Leipzig, fast gänzlich an sich gerissen, so wie auch die oberste Gerichtsbarkeit des Städtchens; — kurz Taucha ist eine friedlich eroberte Provinz Leipzig's und alles was die Arme von ihrem vorigen Glanze noch behielt, beschränkt sich wie gesagt auf seine Eisen- nnd Tischlerwaaren, hübschen Mädchen und dem weltberühmten Jahrmarkt.

Es ist der vierzehnte September!

Komm geliebte Muse und begleite mich! — ziere dich nicht, fürchte dich nicht vor dem gräßlichen Staub und dem noch gräßlichern schlechten Tabaksdampf! — Siehst du nicht wie unsere zartesten Damen allem Ungemach heldenmüthig Trotz bieten? komm! komm! es geht nach Taucha! willst du fahren? — bon! hier sind elegante Droschken und nicht elegante Ribbenbrecher! —

„Wähle, wähle, wähle mein Kind! —
Wohl! eine Droschke! nun setz' dich geschwind —
Sieh, welche Schaaren,
Reiten und fahren,
Und traben dahin! —
Nach Taucha! — nach Taucha! — nach Taucha!
Steht heut' aller Sinn.

Der Hauptweg geht zum Grimmaischen Thore hinaus (während ein recht angenehmer Fußweg bis Schönefeld und von da nach dem heitern Blick auch hinführt) und ist bis zur grünen Schenke ziemlich angenehm; aber hier halten wir an, um uns durch des wackern Lange treffliches Bier zu stärken, denn die Hitze ist furchtbar und gleich hinter der grünen Schenke beginnt die staubigte Region.

Gedankenschnell hat mein schwarzer neuer Anzug seine Farbe geändert und „Adam ist worden wie unser einer!" — Da hilft kein Bitten kein Flehen! hier gilt Ihr Damen, kein Rang kein Name! — wie Ihr in meinem Sündenregister roth angezeichnet steht so macht auch hier der Staub grau, grau, grau! und wäret Ihr sammt und sonders Heben. — „Bon jour!" — ein Professor der Homöopathie grüßte mich, da er mich für seines Gleichen hielt — ja heute gilts:

„Brüder! wir sind alle — grau."

Nachdem wir von der Hitze halb gebraten und vom Staub halb begraben sind, ist endlich der heitere Blick erreicht. —

Wir steigen aus und erholen uns was weniges. Schon umtönen uns hier einige confuse Harmonien,

eine Drehorgel, ein blinder Clarinettist, zwei Harfenistinnen mit dem längst vergeßnen Jungfernkranz und einigen Rutschern aus den Capuletti's, dazu einige Kindertrompeten und Trömmelchen. Auch einige Illuminirte werden schon sichtbar; — ein feingekleideter junger Mann tritt auf mich zu, zieht die Mütze ab und zeigt mir mit preßhafter Miene eine blutende Kopfwunde. — „Was thu' ich dabei?" — fragt er mich, „rathen Sie mir!" — ich bin erstaunt, denn der junge Mann gehört zu den feinsten und anständigsten in Leipzig. Aber heut' geht alles drunter und drüber! — Er hat sich in Taucha einige Schäkereien mit einem Mädchen erlaubt, und deren erzürnter Verlobter hat ihm eine Flasche an den Kopf geworfen. — Lachend verbind' ich ihn und fahre dann mit meiner seufzenden Muse weiter.

Eh' zwei Minuten vergehen liegt Taucha vor uns, ein Höllenlärm schallt uns entgegen, durch's Thor wälzen sich unzählige Menschenmassen — hinein, heraus! — Mehr denn 500 verstimmte Kindertrompeten, Trommeln, Violinen, Pfeifchen, Waldteufel und Nachtwächterschnarren begrüßen die Ankommenden mit einem Tusch, wovon allein ihm schon vier Wochen lang die Ohren gellen könnten. — Aber noch nicht genug! Aus allen Kneipen schallt rasende Tanzmusik! dazu eine Unzahl Hackbretter, Drehorgeln, das Joolen der Studenten welche maskirt in verschiedenen Abtheilungen die Straßen durchziehen, und jedem Betrunkenen ein feierliches „Vivat!" ausbringen, (versteht sich ebenfalls unter Musik), dann das Wiehern der Pferde — das Brüllen des erschreck-

ten Viehes auf der Weide und in den Ställen, das Jammergeheul der rebellisch gewordenen Hunde — dies alles denke man sich, zusammengefaßt in dem Raum einiger engen Gassen welche das Städtchen bilden und man wird gestehen es wäre schon genug für empfindliche Ohren.

Aber das Tollste habe ich noch nicht erwähnt: die Janitschaarenmusik der Luftspringer, das Brummen einer armen gequälten Bärenbestie welche in der schrecklichen Hitze unaufhörlich tanzen muß, und hierin das Loos der als flotte Tänzerinnen berühmten Leipziger Grazien theilt. Vor allem aber das Geschrei der Verkäufer und Verkäuferinnen.

Marktscene.

Chor der Verkäufer und Verkäuferinnen.

Zum Markt erscheinen seht uns heut',
Ihr lieben Käufer seid bereit!
Seht euch die schönen Waaren an,
Nicht schönere man finden kann!
Und alles alles billig feil! —
Drum liebe Leutchen! kauft in Eil'!! —

Eine Stimme.

Hier neue Häringe! heute früh —
Aus Holland erst gekommen! —

Zweite Stimme.

Hier! diese saure Gurken! aus dem Fasse frisch genommen!! —

Dritte Stimme.

Haarbeutel! Brillen! Naſen! Orden! Säbel! Bärenmützen!!

Vierte Stimme.

Hier! Waldteufel, Trompeten, Trommeln, Stutzchen für die Schützen.

Eine Frau.

Hier Kuchen! —

Eine Andre.

Schlackwurſt! Leberwurſt und Sülze delicat!

Maskenhändler.

Nur her zu mir! nur her zu mir! wer keinen Schnurrbart hat!

Schnapsverkäufer.

Anis, Liquer, Rumm, Bittern, Kümmel, — all' aus einer Bulle!
Hamburger Rauchfleiſch auch dazu und friſche Weihnachts-Stulle.

Eine Frau.

Hier Spielzeug für die jungen Fräulein! —

Eine Andere.

Klapperſtörch'!! —

Eine Dritte.

Soldaten!!! —

Sybille.

Herbei, Mamſellchen! woll'n Sie hier —
Den künft'gen Mann errathen? —

Mann, mit der Electriſirmaſchine.

Geſundheit hier! nur immer 'ran!
Es koſt' nur einen Dreier!!

Blinder Sänger.

Fein's Liebchen! sieh mich freundlich an!
Tralyrum, larum, Leyer!

Glückspieler.

Herbei! wer einen Sechser giebt
Der kann die Welt gewinnen!

Luftspringerin (die Trompete blasend).

Die allerletzte große Vorstellung wird gleich beginnen!

Bänkelsänger.

In dem bekannten Böhmerland.
Im Dörfchen Koskenwlad,
Da übte jüngst der Menschheit Schand —

Alle Verkäufer durch einander.

Hier; Häring! — hier Sallat! — Brummteufel! — Kuchen! — Klapperstörch'! — Trompeten! — Schlackwurst! — Töpfe! — Werg! — Hier Orden! — Stroh! hier Branntewein! — „Trallrum larum!" —

Bär (tanzend).

Brumm!

Wirthe.

Herein!

Große Trommel.

Dum dum!

Tutti.

Herein! herbei!
Bald ist der Markt vorbei —
Hier Schnaps! Hier Bier!
Hier Gurken! — Häring hier.

Fortissimo.

Kauft! herbei! herbei!!

So geht es unausgesetzt fort so lange der Markt währt! hört eine heiser gewordene Stimme auf zu schreien, so fangen dafür zehn Stentorstimmen wieder an! das Krachen der Wagenräder welche auf dem Bodenlos schlechten Straßenpflaster jeden Augenblick zu zerbrechen oder doch umzustülpen drohen, weil sie des beständigen Hüpfens im $\frac{12}{8}$ Tact nicht gewohnt sind — verstärkt das infernalische Unisono — und dennoch wird keine elegante Leipzigerin ohnmächtig, oder bekommt Krämpfe, wie sie sicher bei einer Berlinerin in diesem Falle nicht ausbleiben würden, denn der Lärm des Stralower Fischzug's ist Kinderspiel gegen den des Tauchaer Jahrmarkt's.

Lachend und schäkernd wie es ihre Art ist, sitzen sie in den Stuben der ansehnlichsten Tauchaer Bürger, welche diesen Tag alle das Amt von Gastwirthen versehen, besonders in der Apotheke, welche für das nobelste Local gilt, trinken Kaffee und gehen von Zeit zu Zeit hinaus auf die Hauptstraße, um das tolle Treiben mit anzusehen.

Toll wohl in der That ist dieses Treiben! Studenten, Handwerksburschen, Kaufleute, Advocaten, spazieren gemüthlich herum mit Wergperücken, oder Bärenmützen auf den Häuptern, goldpapiernen Epauletten, colossalen Brillen, fliegenden Papierfahnen mit der Aufschrift: „Vivat Taucha und Deutschland!!"

Jetzt ziehen die Studenten vor die Apotheke, wo

der Bürgermeiſter, wie ſie wiſſen, eben anweſend iſt. Ein Tuſch, worüber die Steine des Straßenpflaſters ſich in ihren Löchern umkehren und die Schornſteine auf den Dächern in Angſt gerathen, ertönt! Der Bürgermeiſter tritt, verlegen lächelnd, vor die Hausthüre, ein donnerndes dreimaliges Vivat aus dreihundert geübten Studentenkehlen hall't ihm entgegen. — Er dankt, will eine Rede halten, wirft um und entfernt ſich endlich gerührt. Ein nochmaliges Vivat begleitet ihn in's Haus zurück.

Es ſchlägt Fünf! Die Nobleſſe beginnt jetzt aufzubrechen; noch einmal wird der Markt durchwandert, dann fahren die Wagen vor und es wird Abſchied genommen. Die Muſenſöhne mit ihren Inſtrumenten haben ſich an's Thor poſtirt. Jedem Profeſſor, den Stadträthen ſo wie jeder Schönen ein Vivat! lautet die Parole, — wie die jungen Männer es aushalten begreif' ich nicht, aber daß ſie's aushalten weiß ich; — hiſtoriſch ſtehe hier die Bemerkung, daß der mit Recht beliebten Schauſpielerin W..... gewöhnlich ſo viele Vivats dargebracht werden, als den Stadträthen, den Profeſſoren und den übrigen Schönen insgeſammt.

So wie die letzte elegante Equipage das Städtchen verlaſſen hat, brechen auch die Studenten auf, ihnen folgen ſämmtliche Schüler-Chöre und Handwerksburſchen alle mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, dann folgen die ſoliden Bürgerfamilien und den Beſchluß macht das ſchwere Geſchütz, wie die en canaille Betrunkenen genannt werden, von denen in der Regel nur Wenige Leipzig errei-

chen. Einige nämlich taumeln zwiſchen der Stadt und dem heitern Blick in den Staub, wälzen ſich was weniges darin herum und gelangen endlich nach einigen vergeblichen Verſuchen, wieder feſten Fuß zu faſſen in einem Graben am Wege, wo ſie voll edler Reſignation ſich's ſo bequem wie möglich machen und — vielleicht in zufälliger Geſellſchaft eines guten Bekannten — dem neuen Tag entgegen ſchnarchen. Weh' aber, wenn ein paar Feinde in ſolch' ein Aſyl zuſammen gerathen! das Reſultat iſt dann, daß ſie einander ſo lange abprügeln, bis ſie entweder kein Glied mehr rühren können, oder von Vorübergehenden mit Gewalt getrennt werden. Früher ſollen in Taucha ſelbſt oft große Prügelfeeten ſtatt gefunden haben, das hat ſich in neueſter Zeit ſo ziemlich gegeben, aber dennoch war der letzte Jahrmarkt gar nicht arm an Prügel, — au contraire!

Wir kehren noch einen Augenblick in dem heitern Blick ein, wo der wackere Barth den Tag über mit ſeinem braven Orcheſter muſicirte, was viele der vornehmſten Leipziger beſtimmte, hier ein Stündchen oder ein paar zu verweilen. Jetzt iſt der Garten glänzend erleuchtet, im Hauſe wird getanzt, geſchmauſ't, geküßt und hin und wieder auch ein bischen geſtritten, denn das Tanzperſonal gehört nicht zur Nobleſſe.

Vom heitern Blick geht es jetzt zurück in die Kohlgärten und zwar zuerſt in die grüne Schenke. Unten wird ebenfalls gegeſſen und getrunken, Lange's Bedienung iſt gut und billig, — oben im Tanzſaal geht es luſtig zu:

„Engliſch und Steyerſch,
„Schwäbiſch und Baierſch,
„Wienerſche Ländler und Tyroléner,
„Alles im raſenden Wirbel umher!“ —

Die Söhne der Muſen ſpielen hier eine Hauptrolle und die Griſetten aller Claſſen, im höchſten Staat, repräſentiren mit vielem Geſchick die Damen.

Ich hatte nun faſt genug geſehen, inſpicirte im Fluge noch die berühmten „drey Mohren,“ den von Leipzig's Nobleſſe mit Recht geliebten „neuen Kuchengarten,“ wand mich mit Wonne durch Maſſen holder Leipziger Schönen jeglichen Standes, fand denn auch heute bethätigt, daß

„in Sachſen
„die ſchönſten Mädchen wachſen,“

und dankte beim endlichen Wiedereintritt in mein Stübchen, dem Lenker aller Dinge andächtig für drei heut' tief empfundene Wohlthaten, nämlich:

1) daß ich kein Leipziger Miethpferd bin;
2) daß es ſchöne Mädchen und Wein giebt, denn:
„Ohne ſie leben, möcht' ich nicht mehr!“
3) endlich: daß ich von den unzähligen Prügelſuppen welche es heute in Taucha ſetzte, keine zu koſten bekam.

Und ſomit Adieu meine Leſer für diesmal.

Anekdote.

Einer derjenigen faden Jünger Merkurs, wie sie in Leipzig en masse herumlaufen und am zierlich gezogenen Backenbart, einer in der Magengegend bummelnden Lorgnette, an einem dünnen mit großer Quaste versehenen Stöckchen, welches sie mit „Kraz'che" schwingen, zunächst kenntlich sind, wollte einmal einen Witz machen und fragte ein ihm auf der Promenade begegnenden artigen Dienstmädchen: ob sie nicht wisse wo er hin wolle; „o ja, hier ganz nahe bey, in die Mühle, denn da giebt's mehr Esel;" war des Mädchens kurze aber treffende Antwort.

Komische Anzeigen.

1.

Leipziger Tageblatt 1834. Nr. 234.

Gesuch. Eine unverheirathete Mannsperson, in mittlern Jahren, sucht ein baldiges Unterkommen als Marqueur, Markthelfer, Hausknecht oder Laufbursche. Zu erfragen ꝛc.

2.

Leipziger Tageblatt 1834. Nr. 220.

Heirathsgesuch. Ein junger Mensch sucht zu besserer Ausdehnung seines Geschäfts eine Lebensgefährtin von gutem, freundlichen Charakter u. s. w.

Das Fräulein auf dem Ball.

Melodie: Es wollt' ein Jäger jagen ꝛc.

Es wollt' ein Fräulein tanzen,
Zu Leipzig, auf dem Ball!
Den Liebſten zu gewinnen,
Zu Leipzig auf dem Ball!

Ach Fräulein! wie ſo enge,
Haſt du dich heut' geſchnürt!
Wie roth ſind deine Wangen,
Wie ſchön biſt du friſirt.

Es fehlt dir nicht an Blumen
Und auch an Bändern nicht!
Das güld'ne Kettlein funkelt
Im hellen Kerzenlicht.

Und Ring und Armgeſchmeide
So zierlich ich erſchau'!
Wie ſollte nicht verlangen
Der Liebſte dich zur Frau?

„Und sieht er mich erst tanzen,“
(Das Fräulein muthig spricht),
„Den Capuletti-Rutscher,
Entgehet er mir nicht!“

Sie ist zum Ball gefahren,
Mit Freud' man sie empfing!
Die jungen Herren sprangen
Um sie in einen Ring.

Und sagten ihr viel tausend
Recht dumme Schmeicheley'n!
Und thäten ihr viel Weihrauch,
Mit vollen Händen streu'n.

Allein sie kann's nicht achten!
Wo bleibt der Freiersmann?
Sie will vor Lieb' verschmachten,
Ihn kaum erwarten kann.

„O komm geliebter Jüngling!
Als Bräutlein mich umfang'!
Mein Kranz ist dir gewunden,
Wo weilest du so lang?“

Es rauscht die Polonoise —
Der Freier, der kommt nicht!
Sie fangen an zu walzen —
Der Freier, der kommt nicht.

Quadrillen, Ecossoisen,
Sie folgen nach der Reih' —
Das Fräulein thut sich grämen:
Ihr Schatz ist nicht dabei!

Sogar beim großen Rutscher
Sitzt sie verlassen da!
Das Herz will ihr zerspringen,
Weil ihr solch' Leid geschah.

Beim Contre-Tanze endlich! —
Sieht sie ihn vor sich stehn.
„O! lispelt sie — mein Guter!" —
Doch er thät weiter gehn.

Zwei Schritte ging er weiter,
Zu einem holden Kind!
Und zog es auf zum Tanze,
Das schöne fremde Kind.

Das schöne Kind erröthet,
Macht einen Knix und spricht:
„Ich bitte um Vergebung,
„Mein Herr! — ich tanze nicht."

Da setzt der Herr gar freundlich
Sich zu der Kleinen hin!
Daß sie nicht wollte tanzen,
Das war nach seinem Sinn.

Manch' Wicht'ges haben Beide
Einander wohl vertraut!
Noch eh' der Ball zu Ende,
Da war sie seine Braut.

Und in dem letzten Walzer,
Da walzt' das Brautpaar mit.
Jedoch das arme Fräulein,
Kam heut' zu keinem Schritt!

Da ist sie fortgegangen,
Sie tanzte sonst so sehr!
„Der Freier mir verloren!
„Das kommt vom Tanzen her!

„Verwünschet sey das Tanzen" —
Sprach sie, in ihrem Sinn —
„Ich tanze niemals wieder,
„So wahr ich Jungfrau bin."

Explication.

Das Gespräch der Studenten und Handlungs-Commis im 1sten Hefte dieses Werkchens, war von dem Verfasser desselben ursprünglich nach Gohlis verlegt worden.

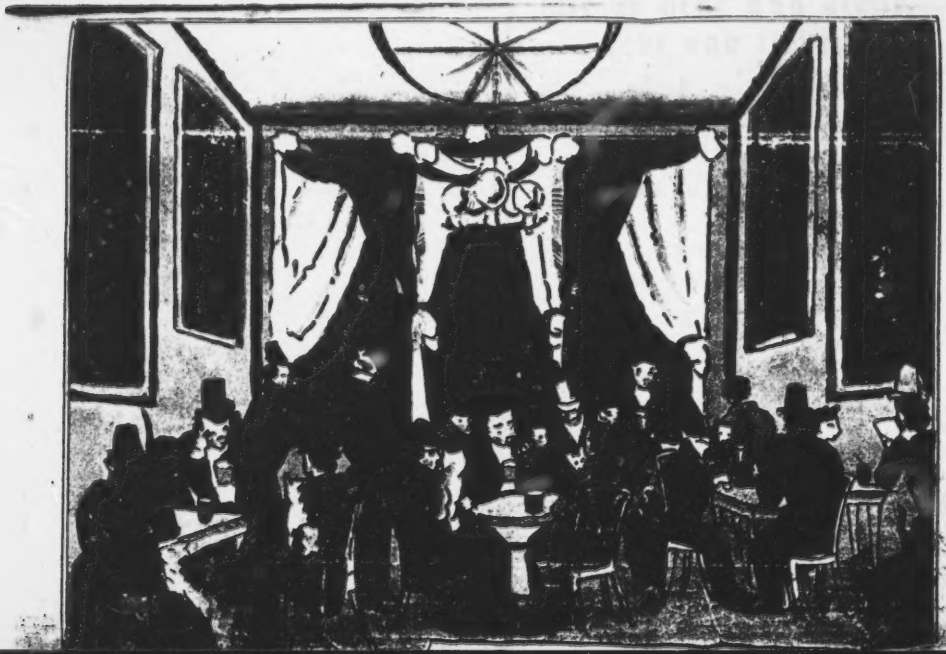
Der scharfsichtige Corrector aber bemerkt auf dem die Scene erläuternden Bilde im Hintergrunde, wo die Damen sitzen, ein winzig-kleines Eis-Gläschen auf dem Tische und argumentirt sehr weise wie folgt:

„In Gohlis wird kein Gefrornes verabreicht, folglich giebt es dort keine Gläschen mit Gefrornem und folglich kann die Scene nicht in Gohlis, sondern nur im Rosenthale spielen."

Und richtig streicht er mir mein Gohlis und setzt dafür mit durchschossener Schrift: Rosenthal und Kintschy.

Sehr schön, mein weiser Corrector! Aber über das winzig kleine, einzige Eisgläschen im Hintergrund, hat Er die vier ungeheuern Biergläser der Studenten im Vordergrunde übersehen. — Er weiß aber doch: daß man im Rosenthale keinen Tropfen dieses labenden Getränks erhält und wenn man — mit Schiller zu reden — eine Krone stehlen wollte, um es damit zu bezahlen.

Aber so gehts den gewissenhaften Deutschen! um einer winzigen Kleinigkeit willen übersehen sie das Größte! —



Leipzig

wie es geht und steht, lebt und liebt;

oder

Spaziergänge

in und um Leipzig.

Herausgegeben

von

J. Lüßer.

Drittes Heft.

Mit der colorirten Abbildung eines Leipziger Caffeehaus-Saales.

X 1905

Leipzig, 1835.

Verlag von W. Zirges.

Motto.

Xanthias. Mit Verlaub Herr! Darf ich nicht einmal etwas Luſtiges vorbringen, was die Leute ſo recht lachen macht?

Bachus. Immer zu! nur klage nicht über den Bündel, daß er dir zu ſchwer wäre, das iſt ſchon zu abgenutzt.

Xanthias. Nein! es ſoll etwas Witziges werden.

(Ariſtophanes.)

Köl[illegible] Bibl.
[illegible]

I.

Der Meßsonntag.

Die Leipziger Messe — wer kennt sie nicht? Napoleon war nicht berühmter und ich glaube kaum, daß ich je so berühmt werde, so viele schlechte Bücher ich auch noch zu schreiben gedenke. Aber das Leben ist ein Traum, und jeder Traum endet einmal und oft geschieht's: daß ein Traumbild erbleicht, eh' noch der Traum zu Ende ist. — Himmel und Erde! wie wird mir, wenn ich in Auerbachs Keller die alt Leipziger Chronik aufschlage und von den Schätzen und Reichthümern lese, welche vor Zeiten jede Messe brachte! Ja! in Auerbachs Hof allein gab es Centnerschwere Gold- und Silbergefäße, Edelsteine so groß wie Borsdorfer Aepfel! Der Hof war mit harten Thalern gepflastert; wenn es regnete so war's eitel Burgunder, Johannisberger und Tokayer Ausbruch! Die gebrat'nen Tauben und delicaten Lerchen flogen den Leuten dutzendweis ins Maul und waren sehr betrübt, wenn man sie nicht verspeisen wollte — in Summa: vor Hundert und mehr Jahren gab es kein glücklicher Plätzchen auf Gottes Erdboden als unser Leipzig zur Meßzeit, und

ein grämliches Gesicht, so wie ein leerer Geldbeutel hätten sich für Geld sehen lassen können.

Das hat sich freilich sehr geändert! Statt der massiven gold'nen und silbernen Gefäße, schaut man jetzt nur Steinguth-Geschirre; von edlen Steinen ist wenig oder nichts zu spüren und statt der harten Thaler ist der Auerbachsche Hof, wie ganz Leipzig mit schlechten Kieselsteinen schlecht gepflastert; wenn es regnet, regnet's jetzt nur Wasser, die gebrat'nen Tauben fliegen den Leuten nicht mehr ins Maul und das Paar Lerchen mit gebrat'nen Kartoffeln kostet im Hôtel de Pologne 6 gute Groschen! grämliche Gesichter und leere Taschen könnten sich aber durchaus nicht mehr für Geld sehen lassen — in Summa: das gold'ne Zeitalter der Leipziger Messe ist vorüber. Trotz dem macht sich ein Leipziger Meßsonntag noch immer recht hübsch; — fehlt auch das Geld en masse, die Lebenslust ist geblieben, ja! vielleicht geht es eben jetzt, da es mit den ernsten Geschäften nicht recht fort will, mit den Lustigen desto lustiger vorwärts.

Ohne Zweifel ist es die Ostermesse, welche am mehrsten Fremde hier versammelt; schon die Menge der auswärtigen Buch-, Kunst-, Musik- nnd Maculaturhändler, vermehrt das Fremdenregister ansehnlich, und die wohlhabenden Handelsleute der näher gelegenen Orte z. B. Dessau, Altenburg, Magdeburg ꝛc. unterlassen nicht, ihren Frauen und Töchtern das etwas kostspielige Vergnügen zu machen: die Leipziger Messe mit durchzuleben und im Rosenthale poetische Gesinnung einzunehmen für die übrige Zeit des Jahres. — Dennoch aber

möchte ich behaupten daß, das Treiben der Buchhändler abgerechnet (worüber seiner Zeit ich ausführlich zu reden gedenke!) die Michaelismesse bei weitem reichhaltiger an eigentlichen Meßlustbarkeiten ist; ich glaube es rührt dies von der Jahreszeit her! im Frühling macht die Natur den Maitre de Plaisir, da springen alle Knospen auf, die Lerchen werden dann nicht gebraten, sondern wir ergötzen uns an ihrem „Tirili! Tirili!" — ein Bajatzo und eine Hundekomödie interessiren uns nicht, sintemalen uns das Herz aufgeht, uns närrisch zu Muthe wird und wir — (wären wir auch schon 30 Jahre alt,) uns noch immer recht herzlich verlieben können. — Im Herbste ist das anders, — die Blumen sind verblüht, an Deren statt giebt es Aepfel, Birnen, Zwetschen, Weintrauben, frische Austern, gebrat'ne Lerchen, Wurstschmäuße und Gesang. Die Menschen sehen einander ungeheuer dummklug und ernsthaft an, sie können nicht mehr lachen ohne zu wissen warum — da sind dann die Meßplätze ein treffliches Remedium gegen allzustarkes Philistriren und die Wahrheit zu sagen, es giebt zu selbiger Zeit mehr lustige Brüder als Philister.

Betrachten wir also meine andächtigen Leser einen Meßsonntag wie er sich gestaltet.

Es schlägt sieben Uhr früh! mein Lohnbedienter tritt vor meinen Schreibtisch, an welchem ich schon seit einer Stunde sitze, und meldet:

„Ich habe meine Pflicht erfüllt." (zu deutsch er habe meine Kleider gebürstet und meine Stiefel gewichst).

Ich. Was ist für Wetter?

Er. (lächelnd.) Aurora lächelt dem jungen Tag entgegen.

Ich. Kein Brief an mich gekommen?

Er. Keine Idee! — Soll ich beim Finanz-Cassenführer Geld erheben? (Deutsch: Soll ich ein Geschäft mit dem Pfandjuden einleiten?)

Ich. Nicht nöthig! Du trägst dieses Billet zu meinem Verleger und wartest auf Antwort.

Er. Hellklingende! ich eile auf den Flügeln des Aerolus!

Er springt fort und kommt bald darauf mit dem erbetenen Vorschuß zurück. — Ich habe mich unterdessen angekleidet, — noch einige Fragen und Antworten und ich verlasse mein Stübchen um meine heutige Wanderung zu beginnen.

Der Morgen ist wunderschön und in den Straßen herrscht ein reges Leben wie man es außer den Messen am Sonntag-Morgen nicht in Leipzig bemerkt. — Fremde Gestalten, Polnische Juden, Armenier, Türken und Russen, wandeln Einzeln oder zu Mehreren durch die Gassen über den Markt; besonders sind es die Petersstraße, Grimmaische Gasse, Hainstraße, Reichstraße, Catharinenstraße und der Brühl, welche sich durch lebhaften Verkehr auszeichnen.

In der Nikolaikirche ist diesen Morgen eine feierliche Kirchenmusik — wenig protestantische Städte dürften, was die Kirchenmusik betrifft, sich mit Leipzig messen können; Chor und Orchester der Thomaner sind höchst ausgezeichnet! Die Musik endet, ich verlasse das schöne Gotteshaus und trete unter das Getöse der Wagen, Karren, Schleifen, Aus-

rufer und der an zwanzig Orten zugleich ertönenden höllischen Straßenmusik. Die Italiener-Keller füllen sich, eben so Kintschy's und Clermont's Locale. Fremde und Einheimische strömen auf die Promenade, nach den verschiedenen öffentlichen Gärten oder nach dem Rosenthale.

Endlich rückt die Mittagsstunde heran: die hellen Säle der feinen Hôtels, wo das Couvert einen Thaler kostet, so wie die weniger brillanten Locale wo man sich für 4 oder 5 Groschen abfüttern läßt, füllen sich. Durch die Säle des Hôtel de Pologne zumal wogt unaufhörlich eine Menschenmenge auf und ab, theils um zu speisen, theils aber auch nur um zu schauen und sich beschauen zu lassen.

Nach aufgehobener Tafel begiebt sich alles was Anspruch auf Eleganz macht, ins Rosenthal diesem A und O der Leipziger schönen Natur. Hier wird Caffee getrunken (oder Grog, Thee oder was man sonst Feines genießen will, nur kein Bier!) gelacht, geplaudert, auf die Musik gelauscht und entsetzlich viel geraucht.

Dies währt bis zur Comödienzeit — dann wird es nach und nach leerer; nur einige alte Stammgäste und unter diesen einige Leipziger Schöngeister bleiben um zu rauchen und zu trinken bis die Abendkühle sie zum Aufbruch zwingt.

Ich habe schon das Rosenthal um 4 Uhr verlassen und meine Schritte nach dem Roßplatz gelenkt wo um diese Zeit die mittlere und niedere Volksklasse „von Begierde zu Genuß taumelt und im Genuß verschmachtet nach Begierde."

Bude an Bude reiht ſich hier! in der einen iſt ein großer Ochs zu ſehen, in der andern ein wilder Mann! in einer dritten ein dickes Fräulein, in der vierten ein Hund aus Portugal „welcher vor dieſem noch nie in Europa gezeigt wurde.“ Aus der großen Menagerie ſchallt das Gebrüll der wilden Beſtien. Gegenüber backen die hübſchen zahmen Holländerinnen die köſtlichſten Waffeln; Puppenſpiele, Hunde- und Affen-Theater, Kunſtreiter, Seiltänzer, Guckkaſten, Panoramen, Glücks- und Wahrſage-Spiele, Drehorgeln, Harfen, Hackbretter und Böhmiſche Muſikanten fehlen natürlich nicht!

Aber wer zählt erſt die Menge der Schnaps-, Bier-, Würſtel-, Pfefferkuchen- und ſauren Gurken-Buden?! Es iſt nicht an dem Himmel zu malen, was hier in den drei Meßwochen alles durcheinander gegeſſen und getrunken wird; und an Betrunkenen fehlt es hier zu keiner Tageszeit. Merkwürdig iſt es übrigens, daß die abſcheulichſten Schauſtellungen, welche ich mir denken kann: die von Wachsfiguren, allein in Leipzig mit den Eß- und Trinkbuden zu rivaliſiren vermögen. An den herrlichſten Panoramen, Dioramen und Cosmoramen, an den merkwürdigſten Menagerieen geht der Leipziger gleichgültig vorüber! Aber jene verrückten bibliſchen Geſchichten wie ſie durch verdrehte leichenhafte (ſtiere) Wachspuppen auf die lächerlichſte Weiſe vorgeſtellt werden — die kann er Stundenlang angaffen und corrupte Bemerkungen darüber machen — ſelbſt unter den höhern Ständen iſt dieſe wunderliche Geſchmacksverwirrung auf auffallende Weiſe bemerkbar.

Um 4 Uhr, sagte ich, beginnt das lebhafteste Treiben auf dem Roßplatz, seinen Culminationspunkt erreicht es aber in den Stunden von 9 bis 10 Uhr Abends! Dann ist es oft nicht möglich sich durch den Menschenknäuel der diese oder jene Bude umlagert durchzudrängen! Gestoßen, getreten, gedrückt und geschoben wird man überall, um diese Zeit findet sich auch die männliche feinere Classe hier ein, um unerkannt an dem Treiben sich zu ergötzen; die elegante Holländerbude, giebt nöthigenfalls einen Zufluchts- und Erholungsort ab.

Hin und wieder erscheint ein elegantes Nymphchen — ängstlich schweifen ihre Blicke umher, sie scheint ihre ältere Begleiterin im Gedränge verloren zu haben. Du redest sie an — Schutzsuchend hängt sie sich an deinen Arm — der Himmel beschütze dich, wenn du noch unerfahren bist! jene beiden vornehmen jungen Wüstlinge da scheinen die ganze Schule schon durchgemacht zu haben. Beide waren hinter einer und derselben Nymphe her und nahe daran, wegen der schönen Sünderin in Streit zu gerathen, doch sie besinnen sich, treten an eine Glücksbude und — würfeln um die Donna — der Jüngste — (er scheint mir der Verruchteste!) ist Sieger, lachend bietet er dem Nymphchen seinen Arm und führt sie davon — der Andere schaut ihm mit etwas einfältiger Miene nach. —

So geht es, bis es zehn Uhr schlägt, dann werden die Schaubuden geschlossen und die Menge verliert sich nach und nach. — In der Stadt ist bei Clermont Concert, im Hôtel de Pologne Tafelmusik

— in allen übrigen Gasthäusern finden sich mindestens ein paar Harfenistinnen ein! Im Posthörnchen und im Saale des alten Schützenhauses — donnert die große Trommel den Takt zur Tanzmusik und auch an andern Tanzplätzen fehlt es in der Vorstadt nicht. Ein Paar Betrunkene werden arretirt, ein Dieb wird vergebens verfolgt u. s. w.

Endlich wird es stiller und stiller auf den Gassen, ein Hausthor nach dem andern wird geschlossen, zuletzt natürlich die der Gasthäuser — der Nachtwächter schnarrt — es ist 12 Uhr.

Wir könnten zu Bette gehen! — bei dieser himmlischen Mondhellen Nacht? — das wäre barbarisch. — Nein! einen Meßsonntag muß man ganz genießen, eine schöne Meßsonntags-Nacht aber spielt keine unbedeutende Rolle, eh bien! wir gehen nochmals auf die Promenade.

Wie lieblich das Mondlicht durch die Lindenkronen flimmert! und seinen holden Schein ausgießt über die stille Stadt! — sollte man nicht d'rauf schwören, Leipzig müsse durch und durch poetisch seyn? — Dieser heit're wolkenlose Himmel! — diese schönen Bäume mit ihrem heimlichen Flüstern, das kleine melancholische Flüßchen, diese sorgsam gepflegten Gärtchen — und die hübschen hellen wohnlichen Gebäude — was fehlt denn dieser Stadt, daß sie nicht durch und durch poetisch ist?!

„Mein Freund! es fehlt ihr nichts, aber sie hat allzuviel was sich mit der Poesie durchaus nicht verträgt; z. B. eine Menge schlechter Schriftsteller, diverse Buchhändler die nicht Buchhändler sind, eine

Zeitung, mehrere Journale und noch manches andere, dessen ich nicht gedenken mag — wie sollte da Poesie hier ausdauern können? — Der Himmel ist schön und die Erde ist schön, aber die Menschen sind nicht mit dem zufrieden, was Himmel und Erde ihnen spenden — sie müssen einige Teufeleien dazu haben."

— „Genug! werde nur nicht sentimental, — aber wahrhaftig ich bin müde — da schlägt es halb Zwei — die erste Morgenluft dringt mir durch Mark und Bein — unsere Wohnung ist weit — o! welche Wonne jetzt ein Glas Punsch oder Caffee schlürfen und dabei in einem weichen Sopha sich dehnen zu können!" Dazu kann Rath werden sprach ich lachend, und führte sofort meinen Freund nach dem bekannten und beliebten eleganten Caffeehause, was sich vornehmlich durch eine Menge von der aufmerksamen Wirthin Jahr aus Jahr ein mit besonderer Vorliebe gehegten und gepflegten, ganz allerliebsten Mieze-Kätzchen auszeichnet. Wir wurden sehr angenehm durch den neuen Saal überrascht, welchen die gastfreie Wirthin in diesem Jahre hatte bauen lassen — mein Freund war über die elegante Einrichtung entzückt, ließ Punsch bringen und ich mußte mir es gefallen lassen den vollen Tag mit ihm in dem neuen Saale zu erwarten. Ich benutzte die Muse mir diesen und die derzeitige Gesellschaft lebhaft in's Gedächtniß einzuprägen und meine geneigten Leser empfangen nun in dem Titelkupfer das nicht ganz mißlungene Resultat meiner Anstrengungen.

II.

Das Lied vom Kätzchen.

Melodie: Es war ein Mal ein König ꝛc.

Es war einmal ein Kätzchen,
Ein Kätzchen fein und zart!
Manierlich und poſſierlich,
So recht nach Kätzchen Art.

Da hatt' ein feiner Knabe,
Sein Wohlgefallen d'ran,
Das Kätzchen konnt' ihn leiden,
Daß er ſie bald gewann.

Sie lebten viele Wochen,
In Freuden und Plaiſir!
Er küßte ihr das Pfötchen,
Sie ſtrich' ihn ſanft dafür. —

Mit ſüßer Milch und Würſtchen
Sein Kätzchen er tractirt,
Das ſich dafür mit Schmeicheln
Gar artig revangirt.

Da dacht' er denn: ſein Kätzchen —
Sei ganz für ihn gemacht!
Hab' keine böſen Krallen,
Frag' nicht nach Mäuſejagd.

Wir wollen ihn nicht grämen,
Geſegn' ihm Gott den Schatz. —
Doch wiſſen wir's: ein Kätzchen
Bleibt immer eine Katz'.

III.

Professor Reichard's Luftfahrt

am 5. October 1834.*)

Lange hatten sich Leipziger und Fremde keines so außerordentlich schönen Michaelismeß-Sonntags erfreut, als des dießjährigen, der in jeder Hinsicht ein ganz herrlicher Herbsttag war, und, so wie überhaupt das vortreffliche Wetter, welches uns seit den 1sten August fast ununterbrochen beglückte, aufs neue die alte Wahrheit in das Gedächtniß rief:

„Gott und die Natur sind freundlich und gut;
„Die Menschen nur quälen sich bis auf's Blut.

Der an sich sehr lebhafte und schöne Tag erhielt dadurch einen noch höhern Werth, daß der berühmte deutsche Luftschiffer Reichardt, welcher bekanntlich am 7. v. M. in Dresden gestiegen war, mit derselben ärostatischen Maschiene dieses erhabene Schauspiel hier wiederholte, und wahrhaftig besser hätte er sich das Wetter zu seiner Fahrt nicht bestellen können. Schon seit dem Michaelistage hatte er in dem großen Conzertsaale den Ballon nebst

*) Mitgetheilt.

Gondel und aller Zubehör täglich ein paar Stunden aufgestellt. Dieser, der ein Sphäroid von 16,515 Cubikfuß ist, gelb und roth gestreift, war mit gewöhnlicher Luft aufgeblasen, weil aber seine Höhe die des Saales überstieg, so waren 4 Ellen eingeschlagen. Der Anblick des großen Luftballs ergötzte die immer zahlreichen Anwesenden mehr als einige kleine mit Gas gefüllte Ballons, die bis an die Decke — welche Leider! nicht mehr Oesers Meisterwerke zieren — sich erhoben, von der man sie dann, mittelst eines Fadens, wieder herabzog, um sie wieder steigen zu lassen. Unterrichtender war die Vorrichtung des Füllens im Kleinen, über die, so wie auf die mannigfaltigen Fragen, Hr. Reichard und seine Gattin eben so gefällig als genügend Auskunft gaben. Seine ganze Personalität nimmt schon für ihn ein, und verräth den tüchtigen, besonnenen und klugen Mann, ohne alle Prätension.

Da der Peters Schießgraben, wo auch 1788 Blanchard gestiegen, von Herrn Reichard dazu erkoren worden, so war dieser Platz, so wie die benachbarten Felder und Wege mit einem unbeschreiblichen Menschengewühle bedeckt das seit Mittags sich eingefunden hatte.

Das Ganze bildete ein höchst anziehendes Gemälde und die über 20000 Menschen starke Masse von allen möglichen Caliber in den verschiedensten Gruppen war gleichsam zu einem höh'erfreulichen Volksfeste vereinigt, das ungeachtet der vielen Wagen und Pferde, ohne alles Unglück ablief. Anfangs hatte es geheißen, eine hiesiger Naturforscher werde

die Luftreiſe mitmachen, aber nur Herr Reichard nebſt ſeiner heldenmüthigen 16jährigen Tochter erhoben ſich ungefähr halb 4 Uhr unter dem Jauchzen der erſtaunten Zuſchauer in die Lüfte, ſie warfen Blumen und einen Fallſchirm herab, der ſehr ſanft auf die Erde kam, wo die Nächſten auf ihn zuſtürzten und ein Stück zum Andenken haben wollten, ſo daß nichts als Fetzen übrig blieben. Alles ſchwelgte in den Gefühlen, die der majeſtätiſch emporſchwebende Ballon erregte und verfolgte ihn bis er dem Geſichte entſchwand. Die dädalitiſche Reiſe ward um 5 Uhr 28 M. glücklich vollendet, wo Hr. Reichard, ungefähr 7 Stunden von Leipzig, bei dem Rittergute Fließberg, ohne alles Hinderniß landete, ſo daß nicht einmal das Auswerfen des Ankers nöthig war.*)

*) Das Aufſteigen des Ballons erfolgte bei dem Barometerſtande von 28 Zoll 0, 1 Linie; das angelegte Thermometer zeigte 12°, das freie 12½°. Auf der größten Höhe, welche um 4 Uhr 49½ M. erreicht wurde, war der Barometerſtand 22'' 6''', der des Therm. 7½6, der des freien Thermometer 9°. In einer Höhe von 2800 Fuß und von 3000 Fuß ſchrieben Herr Reichard und ſeine Tochter „am Bord meines Luftſchiffes" einige Zeilen an ihre Freunde; dieſe Briefe gelangten ſchnell und ſicher an ihre Adreſſen auf der Unterwelt." (Leipziger Zeitung. 1834. den 7. Oktbr. Nr. 240.)

IV.

Kneipenwirthe.

Die Leipziger Kneipenwirthe werden eingetheilt, in vornehme und geringe, ordentliche und unordentliche, glückliche und nicht glückliche. — Alle aber haben einen großen Speculationsgeist mit einander gemein! von dem eleganten Queißer, — im großen Kuchengarten — u. dem Hrn. Schimmel mit seinem berühmten Teiche (wo die elegantesten Damen kneipen gehen) an, bis herab zu jener bescheidenen Kneipe in der Windmühlengasse Nr. 857. wo Anno 1789 der liederliche Musikant Mara kniff, wie es zu lesen, in der wahrhaften Geschichte vom Vater Doles und seinem Freunde.

Originalität zeichnet alle Leipziger Kneipenwirthe vor den gewöhnlichen Menschenkindern aus. Jeder trägt eine scharfmarkirte Weise zur Schau um seinen Gästen zu imponiren, etwa, wie junge Mädchen einen ganz entgegengesetzten Charakter, als ihren wirklichen affectiren, um die Aufmerksamkeit der jungen Männer zu gewinnen. — Dieser ist lustig — jener sentimental — dieser zuvorkommend, jener ochsengrob — dieser versteht sich auf Philosophie und führt beständig Krug, Hegel, Gans und Gänserich

im Munde, Jener ist ein ungeheurer Verehrer der Homöopathie, und damit man's ihm auf's Wort glaube und nicht denke: er führe den Namen Hahnemann unnützlich im Munde, so bedient er seine Gäste für schweres Geld mit eitel winzig kleinen Portiönchen, verdünnt seinen Wein octilliontelmal und schenkt ein Bier, wovor jedem Allöopathen die Wasserscheu anwandelt. — Exempla sunt odiosa! sonst könnte ich hier bekannte Namen nennen, denn bekanntlich giebt es in Leipzig eine Anzahl Homöopathen. Dem Fremden dürfte es auffallen, (besonders dem Hamburger, Münchner und Berliner,) daß, trotz allem Speculationsgeist noch kein Leipziger Kneipenwirth darauf verfallen ist, eine sogenannte schöne Mariane zur Bedienung seiner Gäste sich anzuschaffen! Das einzige Exemplar dieser Art befand sich früher in Wolfs Keller am Markt, erfreute sich eines großen Beifalls und der Keller wurde Mode unter unsren jungen Männern — aber siehe da! auf einmal fehlte la belle Mariane: —

„Und schnell war ihre Spur verschwunden,
„Man wußte nicht wohin sie kam,"

Der Keller aber kam aus der Mode.

Enfin! ich glaube den Grund dieses Mangels zu kennen! unsere Leipziger Frauen und Fräulein gehen allerwärts hin wo ihre Männer und Anbeter hingehen, — in den Kuchengarten, in's Rosenthal, nach Gohlis, nach Lindenau! ꝛc. ꝛc. wer kann all' die Orte nennen? Sie sind überall mit da, ein halb Dutzend Locale ausgenommen, welche aber auch mehr von den Meßfremden, denn von Einheimischen be-

ſucht werden. Nun iſt aber bekanntlich das erſte Gebot einer Dame an ihren Mann oder ihren Galan: „Du ſollſt nicht and're Göttinnen haben neben mir!“ — nun gar aber eine Mariane, wenn die Göttin dabei ſitzt, und vielleicht fühlt: die Mariane ſey hübſcher denn ſie — — — — . Alſo!!

Fehlen nun aber die Marianen den Leipziger Kneipenwirthen, ſo fehlen ihnen doch andere Meritten nicht! — Zum erſten geben ſie viel Credit. — (Schreiber dieſes ſpricht aus Erfahrung)! Dann — wenn man ſich in Acht nimmt! — übervortheilen ſie ihre Gäſte nicht ſo ſehr, wie die Kneipenwirthe an andern Orten; dann — endlich! — ja da ſtocke ich! denn eine dritte Tugend weiß ich an den Leipziger Kneipenwirthen nicht aufzufinden, es müßte (allenfalls) die ſeyn, daß ſie eben Kneipenwirthe ſind und nichts anderes.

Unter einander ſind ſie übrigens neidiſch wie die Hunde, und die Gäſte ſind natürlich die Knochen, um welche ſie ſich herumbeißen und zwar hauptſächlich auf dem ſogenannten Eſelsplatz (der letzten Seite des Leipziger Tageblatt's). Nichts ergötzlicheres, ſo weit ich mich in der Welt umgeſehen habe, iſt mir aufgeſtoßen, als dieſer Eſelsplatz im Leipziger Tageblatt! — Da ſagen ſich entzwei'te Liebesleutchen die meſchanteſten Dinge! Geſchiedene Eheleute laſſen aneinander kein gutes Haar! Gläubiger fordern ihre Schuldner zum Bezahlen auf — die Schuldner werden grob und erklären ohne Hehl, daß ſie nicht bezahlen, wohl aber davon laufen würden. — „Eduard! (jammert eine betrogne Gattin) die

Finsterniß ist zerronnen, die deine Falschheit mir bedeckte — !! Der Nebel fiel von meinem Thränen umschleierten Auge, klar sah ich jetzt gestern Abend 9 Uhr am Thomaspförtchen bei der Plumpe!!!" — „Caroline?!!" (Leipziger Tageblatt 1833 Nr. 248.) Ein Hahnrey läßt pathetische Exclamationen los: „Zittre Ungetreue! wenn es wahr, was ich ahnde! Gedenke des Mohren von Venedig — vorgestern Abend im Preußer Gäßchen!" u. s. f. Aber wie gesagt: am herrlichsten treiben es doch die Kneipenwirthe und ihre gewöhnlichen Anzeigen müssen Lachen erregen. Hier sind einige derselben.

„Diesen Abend verspeiße ich Schweinßknöchelchen und Klöße mit Butter oder Merrettigsauce, so wie Beafsteks mit geschmorten Kartoffeln, wozu ich meine Gönner und Freunde ergebenst einlade. Auch verschenke ich ächt Baiersches Lagerbier vom Fasse, hernach wird ein Tänzchen gemacht, um zahlreichen gütigen Zuspruch bittet ꝛc.

Meinen Gönnern und Freunden zeige ich hierdurch ergebenst an, daß die berühmten Wiener Würsteln nur einzig und allein bei mir ächt und aufrichtig zu haben sind, indem nur ich selbige vom Herrn Geist (Bürgerlichen Wiener Würsteln-Erzeuger in Prag) direckt mit der Prager Wiener Mallepost jeden Montag frisch erhalte, und selbige bei mir warm verspeise, außer dem Hause kostet das Paar 1 Groschen.

Fortsetzung dieser Anzeige:

Wer sich augenscheinlich und durch den Geschmack auf das bündigste überzeugen will, daß meine Wiener Würstel nicht nachgemacht sind, sondern direct von dem bürgerlichen Wienerwürsteln-Erzeuger Herrn Friedrich Geist in Prag erzogen werden, der komme und genieße — auch verschenke ich so gut wie Herr ächte Gose und Felsenlagerbier.

Ergebenste Anzeige.

Heute verspeise ich ein Schwein und kann mit warmen und kalten Getränken meine verehrten Gönner prompt und billig bedienen.

Bekanntmachung.

Heute ist von Mittag bis Abend bei Beleuchtung Concert im Caffeehause zu .....
Es bittet ganz ergebenst um recht zahlreichen Besuch.

Lied eines Leipziger Kneipenwirth's.

Es ist nichts Schöner auf der Welt,
Als Kneipenwirth zu seyn!
Erhalt' ich doch das beste Geld,
Für meinen schlechten Wein.

Erhalt' ich reichlich doch bezahlt,
Das kärglichste Gericht!
Stets doppelt meine Kreide malt,
Den Bruder schon' ich nicht.

Und pumpt gar Einer 'mal bei mir,
Der mach' sein Testament!
Ich rupfe ihn! Eins, zwei, drei, vier,
Ist es mit ihm am End'!

Concert geb' ich, und Karpfenschmauß,
Und and're Schmäuse mehr!
Und daß es nicht an Bällen fehlt,
Das glaubt mir nur — „auf Ehr'!"

Bald bau' ich einen neuen Saal,
Aecht türkisch decorirt;
Die Gönner sind zum Einzugsmahl,
Zum Voraus invitirt. —

Im Tageblatte lob' ich mich
Als Unpartheiischer! —
Kein And'rer schenkt, — das schwöre ich,
Ein Bier wie mein's — „auf Ehr'!"

V.

Etwas Gutes aus Leipzig.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Wenn ich die zwei ersten Heftchen dieses Werkleins durchgehe, so kann ich mir nicht verhehlen, daß ich hin und wieder die Zuchtruthe der Satyre etwas derb gehandhabt habe, absonderlich gegen das zarte Geschlecht der Handlungs-Commis und gegen das Schöne der Tanzlustigen Frauen und Fräulein! der Dr. **, Busenfreund unseres Klopstock soll sogar zu einem Patienten, bei welchem er meine beiden Hefte liegen sah, gesagt haben: „sie seyen das allerabscheulichste was man sich nur denken könne, er könne das am besten beurtheilen, denn er habe viel gelernt, sey ein Mensch von Bildung und ein angenehmer Gesellschafter!„

Wie dem auch sey, ich habe nichts geschrieben, wovon ich nicht die Wahrheit darthun könnte, wohl aber manches verschwiegen, was nur allzuscharfe Rüge verdient hätte. —

Ich verweise aber meine Freunde, will sagen meine Leser, auf meine Vorrede, wo ich ausdrücklich erklärte: „ich wolle, gleich fern, von feiler Lob-

hudelei, wie von finsterer Grillenfängerei Leipzig so zu schildern suchen wie es wirklich ist."

Als ich das schrieb und drucken ließ rechnete ich darauf, daß man mir's auf mein ehrlich Gesicht glauben werde — und siehe da, ich habe mich nicht getäuscht, oder zeugt es etwa nicht von gutem Glauben, wenn trotz meiner gottlosen Ausfälle auf die Leipziger Damen eine hübsche Leipzigerin es unternimmt: mich auch auf einfach schöne Handlungen ihres Geschlechts aufmerksam zu machen? ich dächte doch! Und als Beweis wie sehr ich solch Vertrauen schätze, folge ein Briefchen einer jungen Leipzigerin an eine Freundin, das mir durch jene dann zukam; ich geb es ganz so wie ich es fand, ohne Abänderung oder Correctur der frauenzimmerlichen Schreibart, sie mag sogar für die Aechtheit des Briefes zeugen, und erregt auch hie und da eine Wendung oder ein Wort ein unwillkührliches Lächeln, den ganzen Brief wird wohl Niemand ohne Wohlgefallen lesen, weil er nur einfache Wahrheit, einfach und anspruchslos ausgesprochen, enthält.

Auch ich wüßte noch vieles über den Leipziger Wohlthätigkeitssinn hinzufügen, aber wozu? der wahre Wohlthätige findet den schönsten Lohn indem er wohlthut. — Allzulautes Lob beschämt ihn, macht ihn stutzig; ich kenne einen Verein dem es unverbrüchliches Gesetz ist, im Geheim wohlzuthun; ein so reines Glück sey Jedem gegönnt und ungetrübt dessen Herz dafür empfänglich ist.

Hier ist der besprochene Brief:

Liebe Freundin!

Es freut mich sehr, daß Sie mit meiner Besorgung Ihrer Aufträge zufrieden sind, so wie auch, daß Ihnen meine Schilderungen über unser hiesiges Treiben Vergnügen machen, mit Vergnügen erfülle ich daher Ihren Wunsch Ihnen eine kleine Schilderung des Wohlthätigkeitsinns von Leipzig's Bewohnern zu geben; man kann wohl behaupten, daß es wenige Städte giebt wo die Bewohner mit so viel Liebe als die Leipziger, jede Gelegenheit benutzen ihren Neben-Menschen zu helfen und sie zu unterstützen; jeden Winter ist hier eine Ausstellung weiblicher Arbeiten, was die Frauen und Töchter aus den bemittelten Ständen verfertigen; von dem Betrag der daraus gewonnen wird, wird eine Suppen-Anstalt jeden Winter arrangirt, wovon mehrere hundert von unsern Armen gespeißt werden. Dann ist der sehr lobenswerthe Ehren-Damen-Verein, dieser Verein hat den schönen Zweck, armen Weibern bei ihrer Entbindung mit einiger Wäsche für sich und das neugeborne Kind, ja, nachdem es die Frau bedürftig ist, bekommt sie auch einige Mal Wochenessen, und sehr oft werden sie noch mit Betten beschenkt. Sie werden sich wohl erinnern, wie vor einigen Jahren die armen Polen durch Leipzig kamen, was haben da nicht unsere Kaufleute besonders gethan, um den Polen ihr trauriges Loos zu erleichtern, was haben nicht unsere Leipzigerinnen gethan? wahre Pracht-Arbeiten fanden sich in der Ausstellung weiblicher Arbeiten für die Polen, nicht Zeit

nicht Geld wird in unſerm Leipzig angeſehen, ſobald es darauf ankommt Hülfsbedürftige zu unterſtützen. Die vielen Bitten die faſt unaufhörlich an unſer Leipzig ergehen, aber gewiß keine vergeblich, ja ich kann wohl behaupten, daß manche Familie ſich von dem Nothwendigſten etwas entzieht, um nur wenigſtens eine Kleinigkeit geben zu können; auch unſer Rath thut ſehr viel für unſere ſowohl, als für fremde Arme, was für einen edlen Zweck hat nicht die Sonntags-Schule, die einzig und allein ihr Entſtehen und ihr Fortbeſtehen unſerer Kaufmannſchaft zu verdanken hat. Auch thun unſere Leipziger Familien ſehr viel an armen Studenten, was fleißige arme Studirende ſind, denen fällt es gewiß nicht ſchwer, von einigen Familien Unterſtützung zu erlangen. Ich habe Ihnen theure Freundin hier nur wenig angeführt, aber Sie ſind gewiß mit den edlen Geſinnungen unſerer Leipziger zufrieden.

Julie

VI.

Wirsiers.

Das lustigste Volk Leipzigs sind die Wirsiers, d. i. Aufwärter der Studenten, denen sie für 12 Groschen monatlich die Kleider ausklopfen, die Stiefeln bürsten, die Pfeifen reinigen und — die Philister prellen helfen! besonders, wenn es sich um einen honorigen Pump handelt, da sind sie unerschöpflich in neuen Finten und unermüdlich in ihrer Geduld, bis der Philister die seinige verliert, und, um nur Ruhe zu haben, sich auf Diskretion ergiebt. Eine originelle Mischung von Dummheit und Schlauheit ist es, was alle Wirsiers auszeichnet; hiezu gesellt sich in der Regel eine Dummdreistigkeit von so großartiger Natur, daß man ordentlich Respect davor bekommt. Die Haupttugend der Wirsiers ist aber ihre Verschwiegenheit und ihre unverbrüchliche Treue wo es die Burschen betrifft: ich wollte keinem unter ihnen rathen hiewider zu handeln, seine Kammeraden würden ihn ohne Komplimente zu Tode prügeln. — Höchst ergötzlich ist es übrigens anzuhören, wenn sie für die Studenten stehen und sie zu vertheitigen suchen: so ist z. B. der meinige an einem denkwürdigen Jubeltage mit seiner Familie nach Tauche ge-

fahren und zwar in einer Kutsche: viele Leute im Gedränge der Wagen und der Menge fielen über sie her, und er wurde, unbezweifelt! von Studenten braun und blau geschlagen daß er vier Wochen zu Bette liegen mußte, dennoch ist seine Treue so groß, daß er verläugnet, daß Studenten seine Peiniger gewesen sind!

Außer dem Stiefelwixsen betreiben sie auch mit Eifer die dramatische Kunst, das will sagen: für einige Groschen Gage des Abends, übernehmen sie im Theater die ersten Statistenrollen (für das zweite Fach sind die Feuerrüpel oder Schornsteinfegerjungen engagirt.) Man muß es ihnen zum Ruhme nachsagen daß sie sichs dabei für ihren Groschen oft saurer werden lassen als der primo uomo für seine Tausend und etzliche Thaler — manchmal freilich kommt der Geist über sie und dann reißen sie einen Witz, der sie unwillkürlich ins Trauerspiel, in ein Lustspiel umwandelt! — z. B.:

Bei Anwesenheit der großen tragischen Künstlerin, Sophia Schröder, wurde unter andern auch Maria Stuart aufgeführt wo mehrere Wixsiers als Hofcavaliers und Richter figurirten.

Einem der Letztern, welcher im fünften Act, wo Maria ihrer Hinrichtung entgegen geht, ernsthaft und würdevoll dasteht, wird von seinem muthwilligen Collegen eine Priese Schnupftaback in Maul und Nase gerieben. —

Der Unglückliche kann sich nicht lassen!

„Go breite du die Arme aus, mich zu empfangen,"

Ruft Demoiselle R. als Maria und geht mit ausgebreiteten Armen nach dem Hindergrunde zu: —

Da bricht der Wixsier in ein furchtbares Niesen aus — fährt mit beiden Händen nach Nase und Mund, und — entsetzt floh Maria Stuart in eine Coulisse! — von tobendem Gelächter aber wiederhallten des Hauses Räume.

Das vierzehnjährige Söhnchen eines Wixsiers ist aus der Art geschlagen indem es nicht Wixsier werden wollte, sondern zn einem Schuhmacher in die Lehre ging; der Alte ist sehr bekümmert deshalb, und sein einziger Trost in diesem Herzeleid ist Fritzchens unläugbares Talent für Schauspielkunst, so wie sein Eifer, seine Pflichten zu erfüllen. Mit Stolz und Freude erzählt der Vater, wie der Junge einstmals einen Cammerad nach dem Theater gebracht und ihn dem Director mit den Worten vorgestellt hat: „Hier, Herr Directhier! bring ich den Will'm mit, der hinte vor mich spielen sull, denn ich hawe alleweile á schlimmes Been."

Tragischer freilich ist folgende Begebenheit:

Fritzchen soll den Engel im dritten Act des Käthchens von Heilbronn machen. Er wird aber mit seiner Garderobe spät fertig. Wie er sich nun endlich der Coulisse in seinem Flügelkleibe nah't, erhält er von dem Director R. die schönsten Maulschellen und Prügel, so daß seine Wangen eine wahrhaft engelhafte Röthe bekommen. Er schimpft und weint — in diesem Augenblick, da er sich den Kopf kratzt, wird er aufgezogen und muß dem Publikum als — die Unschuld schützender Genius erscheinen.

Ihre Weiber theilen mit ihnen nicht ihren Wiß, wohl aber ihre Dummheit. Ein alter Wirſter ſetzt ſich mit ſeinem Erſparten zur Ruhe und errichtet einen wohlfeilen Mittagstiſch für unbemittelte Burſche.

Einmal will die Ehehälfte des Alten ihren Gäſten etwas zu gute thun und kauft eine Melone, welche ſie Mittags als Deſert aufſetzt. Es findet ſich aber beim Aufſchneiden, daß die Melone noch ganz unreif iſt.

Nach dreien Tagen ruft ſie plötzlich einen Studenten vom Mittagstiſche ab, in die Küche: „Sehn Se mahl," — ſagt ſie — „ich klobe de Melone fängt an zu riechen, jetzt werd ſe wohl bald reif ſeyn thun!" Aus Oekonomie hatte die Gute beſagte Melone mit einem Zwirnsfaden zuſammen geheftet und glaubte, ſie würde ſo reifen.

Einige Tage nachher kommt eine äuſſerſt dünne Suppe auf den Tiſch. Die Burſchen beginnen zu murren und ein altes Haus nimmt endlich, zur Wirthin gewandt, das Wort:

„Bringen Sie die Suppe nur wieder 'raus, wir können ſie nicht eſſen."

„Nee! Herr L.! Se müſſen ſe eſſen." —

— „Donnerwetter! wir müſſen? warum?! —

„Weil mer ſe eenmal kekocht hawen!"

VII.

Gespräche.

1.

Zwei Holzhacker.

Der Erste: Sak mer' mal, was hast'n Kestern verdient?

Der Zweite: Iche, na was sull ich'n verdient hawen?

Der Erste: Nu ja, was de verdient hast?

Der Zweite: Ich hawe nischt nich verdient, aber du hast enne Maulschelle verdient (applicirt ihm einen fürchterlichen Backenstreich), daß du mich hutzen thust!

2.

Arme Frau und reiche Frau.

Arme Frau: Schenken se mer doch á paar Schuhe mei gutes Madamchen vor mei kleenes Mädchen.

Reiche Frau: Wie alt ist denn das Kind?

Arme Frau: Fünf Jahre, mei kutes Madamchen; du liewer Kott, mei Mann is schont's seit sieb'n Jahr'n todt un nu muß ich mich alleene vor's Wermchen placken!

Monolog

eines heruntergekommenen Wollhändlers

(nach Shakespeare.)

Wolle — oder nicht Wolle? — Ja das ist die Frage? —
Ob's klüger sei, in dieser flauen Zeit
Einkäuf' zu wagen auf Speulation;
Obs klüger sei, damit zu warten, bis
Der Rest geräumt und wieder Nachfrag' kommt.

Wolle? — Nachfrage? unmöglich fast!
Jedoch vielleicht! — Woll' und Nachfrage,
Nachfrag' und Woll' — vielleicht gar beff're Preise! Ach!
Und dann sagen können: eine einz'ge Messe
Macht' alles wieder gut was schlecht gemacht
Die letzte Zeit (und meine Speculation),
Und führt zurück den alten guten Wohlstand —
Ein schöner Wunsch! zu wünschen wohl mit Andacht!

Wolle! — Wohlstand! — das war sonst ganz
Gleichbedeutend! — In der Wolle sitzen —
Geschoren sein Schäfchen haben, hieß:
„Wohlhabend sein, Geld haben und Credit."
Wer in der Wolle saß, den blickten alle
Wohlwollend an! und Jeder wollte
Willig ihm dienen.

Voll war stets die Kasse — voll
Ward stets der Wechsel acceptirt, auf
Jeglichem Comptoir, des Wohlbekannten in der
Wolle. —

Das ist vorbei nun, seit des Geizes Teufel
Auf einmal nun in das reiche England fuhr! —
Ich hab' gehofft — mein Lohn ist ausgeblieben!!

Ich speculirte! — furchtbar, — schäuderhaft!
Ich kaufte auf — ich kaufte, kauft' und kaufte!
Daß Gott erbarm! kein Wiederkäufer nahet!
Und Centnerschwer nun lagert meine Waare
Mir, wie ein böser Alp, auf meiner Seele.

Ja, sitzen bleib' ich nun in meiner Wolle! —
Mein Wohlstand aber täglich mehr sich mindert,
So daß ich nahe d'ran bin: aus der Wolle
Ins Schuldgefängniß zu gerathen, wo ich
Wie man zu sagen pflegt, mich kann aufs Brummen legen.

Nein soweit soll's nicht kommen! — lieber end' ich,
Obgleich ein Leipz'ger nur, als ächter Römer
Mein elend Dasein. — Groß war stets mein Wollen!
So such' ich hier, in meiner Wolle denn
Wie früher Wohlstand, ich in ihr gesucht
Freiwill'gen Tod — Welt! Wolle! fahret wohl! —
Denkt meiner im Gebet, ihr meine Gläub'ger.

(Er kriecht in einen Wollsack und erstickt sich.)

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Leipzig

wie es geht und steht, lebt und liebt;

oder

Spaziergänge

in und um Leipzig.

Herausgegeben

von

L. Lüser.

Viertes Heft.

Mit einer colorirten Zeichnung.

K. 11. 11. 1905

Leipzig, 1835.

Verlag von W. Zirges.

Motto.

„In meiner Näh' wird euch — ihr wißt nicht wie?
Mein Lärvchen da weissagt verborg'nen Sinn!
Ihr fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie —
Vielleicht wohl gar der Teufel bin."

Köl Univ.Bibl.
Berlin

I.

Auerbachs Keller.

„Nun will ich Dich vor allen Dingen
„In luſtige Geſellſchaft bringen!“

Vorausgeſetzt mein Leſer, daß Du Dich ein wenig auf luſtige Geſellſchaft verſteh'ſt; auch ein wenig Poeſie dürfte nicht von Uebel ſein, doch die wird ſich ſchon finden, wenn es Dir nicht an Gelde gebricht, denn mein Freund Herr Otto Pierer führt ein vortreffliches Glas Wein. —

„Was iſt denn das für ein Keller?“

„Nun, wie ſchon das Schild Dir beurkundet, der berühmte Auerbach'ſche.“

„Himmel! ich falle!“

„Richtig! die Kellertreppe hinab! — o! das paſſirte dem ſeligen Kammergerichtsrath Hoffmann oft, als er ſich in Leipzig aufhielt; und ich ſelber mache hier täglich meinen Wag'ſprung! Glück zu! Du befindeſt Dich in Auerbachs Keller.“

Das Local iſt allerliebſt eingerichtet, ohne daß alles Alterthümliche daraus verwiſcht wäre! Hinter jenem Pfeiler in der Hauptſtube vor allem, herrſcht

ein so zweideutiges Dunkel, daß man oft unwillkührlich hinüberschielt, ob nicht der Junker

„im rothen, goldverbrämten Kleide,
„das Mäntelchen von starrer Seide,
„die Hahnenfeder auf dem Hut —

plötzlich daraus hervorträte. Besonders kann man des Abends zwischen Elf und Zwölf, als letzter Gast bei der Burgunderflasche sitzend, an derlei denken, und wär' dies nicht, so hast Du da, 1) Leipziger Chronik, 2) dort oben an der Wand zwei alte dunk'le Bilder und 3) das merkwürdige Buch, betitelt:

„Das ärgerliche Leben und erschröckliche Ende, des berühmten Schwarzkünstlers Doctor Johannes Faustus, Nebst einem Anhang von denen lappländischen Zauberern, Beschwörern, imgleichen von denen Pauckern, Hexen und Gespenstern."

woraus Du ersehen kannst, wenn Du's anders aus dem Göthe noch nicht wüßtest, wie der Teufel sich hier erlustigt hat mit seinem Cabinetsstück dem deutschen Doctor.

Seltsam! wenn ich den alten Kupferstich des Faust betrachte, der dort an der Hauptwand prangt, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: es ist doch Schade, daß der Teufel den Kerl holte! — Wohl mögen böse Gedanken hinter dieser breiten Stirn gebrütet haben, aber gewiß auch große, geistreiche! indeß, es scheint einmal: als ob der Teufel eine besondere Passion für die geistreichen Leute verspüre und mit nichten ein so dummer Teufel sei, als wofür Viele ihn ausschreien. So viel weiß ich bestimmt: daß er in neuern Zeiten auch

nicht einen Leipziger Doctor mehr holte, und das zeugt gewiß nicht von Dummheit.

Ich habe in diesem Keller manche Mitternachtsstunde verphantasirt und meinen Träumen lustige Gesellschaft gegeben! sonst ist diese, außer den Messen, hier ein wenig rar, wie überall in Leipzig, wo nicht getanzt wird. — Die Leipziger Schöngeister kommen selten hierher, theils weil sie kein Geld haben, theils weil die feinen, edlen Weinsorten ihrem stumpfen Geschmack nicht zusagen. — „Grogg, Baier'sches Bier, Thee und schlechter Witz!" Voilà die Elemente, in denen sie sich bewegen. — Wollhändler, Wechsler, Commis Voyageurs, und Männer welche vor einem Jahre Hochzeit machten, vertrinken hier von Zeit zu Zeit ihren Gram; auch Reisende, namentlich Engländer, trinken hier und besehen den gewaltigen Keller unterm Keller, wo die bemoosten Flaschen ruhen, seliger Träume voll — aber wie gesagt, lustig gehts dabei nicht her, wenn Du nicht verstehst Deinen Gedanken ein Fest zu geben.

Ehrlich gesagt! eigentlich lustig bin ich in diesem Keller auch nie gewesen, es ist entweder eine tolle diabolische Laune, welche mich erfaßt, so oft ich hier einkehre, oder eine ganz eig'ne schmerzliche Sentimentalität —

„Meine Ruh' ist hin! — mein Herz ist schwer!"

summt mir's vor den Ohren — und je mehr ich strebe mich aufzuraffen, je schmerzlicher tönt es fort:

„ich finde sie nimmer und nimmermehr!"

„Wein!" ruf' ich laut im höchsten Unmuth über mich selbst —

Die rechte Flasche? antwortet draußen der Kellner, „hier ist sie!" er bringt mir den Bestellten, entfernt sich wieder und ich trinke bis ich die fatale Melodie nicht mehr höre — am andern Morgen muß ich meine Empfindsamkeit mit Kopfweh büßen.

„Aber ist das ein Capitel in ein so lustiges Büchlein?" fragt unmuthig der Leser. Gemach, mein Freund! des Auerbach'schen Keller mußt' ich gedenken um der Vollständigkeit willen; aber wer ihm nach Göthe noch eine lustige Seite abgewinnen kann, wenn er eben darin sitzt und des großen Meisters gedenkt, und es denkt: daß sein großes Auge sich schloß für immer — o Deutschland! wie pauvre bist du doch dermalen an großen Männern! — Nein! wer hier lustig seyn kann, der ist kein Dichter.

Ich bin aus dem Keller hinausgesprungen. — Die frische klare Herbstluft (wie sie in wenig andern Orten so rein und hell als in Leipzig ist) umfängt mich wieder; helle, hübsche Mädchenaugen blitzen mich listig lächelnd an. Die Schelminnen wissen es wohl: daß ich, je grimmiger ich mich stelle, um so verliebter bin — und siehe da! — meine frohe Laune kehrt wieder. — Ei! wie wunderlich: daß freie Luft und schöne Mädchenaugen noch mehr vermögen als der feurigste Wein. — Was wohl der kleine schwarze Teufel da vor hat, der an der Kellerthür lauscht? Er gehört zur achtbaren Zunft der Leipziger Essen-

kehrer, welche ihrer Keckheit und Schalkheit halber in Leipzig berühmt sind, und — mit Recht! — Da kommt der Kellner die Treppe herauf mit einem Teller voll geöffneter Austern — der kleine schwarze boshafte Satan! mit seiner Schornsteinfegerkappe fängt er an sich abzurußen daß eine Wolke von Ruß ihn und den Kellner mit den Austern einhüllt: — als die Wolke sich senkt, ist der Spitzbube verschwunden; der Kellner aber sieht zu seinem Entsetzen die schönen Austern in die Farbe der Feuerrüpel gehüllt.

* * *

Und somit genug von Auerbachs Keller! der vollständigsten Vollständigkeit halber stehe nur hier noch die Legende von Faust's Ritt auf einem Weinfasse, wie sie der würdige Dr. Hans Kindermann in schöne Knittelreime gebracht hat.

II.

Doctor Faust,

in Auerbachs Keller 1525.

Der Doctor Faustus war bekannt
Als arger Zaub'rer im deutschen Land.
Er hatte dem Teufel im tollen Muth,
Sich eigen verschrieben, mit seinem Blut
Und thät verzichten, für ew'ge Zeit,
Auf seiner Seele Seeligkeit.
Dem Teufel freu't's, daß solch 'nen Mann,
Er für sein höllisch Reich gewann!
Ließ sich die Müh' drum nicht verdrießen:
Bis es zum Teufelholen Zeit,
Mit Faust, in Lust und Herrlichkeit,
Das Erdenleben zu genießen.
Als Kammerdiener und Cavallier,
Als Hund und Katz' und ander Gethier
Begleitet' er den lust'gen Herrn,
Und was der wollte, that er gern.
Nun hat sich's begeben, zu selber Zeit,
Nachdem sie herumgefahren weit —
Sind sie Beide nach Leipzig kommen;
Wurden sehr wohl dort aufgenommen!
Und der Teufel hat bei sich selber gedacht:
„Die Stadt ist so recht wie für mich gemacht!"
Als sie nun geh'n auf der Grimma'schen Gaß,
Sieht der Faust, wie drei Weiskittel das
Sich plagen, aus Auerbachs Keller heraus
Ein Weinfaß zu schroten, dieweil zum Schmauß,
Welchen Senatus auf dem Rathhaus thät halten,
Ein Fäßlein noch nöthig, vom guten Alten,

Denn der Raths-Burgkeller war schon leer,
Und die Herren dürsteten gar sehr.
Wie aber die Weiskittel schroten und schieben,
Ist doch das Fäßlein stecken geblieben,
Und wollt' nit aus dem Keller hervor,
Darüber gabs groß' Geschrei und Rumohr.
Tritt plötzlich der Fauste hinzu und spricht:
„Was für schwache Wichtlein seid Ihr nicht!
„Ich will nicht Arm und Hände rühren
„Und doch das Fäßlein heraus practiciren." —
O Prahlhans! — ruft der Wirth — ich mein':
Das läßest du wohl hübsch mir sein!
Doch — kannst du's, sey das Fäßlein dein.
„Ein Mann?" — Ein Wort! — „Und Topp?" —
Schlag' ein! —
Da springt der Faust in den Keller hinein
Und setzet wie ein Reitersknecht
Wohl auf dem Fasse sich zurecht.
Und schau! das Faß im vollen Lauf,
Fliegt — hopp, hopp, hopp! — die Treppe hinauf!
Und galloppirt unter Volksgeschrei,
Dicht unterm Rathhaus Thor vorbei.
Der Wirth — die Weiskittel bleiben stehn,
Mit Staunen und Schreck das Wunder sie sehn.
Und diese Geschichte schaut ihr noch heut,
In Auerbachs Keller fein abconterfei't;
Woraus denn jeder wohl leichtlich ermißt:
Wie mächtig und listig der Teufel ist.

III.

Sirop.

Eine Stimme aus der Tiefe.

Wo ich ſey und wo mich hingewendet
Als ich meine Schulzeit ausgelebt?
Hintern Ladentiſch ward ich geſendet,
Wo man Pfeffer ſtößt und Düten klebt!

Willſt Du nach dem Wohlbehagen fragen,
Unter Zuckerſtengeln ſpät und früh?
Wo Studentenfutter labt den Magen,
Da verderben Leckermäuler nie!

Ob ich auch mich in den Kram gefunden,
Glaube mir, das Schwerſte iſt gelöſ't,
Ladenwitze liefre ich den Kunden,
Daß der Bock die Ladenjungen ſtößt.

Dort wirſt Du mich alſo wiederfinden,
Wenn Dein Appetit dem meinen gleicht;
Wo Roſinen, Mandeln und Corinthen
Ohnentgeldlich Dir das Schickſal reicht.

Ja, ich fühle, daß kein Wahn betrogen,
Als ich in den Kaufmannsladen ſah!
Zu dem Süßen fühlt' ich mich gezogen,
Und belohnend ſteht der Sirop da.

Wort gehalten wird in unſern Räumen
Jedem ſchönen näſchigen Gefühl.
Wage nicht, wo anders Glück zu träumen,
Nur die Zuckerdüte ſey Dein Ziel!

IV.

Geſpräch
in einer Leipziger Bierſtube.

(Chirurgus Schelle. — Candidat Till. — Mehrere ordentliche und unordentliche Bürger. — Handlungs-Commis.

Schelle (im Eintreten).

Allerſeits guten Abend meine Herrn! (Alle grüßen; Schelle leiſe zu Till) Schon lange da, Freundchen?

Till (eben ſo).

Eben kam ich.

Ein dicker Mann.

Na nu, Herr Chirurgus! was giebt's denn Neues in der Stadt.

Schelle (wichtig).

Höchſt Wichtiges meine Herrn, das heißt, es iſt wichtig, in ſo fern als es ſich in Leipzig zugetragen hat.

Till.

In Leipzig trägt ſich überhaupt nichts Unwichtiges zu.

Schelle.

Gott bewahre! das sag' ich ja eben! was in Leipzig passirt, ist Alles wichtig — ungeheuer wichtig! absolut wichtig.

Dicker Mann.

Ja, un wenns nicht wichtich is, so müssen mers dazu machen, die Menschen sollen nicht kloben, daß mer um nichts un wieder nichts um eine Sache reden.

Till.

Viele Worte ziemen nicht dem Mann —

Dicker Mann.

Das sag' ich meiner Frau alle Morgen! Adelaide, sage ich — mache doch nicht so viel Kerehde — mer kommen damit in der kanzen Stadt rum, daß du deine Klätscherei nicht lassen kannst, es hat vorche Woche sogar schon was ins Dageblatt kestanden, was ich auf dir bezogen habe, denn ich kenne deine Manir, un wie du, so sein alle deine Freundinnen; ihr kommt zusammen beim Cäffee, in'n Kuchengarten, in'n Rosendahl — in Kohlis, und klatscht und klatscht, und denkt nicht daran, 'was eure armen Männer hernach für Unannehmlichkeiten dervon haben. — Nimm dir doch 'n Exempel an mir! zum Beispiel: ich thue den Mund nicht auf, als wenn ich ämal beim Bier mit meinen kuten Freunden ein ernstes Wort über die neusten Weltangelegenheiten spreche. — Aber Herr Jehs, da kam ich ihr erscht recht! fing sie än Lärmen an, daß mir noch meine

Ohren klingen, un ich am Ende nur Kott hankte, als ſie nach einer Stunde endlich aufhörte. Ne! mit den Weibern is kar kein Auskommen mehr.

Till.

Beſonders was ihre Ausgaben betrifft!

Dicker Mann.

Ach das weiß Kott! alle Tage woll'n ſe 'n neues Putzſtück haben! — aber was wollten Sie denn Neies erzählen, Herr Chirurgus —

Schelle.

Neues, allerdings! das heißt in ſo fern als wir ſchon lange wußten, daß es ſich begeben ſollte! aber ſich nicht begab.

Dicker Mann.

Das ſchadet nichts! kömmſt du heute nicht, ſo kömmſt de morgen.

Schelle.

Er iſt aber wirklich heute ſchon angekommen.

Dicker Mann.

Herr Jehs! wer denn?

Schelle.

Der Beſieger der Herzen! das heißt: in ſo fern er mit 29 Mann alle Beine unſerer tanzluſtigen Schönen unwiderſtehlich hinreißt, daß ſie walzen,

galoppiren, rutſchen — raſen! mit einem Worte: der große Strauß aus Wien.

Ladendiener (aufſchreiend).

Strauß?! o ihr Mächte des Himmels! (er fällt vor Entzücken ohnmächtig vom Stuhle; — unter den Ehemännern und Vätern entſteht eine große Bewegung.)

Dicker Mann (ängſtlich).

Nee Herr Chirurgus! Heeren Sie! — Sie ſpaßen wohl nur?

Till.

Ja Schelle geſteht's nur, Ihr ſpaßet! Ihr war't von jeher ein Vocativus.

Schelle.

Freilich! und wenn ich kein Vocativus war, ſo will ich ein Schaafskopf geweſen ſein! Aber diesmal iſt es bittrer Ernſt: Herr Strauß iſt wirklich angekommen, wie Sie aus dem Thorzettel erſehen können.

Dicker Mann (die Hände ringend).

Ach kuter Kott! das wird mir á ſchöner Strauß werden, wenn ich zu Hauſe komme. Meine Adelaide quält mich ſchon ſeit vier Monat, wenn der Strauß kommen thäte, ſo ſollt' ich dazu thun, daß ſie in'n Dunnel 'n Ball keben.

Alle Männer und Väter (durcheinander).

Meine Frau auch! und meine Töchter!

Dicker Mann.

Kott wie kommen mer aus dieſer Verlegenheit — Herr Schelle! was meinen Sie, daß mer thun ſollen?

Schelle (ſtockend).

Je nun ich meine — hm allerdings ich meine —

Alle (dringend).

Reden Sie Herr Schelle — geſchwind!

Schelle (leiſe zu Till).

Rathet mir, Freundchen! helft mir! (laut) Ja! ich meine —

Till.

Mein Freund wollte ſagen: das beſte Mittel wäre wohl, wenn Sie, verehrte Herren! ſich einmal Ihren werthen Frauen und Töchtern gegenüber als Herrn vom Hauſe, als Männer und Väter zeigten —

Alle.

Ja! aber wie machen wir das?

Schelle.

Je nun! Sie müſſen —

Till.

Mein Freund will ſagen: Sie müſſen es machen, wie Ihre Frauen und Töchter bisher es machten, nämlich auf Ihren Kopf beſtehn und nicht nachgeben.

Schelle.

Richtig, das wollt' ich sagen.

Dicker Mann.

Ja, aber was wird meine Adelaide dazu sagen?

Die Uebrigen.

Und meine Frau, und meine Töchter.

Schelle.

Freilich die könnten —

Till.

Und werden sagen: „Was fällt Euch ein, Ihr armseligen Tröpfe? Ihr wollt Euch auf die Hinterfüße stellen und nicht mehr thun, was wir verlangen, gesetzt auch: nnsere Anforderungen wären noch so unverschämt? Wer hat uns verzogen? wer hat allen unsern Thorheiten und Launen geschmeichelt vom Anfang an? wer uns in unserm Hang zur Verschwendung, in der Sucht außer dem Hause zu glänzen bestärkt? — Wer endlich durch sein weibisches Benehmen sich um unsere Achtung gebracht? — Ihr selbst und nur Ihr! — Genießet jetzt die bittern Früchte Eurer eig'nen Thorheit, Eurer Schwäche; ruinirt Euch ganz um unseretwillen, werdet Banquerottiers! Euch geschieht ganz recht, wir kümmern uns nicht darum."

Dicker Mann.

Hören Sie, das ist schrecklich grob.

Schelle.

Sie könnten aber auch erwidern —

Till.

Allerdings: Sie können und müssen als vernünftige Männer ihnen sagen: „Da Ihr selber einseht, daß Eure Eitelkeit, Narrheit, vor Allem aber Eure grenzenlose Verschwendungssucht, über lang oder kurz den Bankerott für uns herbeiführen müssen, so sind wir nur um so mehr entschlossen, dem Dinge ein Ende zu machen und Euch möglichst zur Raison zu bringen. Allerdings tragen wir nicht geringe Schuld indem wir Euch zu viel nachsahen — aber unsere Geschäfte erlaubten nicht uns um jede Kleinigkeit im Hause zu bekümmern, auch hegten wir das Vertrauen zu Euch, Ihr würdet zartfühlend und verständig genug sein, unsere Güte nicht zu mißbrauchen, sondern unser, unserer Kinder, so wie Euer eigenes Wohl berücksichtigen, kurz als brave deutsche Hausfrauen Euern Männern und Euch selber Ehre machen.“ (Gemurmel).

Till (fortfahrend).

„Statt dessen seid Ihr Modeäffinnen in- und auswendig! — Unter zehn Leipziger Hausfrauen verstehen Neune nicht wie sie eine ordentliche Suppe kochen sollen. — (Hört! Hört!)

Daß Ihr Euch der Wirthschaft nicht annahmt, erfahren Eure Männner erst, wenn sie zu Grunde gerichtet sind. — (Stürmischer Beifall.)

„Ihr laßt Euch von Euren Mägden betrügen und hernach betrügt Ihr uns, macht Schulden auf unsern Namen, — kurz, ruht nicht eher, bis Ihr unsere Ehre gebrandmarkt habt, oder wir, zu unse-

rer und Eurer Schande, öffentlich bekannt machen: daß man Euch nichts mehr auf unsern Namen borgen möge." („Bravo! Bravo!")

„Wir wollen Euch nichts versagen, worauf ihr gerechte Ansprüche machen könnt, aber dafür fordern wir auch, daß Ihr den Zweck Eures Daseins erkennt und erfüllt! Ihr seid nicht geboren, um den Morgen vor dem Spiegel zu vertändeln, Mittags auf der Promenade Liebesintriguen anzuspinnen, Nachmittags im Rosenthale, oder sonst wo, über Eure Nächsten zu medisiren und Abende und Nächte zu durchtanzen — sondern Ihr sollt Euch des Hauswesens annehmen, Eure Kinder (namentlich Eure Töchter!) besser wie bisher erziehen, vor allem aber sollt Ihr Eure Männer nicht mehr mit den Hornisten in eine Classe stellen." —

(Donnernder Beifall! Till schließt.)

Sehn Sie meine Herrn das könnten Sie Ihren Frauen und Töchtern sagen.

Schelle.

Mir aus der Seele gesprochen!

Alle (stürmisch).

Das woll'n mer! kein Dunnelball extra! keine Hörner mehr! mer woll'n Herrn im Hause sein! Vivat Herr Till!

Wirth.

Hier ist Bier!

(Er setzt frische Krüge auf.)

V.

Zehn Gebote

der Leipziger Eheherren an ihre Frauen.

Das erste Gebot.

Du sollst keine guten Freunde haben neben mir.

Weibchen! Gefahr ist beim Männergeschlechte!
Ich sey allein Dir der Beste und Rechte;
Schaue nach goldenen Kälbern nicht aus,
Lasse Dir g'nügen an Deinem zu Haus.

Das zweite Gebot.

Du sollst den Namen Deines Mannes nicht mißbrauchen.

Liebchen! des Mannes verehrlichen Namen
Brauche ihn nimmer wie andere Damen,
Darauf zu borgen nach Mode und Ton;
Denn nicht den Heller bezahl' ich davon.

Das dritte Gebot.

Du ſollſt den Hausfrieden heilig halten.

Fliehe der Klätſcher gefährliche Nähe
Nimmer mein Thuen und Laſſen erſpähe,
Mach' über Scherze nicht lärmenden Braus.
Fünfe gerade, hält Frieden im Haus.

Das vierte Gebot.

Du ſollſt Deinen Mann ehren, auf daß Dir's bei ihm wohlgehe und wir lange leben in Eintracht.

Ehre mich immer als Deinen Gebieter,
Handle nie meinen Befehlen zuwider;
Fürchte, wenn donnernd mein Grimm ſich erbricht!
Aber ich fürchte, — Du fürchteſt Dich nicht!

Das fünfte Gebot.

Du ſollſt nicht tödten.

Traute, ſey ſtets auch im Zorne gelaſſen,
Schone das Leben der Teller und Taſſen,
Und treibſt Du ja ſolch gefährliches Spiel,
Mindeſtens nimm meinen Kopf nicht zum Ziel.

Das sechste Gebot.

Du sollst mein Haupt unverziert lassen.

Schätzchen, ich bin mit Frisuren zufrieden,
Wie sie ein Kellner und Götze mir bieten;
Jäger und Postillone, mein Kind,
Hörner zu tragen berechtigt nur sind!

Das siebente Gebot.

Du sollst nicht zanken.

Täubchen, o schone die niedliche Zunge
Und echauffire nicht ewig die Lunge,
Es wird die Schönheit dem Aerger zum Raub,
Und wenn Du keifest, so stell' ich mich taub.

Das achte Gebot.

Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider Deinen Mann.

Liebe, nie mög'st Du mich tadelnd bereden,
Sondern mich immer im Guten vertreten,
Wenn etwa Jemand zu äußern es wagt,
Ich hielt es mit Dir und der Jungemagd.

Das neunte Gebot.

Du sollst nicht begehren, alle Moden mitzumachen.

Theure! bedenke, wie Luxus und Moden
Drücken den häuslichen Wohlstand zu Boden;
Mancher, der willig dem Weibchen gefröhnt,
Wurde zuletzt noch als Bettler verhöhnt.

Das zehnte Gebot.

Du sollst nicht begehren, alle Bälle, Concerte, Theater und sonstige Lustbarkeiten zu besuchen.

Holde! sey klüger wie andere Frauen,
Wolle nicht ewig genießen und schauen,
Nicht immer walzen nach Lanner und Strauß,
Ueberall weben — nur niemals zu Haus!

Schluß.

Hältst Du nun treulich die Ehegebote,
Bleib' ich der zärtlichste Mann bis zum Tode,
Weh' aber, fände ich jemals Dich schuldig.
Bei meinem Barte! — ich trüg' es geduldig.

VI.

Würde der Schneider.

Ode der Leipziger Zierbengel an die Schneider.

Parodie.

Ehret die Schneider, sie nähen und schaffen
Himmlische Kleider für irdische Laffen,
Flechten der Mode beglückendes Band.
Decken die Mängel mit Werg und mit Watte
Wo die Natur nur Aesopenform hatte;
Schaffen Apolle mit kundiger Hand.
Ewig in des Leders Schranken
Tummelt Schuster seine Kraft
Ledern werden die Gedanken
Und das Herz zum Stiefelschaft.
Hastig greift er nach dem Riemen,
Wenn der Junge schlecht gepicht;
Rastlos bohrt er mit dem Pfriemen,
Bis der Pechdraht Nähte flicht.

Aber mit zaub'risch schaffender Nadel
Schmücket der Schneider die Fürsten, den Adel
Hat er uns Stutzer so göttlich wattirt.
Wer unterscheidet die Magd und die Zofe
Oft von der glänzenden Dame am Hofe,
Wenn das Genie sie des Schneiders drapirt?

Feindlich iſt des Fleiſchers Streben
Mit zermalmender Gewalt
Geht er Ochſen an das Leben,
Macht er Schöpſ' und Schweine kalt.
Was er ſchuf, verzehrt man wieder,
Nimmer ruht der Wurſtgenuß;
Daß er bis die Sonne nieder,
Ewig Därme füllen muß.

Aber zufrieden mit ſtillerer Größe,
Nähet der Schneider die Taſchen und Schöße,
Bügelt ſie ſorgſam mit liebendem Fleiß.
Frei ſich geberdend mit Scheere und Elle,
Werfend eroberte Stücken zur Hölle,
Fürchtet er nimmer ſie werde ihm heiß.
Streng und ſtark den Hammer ſchwingend
Kennt des Grobſchmidts kalte Bruſt,
Stahl und Eiſen ſtolz bezwingend,
Nur des Schlagens rohe Luſt.
Winket Ruhe andern labend,
Iſt ihm Hämmern nur ein Schmaus;
Drum bläut er zum Feierabend
Noch der Frau den Rücken aus.

Aber, wie leiſe vom Zephyr erſchüttert
Schnell die äoliſche Harfe erzittert,
Fürchtet der Schneider den häuslichen Brand;
Zärtlich geängſtet von zornigen Mienen,
Suchet er knieend das Weibchen zu ſühnen.
Und der Pantoffel — entſinkt ihrer Hand.
In des Wehrſtands Herrſchgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit der Knute lehrt der Scythe,
daß der Pole nur ſein Knecht.
In dem Exercir-Getümmel
Schwingt den Stock der Corporal
Und kuranzt den Bauernlümmel
Wie den Stutzer, ohne Wahl.

Aber mit Sanftmuth hoch über dem Tadel,
Führen die Schneider den Scepter der Nadel,
Einen verſöhnend was platzend getrennt;
Wiſſen die Stücken, die ewig nicht paſſen,
Wieder in liebliche Formen zu faſſen,
Daß man das Alte im Neuen nicht kennt.
In des Tiſchlers Handwerkſtätte
Iſt der Leim Autorität;
Und er leimt ſo früh als ſpäte,
Leimt die Kunden und das Bret.
Bis er Sprung und Makel berge,
Hat er weder Raſt noch Ruh;
Selbſt den Riß zerſprengter Särge
Klebet er mit Leime zu!

Aber der Schneider, der Formen Gebieter,
Nähert das Ird'ſche dem Göttlichen wieder,
Mit des Geniees allmächt'ger Gewalt.
Das Ideal nur im Auge, das hehre
Iſt der Triumph ſeiner Nadel und Scheere,
Des Incroyable's verklärte Geſtalt!

VII.

Lied

der Leipziger Schmaucher.

(Im neuen Schützenhause zu singen.)

(Nach bekannter Melodie.)

Ein freies Leben führten wir,
Im alten Schützenhause! —
Bei Lagerbier und Meißner Wein
Vermeinten Kön'ge wir zu sein
:,: Und rauchten unser Pfeifchen. :,:

Und unsre Frau'n und Mägdlein zart,
Im bunten Kranz' sie saßen!
Und strickten fleißig ihren Strumpf,
Wir spielten Schaafkopf, Whist und Trumpf,
:,: Und rauchten unser Pfeifchen. :,:

Vor allem bei dem Schützenfest
Bewährte sich die Freiheit! —
Ertönt' — als froher Ruf zum Ball —
Trompetenschmettern, Paukenschall; —
:,: Wir rauchten unser Pfeifchen. :,:

Doch ach! im neuen Schützenhaus
Blieb's, leider! — nicht beim Alten!
Zu aller guten Bürger Qual
Ist in dem neuen Schützensaal
:,: Das Rauchen streng' verboten. — :,:

Warum, — fragt wohl der Philoſoph —
Nahm man uns unſre Freiheit?
Der Saal iſt mesquin decorirt! —
Kein Schade würde hier riskirt;
:,: Trotz Pfeifen und Cigarren! — :,:

Warum ſoll ſich der Geiſt der Zeit
Entartet hier nur zeigen? —
Soll dem Holz-Eiſenbahn-Verein,
Allein der Dampf geſtattet ſein?
:,: Schmach, wenn wir ſolches dulden! :,:

Auf, edle Schmaucher! opponirt!
Rottiret euch zuſammen!
Erzitt're du, o Tyrannei!
„Dampffreiheit!“ iſt das Feldgeſchrei! —
:,: Wir wollen dampfen! dampfen! :,:

VIII.

Ball-Lied
im Hôtel de Pologne.

(Nach bekannter Melodie.)

Verſammelt ſind wir noch einmal
In deinem Raum', Du heit'rer Saal,
Du ſah'ſt uns oft ſchon froh, und traun,
Du ſollſt uns heut' noch froher ſchaun!

Die Sorge bringt nicht in dich ein,
Hier ſorgt man nur um Tanz und Wein,
Hier wird geſcherzet und gelacht,
Und jede Grille todtgemacht.

Was kümmert uns die weite Welt?
Es lebe, wem es hier gefällt!
Hier giebt es einen guten Tiſch,
Beſetzt mit Braten, Wein und Fiſch!

Hier lächeln Freude nur und Glück,
Und Wonne ſtrahlt aus jedem Blick;
Was Wunder, daß wir Sonnen ſeh'n,
Wohin wir nur die Augen dreh'n!

Was bringt bei Nacht den Sonnenglanz?
Ihn ſchafft der Mädchen holder Kranz!
Ihr Strahl macht alle Herzen froh;
Die Sonn' am Himmel kann's nicht ſo!

Doch auch Planeten ſind allhier,
Die dreh'n ſich um der Sonne Zier; —
Die Männer ſind es — hochentzückt,
Wenn ſie der Sonnen Strahl beglückt.

Wenn ſtürmiſch nun der Rutſcher klingt,
Und der Planet die Sonn' umringt,
Dann wird ein Sphärentanz daraus,
Und Himmel wohnt in dieſem Haus.

Wohlan, im Himmel laßt uns ſein!
Nicht jeder Tag führt uns hinein;
Des Lebens Mai hat raſchen Gang,
Und ſein December dauert lang.

Für heute ſind wir gut bedacht,
Herr Puſch hat Alles wohl gemacht;
So laßt uns denn bei Sang und Wein
In roſenrother Laune ſein!

Wenn man nur Geld im Beutel hat,
Iſt Leipzig noch 'ne ſchöne Stadt,
Vergnügen bietet jeder Ort
Und jeder Tag bald hier, bald dort.

In Leipzig giebt's noch manchen Mann,
Der ſchlechten Zeiten trotzen kann,
Und wer auch wenig haben mag,
Der thut es doch dem Reichſten nach.

Man fährt, man jagt, man ſauſ't und brauſ't,
Man liebt, man tanzt, man trinkt, man ſchmauſ't,
Und wenn die Meſſe leidlich war,
So geht es flott das ganze Jahr.

Man ſitzt [redacted] Puſch im neuen Saal,
Beſucht im Sommer 's Roſenthal,
Fährt nach Zweinaundorf, Raſchwitz aus,
Und fehlt bei keinem Ball und Schmaus!

So lebe denn die ſchlechte Zeit
Mit ihrer Luſt und Herrlichkeit!
Es lebe, wer ſie gut erträgt,
Und mit Humor zu Boden ſchlägt!

Wir wiſſen heute nichts von ihr,
Hier iſt der Freude Hauptquartier,
Heut' wollen wir bei Tanz und Wein
Die Luſtigſten in Leipzig ſein!

Stoßt an! Dem Land, das uns erzog,
Dem Sachſenland ein donnernd Hoch!
Und ſeine Fürſten ſollen blüh'n!
Und ſeine Bürger ſollen glüh'n!

Es lebe Leipzig's edle Stadt,
Die Ruhm in allen Zonen hat;
Fragt wen ihr wollt, wo's ihm gefällt,
's heißt: Nur ein Leipzig hat die Welt!

Bei Pauken- und Trompetenschall
Klingt an auf Leipzig's Mädchen all',
Und die ein Jeder still sich denkt,
Ihr sei ein Lebehoch geschenkt!